Aus hohen Kreisen.

Roman

von

Gerhard von Falkenried. [= Ps. für Reinhold Ortmann]

Zweiter Band.

[1893]

Leipzig.

B. Elischer Nachfolger.

Höchst erstaunt und nicht ohne einen gewissen Unwillen hatte Frau Behrend den Kopf geschüttelt, als ihr Fräulein Helene mittheilte, daß sie in Begleitung des Professors am Sonnabend Morgen eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen gedenke. Auch an diesem Morgen selbst ließ sie es an Warnungen nicht fehlen, da ihr das Aussehen des jungen Mädchens und der beständige Wechsel der Farbe auf ihrem Gesicht kaum eine Bestätigung dafür sein konnten, daß sie einer solchen Anstrengung bereits gewachsen sei. Als sie aber sah, daß sie es mit einem bestimmten, fest gefaßten Entschluß zu thun habe, und daß ein weiterer Widerspruch, zu dem sie ja auch vielleicht gar nicht berechtigt war, wahrscheinlich schlimmeren Einfluß auf die Gemüthsstimmung des Mädchens üben würde, als die kurze Fahrt ihrem Körper schaden konnte, so gab sie nach und war Helenen sogar selbst beim Ankleiden behilflich. Schon eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit harrte das junge Mädchen in Hut und Mantel auf das Erscheinen des Professors, und ihre Angst und Unruhe äußerte sich immer lebhafter, als derselbe nicht erschien.

Sollte er ihre Verabredung vergessen haben? Das war bei der ganzen Art seines Wesens nicht anzunehmen, ja, es erschien ihr völlig unmöglich, und so konnten ihn nur Krank=

heit oder eine andere dringende Verhandlung abgehalten haben, zu erscheinen. Was aber sollte sie nun beginnen? Ebenso vergeblich wie sie jetzt auf den Professor, wartete ja in den nämlichen Minuten Bruno auf sie, und die Mittheilungen, welche er ihr zu machen hatte, waren sicherlich von der bedeutsamsten Wichtigkeit. Versäumen durfte sie diese Zusammenkunft unter keinen Umständen, denn auch ihr Herz war es, welches sie zu derselben trieb, und deutlicher als jemals stand gerade an diesem Morgen die Erinnerung an die Sterbestunde des alten Weißberger und an das Versprechen, welches sie ihm damals gegeben, vor ihrer Seele. Als die Zeiger unerbitterlich immer weiter über die bestimmte Stunde hinaus vorrückten, ohne daß der Professor, oder auch nur eine Nachricht von ihm gekommen wäre, litt es sie nicht länger in der qualvollen Unthätigkeit des vergeblichen Harrens.

Sie erhob sich und bat die verwunderte Frau Behrend, ihr einen Wagen holen zu lassen, da sie die Spazierfahrt allein anzutreten wünsche, und als die alte Dame einige Einwendungen dagegen erhob, wiederholte sie ihre Bitte mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen.

„Sie sind doch noch sehr reizbar und nervös, mein liebes Fräulein", sagte die würdige Matrone mit aufrichtiger Besorgniß. „Wenn schon der Gedanke, eine so bedeutungslose Sache, wie es eine Spazierfahrt ist, für heute aufzugeben, Sie in eine solche Erregung zu versetzen vermag, so ist es mit Ihren Kräften ganz gewiß noch recht schwach bestellt. Ich will Sie ja nicht zurückhalten, denn Sie sind Herrin Ihrer Handlungen, aber Sie sollten wenigstens das Mädchen zur Begleitung mitnehmen."

„Nein, nein!“ sagte Helene mit herzlicher Bitte. „Die Gegenwart des Mädchens würde mich nur noch nervöser machen. Lassen sie mich nur diesmal nach meinen Wünschen handeln, liebste, beste Frau Behrend, und seien Sie versichert, daß mir unterwegs, auch wenn ich allein bin, kein Leid geschehen wird.“

Wenn auch die Bedenken der alten Dame keineswegs beseitigt waren, erkannte sie doch, daß es umsonst sein würde, noch weiter zu widersprechen, und schickte das Mädchen zu einem nahegelegenen Droschkenplatz. Wäre sie selbst nicht durch zwingende Umstände zu Hause zurückgehalten worden, so hätte sie es sich gewiß nicht nehmen lassen, die ihrer Obhut Uebergebene zu begleiten, aber sie mußte darauf verzichten und sich darauf beschränken, der Davonfahrenden ihre besten Wünsche mitzugeben, und sie zu einer recht baldigen Rückkehr zu ermahnen. Kam es doch seltsamer Weise in dem Augenblick, da sie Helenens Hand in der ihrigen hielt, wie eine Ahnung über sie, daß sie sie niemals wiedersehen sollte!

Auch Helenens Stimmung hatte nichts von der freudigen Genugthuung über einen erfüllten Wunsch. Sie wußte, daß es kein wonnevolles Wiedersehen war, dem sie entgegen ging, und daß ihr jetzt vielleicht die schwerste Stunde ihres ganzen Lebens bevorstand. Aber sie hatte sich vorgenommen, muthig und gefaßt zu sein, was auch immer geschehen möge, und trotz der Schwäche, die von ihrer Krankheit zurückgeblieben war, glaubte sie sich stark genug, diesen Vorsatz zur Durchführung zu bringen.

Aber sollte sie ihre Kräfte nicht dennoch weit überschätzt haben?

Sie selbst war es, welche diese bange Frage vorlegte, als sie vor dem wohl bekannten freundlichen Vorderhäuschen aus dem Wagen stieg und sich anschickte, die Treppe zu ersteigen. Ihre Knie bebten, und ihr Herz schlug so hastig, daß sie fast den Athem verlor, und sich wiederholt an dem Geländer festhalten mußte, um einen heftigen Schwindelanfall vorübergehen zu lassen.

Ihre gütige Hauswirthin, die sie seit einer so langen Zeit nicht mehr gesehen hatte, öffnete ihr die Thüre und hieß sie in ihrer redseligen Weise mit einer Art von freudiger Rührung willkommen.

„Ach, du mein lieber Himmel! Fräulein Helene — Sie sind es wirklich! So hat der junge Herr also recht gehabt und mir nichts vorgelogen, wie ich schon glauben wollte, als er sagte, das Fräulein habe ihn hierherbestellt und er müsse es hier erwarten! Nein, aber wie verändert Sie aussehen, wie schmalwangig und wie bleich! Die junge Dame, bei der Sie verpflegt wurden, hat mir's freilich mittheilen lassen, daß Sie sehr krank seien; aber daß es Sie so sehr mitnehmen würde, hätte ich doch nicht gedacht; — und Sie waren doch so frisch und blühend! Mir ist es immer, als ob ich es gar nicht glauben könnte!“

Während des Redestroms hatte die biedere Frau Helene, welche so angegriffen war, daß sie kaum ein Wort hervorzubringen vermochte, in ihr Zimmerchen geführt, und sich dann mit außerordentlicher Hast und unter lauten Schreckensrufen entfernt, da aus der Küche ein sehr verdächtiger Geruch von angebrannter Milch zu dringen schien. Die Thür war hinter

ihr zugefallen, und Helene sah sich mit dem Manne, der sie seit geraumer Zeit erwartet hatte, allein.

Sie war erschrocken und totenbleich einen Schritt zurückgewichen; denn derjenige, welcher sich bei ihrem Eintritt von seinem Sitz erhoben hatte, konnte unmöglich Bruno Weißberger sein. Wohl hatte er seine Größe und Gestalt, auch seine feste elegante Haltung, aber sein Haar war eben so blond wie der dichte Vollbart, welcher sein Gesicht umrahmte, und nur die schwarzen blitzenden Augen waren ganz und gar diejenigen Brunos.

Helene wollte die Lippen zu einer Frage oder auch zu einem Hilferufe öffnen; aber die Stimme versagte ihr und nur das starre Entsetzen in ihrem Blick redete eine deutliche Sprache. Sie ließ es ohne Widerstand geschehen, daß der Mann die Thüre hinter ihr verschloß und die Schlüssel derselben abzog. Dann riß er die blonde Perrücke vom Kopf und sie sah nun Brunos schwarzes, aber ganz kurzgeschnittenes Haar. Sie erkannte jetzt auch die Züge seines Gesichts und sah die wilde verzweifelte Erregung, die sich plötzlich in demselben malte. Mit einer flehenden Geberde warf er sich ihr zu Füßen und rief mit gedämpfter Stimme, aus der die Seelenangst, welche ihn verzehrte, deutlich genug herauszuhören war:

„Habe Erbarmen mit mir, Helene! — Ich bin ein Unglücklicher, ein Verlorener! Nur Du allein kannst mich retten! O, sei barmherzig, und vergieb mir, was ich an Dir gesündigt!“

Noch immer fand sie kein Wort der Erwiderung, und Bruno sah, wie sie schwankte und umzusinken drohte. Er

schlang seinen Arm um sie, und führte sie an das Sopha, auf das er die willenlos Nachgebende niedergleiten ließ. Dann kniete er abermals zu ihren Füßen auf dem Boden und sprach mit erhöhter Leidenschaft auf sie ein:

„Frage mich jetzt nichts, Helene! Das Geständniß, das ich Dir machen müßte, würde Dich tödten und mich zum Wahnsinn treiben. Aber ich schwöre Dir, daß Dir trotzdem nichts verborgen bleiben soll, daß Du Alles erfahren sollst, Alles, und daß ich jede Buße auf mich nehmen will, welche Du mir auferlegen kannst! Nur heute laß mich schweigen! Nur heute steh' mir bei, ohne mich zu fragen, und gieb mir den Beweis, daß wenn auch nicht die Liebe, auf welche ich keinen Anspruch mehr habe, so doch wenigstens eine Neigung von Mitleid für mich in Deinem Herzen zurückgeblieben ist!"

Ihre fiebernde Hand lag in den seinigen, die so kalt wie Eis waren und sie machte keinen Versuch, sie ihm zu entziehen.

„Womit soll ich Dir helfen?" fragte sie tonlos, indem sie starr in das Leere blickte.

„Gieb mir das Kästchen, welches Dir Uhlig in Verwahrung gegeben!" flüsterte er, sich dicht an ihr Ohr neigend, aber sie schauerte zurück, wie vor dem Zischen einer Schlange.

„Ich kann es nicht," erwiderte sie mit zuckenden Lippen. „Das Kästchen wurde seinem Eigenthümer zurückgestellt."

„Unglückliche! Du hast es Uhlig ausgehändigt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht Uhlig — seinem Eigenthümer, Bruno; denn ich erfuhr, daß die Kostbarkeiten, welche es enthielt, gestohlen seien."

Das Wort schmetterte ihn nieder, wie ein Keulenschlag. Er verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen Körper.

Plötzlich sprang Bruno empor und alle Muskeln seines Gesichts waren verzerrt.

„Ja, ich bin ein Verworfener, ein Elender!“ stieß er hervor. „Ich bin nicht werth, daß Du Dich meiner erbarmst, nicht werth, daß mich die Erde noch länger unter ihren Geschöpfen trägt! Feigling, erbärmlicher Feigling, der ich war, nicht auf der Stelle zu thun, was mir noch allein zu thun übrig bleibt!“

Mit einer wilden Geberde stürzte er zur Thür; aber ein schwacher Zuruf aus Helenens Munde hielt ihn zurück.

„Was willst Du thun, Bruno? Wohin willst Du gehen?“

„Wohin ich gehen will? Und das kannst Du noch fragen? Ich bin nicht stark genug, Schande und Verachtung zu ertragen, am wenigsten Deine Verachtung, Helene! Ich will die Welt und Dich von einem Ueberflüssigen, einem Elenden befreien und ich hoffe, daß mir der Richter, vor dessen Thron ich mich jetzt niederwerfen will, gnädiger und barmherziger sein werde, als Du.“

Ob nun der leidenschaftliche Ausbruch seiner Verzweiflung echt oder erkünstelt, oder auch vielleicht ein Gemisch von beidem war, jedenfalls mußte er eine mächtige Wirkung auf das ohnedies gewaltig erschütterte Gemüth des jungen Mädchens üben. Sie brach in Thränen aus und winkte ihm mit der Hand, zu bleiben. Er folgte dieser Weisung augenscheinlich sehr bereitwillig und harrte des ersten Wortes von

ihren Lippen. Nach einer Weile hatte sie denn auch Fassung genug gewonnen, ihre Thränen zu trocknen, und mit verständlicher Stimme zu sagen:

„Du weißt, Bruno, daß ich es niemals sein werde, die Dich zu einer solchen That der Verzweiflung treibt. Wenn ich im Stande bin, Dich zu retten, so werde ich es schon um Deines todten Vaters willen thun. Sage mir, wodurch es geschehen soll und ich werde nicht zögern, Dir jedes Opfer zu bringen, das meine Kräfte nicht übersteigt.“

Wieder bemächtigte er sich ihrer Hand, um dieselbe mit seinen Küssen zu bedecken. Aber diesmal zog sie sie schon nach wenigen Sekunden wieder zurück.

„O, ich wußte es ja, daß Du mein guter Engel sein würdest,“ rief er aus, „daß ich das Schicksal meines verlorenen Lebens getrost in Deine Hände legen könnte. Du wirst einen Unglücklichen, einen Verzweifelten dem Leben wieder gewinnen und ich wäre der Elendeste und Verworfenste unter den Menschen, wenn meine Dankbarkeit für diese Rettung jemals ersterben könnte!“

Helene unterbrach ihn sehr ernst und mit dem Ausdruck einer Strenge, den er nie zuvor an ihr wahrgenommen hatte.

„Danke mir nicht, ehe ich etwas für Dich gethan, Bruno. Und muthe meiner körperlichen Kraft nicht zu viel zu! Glaube mir, daß ich nahe daran bin, zusammenzubrechen! Sage mir also, was Dich bedroht, und was ich zu thun vermag, Dich vor der Gefahr zu schützen!“

„Man wird mich verfolgen, Helene, man wird mich gefangen setzen wollen! Schande, Schimpf und Hohn wird auf

mich hereinbrechen, und ich werde für immer aus der Gesellschaft der ehrbaren Menschen ausgestoßen werden."

Sie sah ihn mit Entsetzen an und ein Zittern überlief ihre Gestalt.

„Und weshalb — weshalb wird das Alles geschehen?"

„Das eben ist es, Helene, was ich Dir in dieser Stunde, an diesem Tage noch nicht zu sagen vermag! Erlaß es mir nur für heute, und ich wiederhole Dir mein Gelöbniß, daß Du Alles, Alles erfahren sollst! — Schütze mich nur jetzt! — Ich muß fliehen, auf der Stelle fliehen! Jede Minute des Zögerns kann Schmach und Verderben für mich bedeuten! — Aber ich bin ohne alle Mittel! das Geld, das auf meinem Namen bei einem Bankier deponirt ist, wage ich nicht mehr zu erheben, weil man mich dabei vielleicht ergreifen könnte, und außerdem besitze ich nichts, gar nichts mehr!"

„Du willst also das Geld haben, das ich von Deinem Vater erbte!"

„So entsetzlich es mir ist, es aussprechen zu müssen — ja, Helene, ich habe auf dieses Geld gerechnet — ich kann meine Flucht nicht bewerkstelligen ohne dasselbe. Aber so unentbehrlich es mir ist — ich würde es dennoch nur unter einer einzigen Bedingung annehmen können. Und eine größere Barmherzigkeit als in der Hingabe Deines Besitzthumes, das ich Dir ja ganz gewiß binnen kürzerer Zeit zurückerstatten werde, ein ungleich größeres Opfer liegt in der Erfüllung dieser Bedingung!"

„So laß sie mich hören, Bruno, und quäle mich nicht mit Andeutungen, die ich nicht zu enträthseln vermag."

„Gut denn, Helene; — meine Bedingung ist, daß Du mich auf meiner Flucht begleitest!“

Sie wich vor ihm zurück und streckte wie abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Es ist unmöglich, Bruno! — Du magst Alles von mir fordern — Alles werde ich thun, nur dazu werde ich mich niemals entschließen können!“

„Ich hätte es mir vorher sagen sollen!“ gab er mit dumpfer Bitterkeit zurück. Aber kannst Du einem Ertrinkenden damit helfen, daß Du ihm ein Almosen zuwirfst, statt ihm die Hand zu reichen, die ihm aus dem Morast empor zu ziehen vermag? Dein Geld ist mir werthlos ohne Dich! — Ich brauche einen theilnehmenden Menschen, einen wahrhaftigen Freund, wenn ich nicht auf's neue in der Brandung des Lebens untergehen soll. Und keiner kann mir dieser Freund sein, wenn nicht Du, Helene! Wie oft in diesen entsetzlichen Tagen der Sünde habe ich es nicht schon mit unsäglicher Bitterkeit bereut, mich nicht Deiner treuen Führung, der Leitung Deines edlen und reinen Herzen anvertraut zu haben! Ich habe schlecht gehandelt, so schlecht, daß ich ein Ekel vor mir selbst empfinde, und keinem Menschen mehr ins Gesicht zu blicken wage; aber was mich dazu getrieben, war nicht so sehr eigene Verderbniß, als meine unsägliche Schwäche der lockenden Verführung gegenüber. Hätte ich nicht zuvor in frevelhaftem Leichtsinn die Stütze von mir geworfen, die ich in Deiner treuen und zärtlichen Fürsorge besessen, — niemals hätte ich auf die abschüssige, schlüpferige Bahn gerathen können. Wohl ist es jetzt zu spät, darüber zu klagen und zu jammern, denn damit kann nicht ein einziges Wort und eine einzige

Handlung mehr ungeschehen gemacht werden; aber es ist nicht zu spät, umzuwenden und zur Rechtschaffenheit und zur ehrlichen Arbeit zurückzukehren."

„Aber es ist eine schwere Aufgabe, Bruno," sagte Helene ernst, „eine Aufgabe, welche die ganze Kraft und den eisernen Willen eines Mannes erfordert! Ich fürchte nur zu sehr, diese Kraft ist Dir bereits verloren gegangen."

„Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen; denn ich habe ihn überreich verdient! — Aber gerade, wenn Du so wenig Vertrauen in meine Ausdauer und Beharrlichkeit setztest, Helene, solltest Du meine flehentliche Bitte nicht zurückweisen, solltest Du mir das Opfer bringen, das ich auf meinen Knieen von Dir erbettele! Wohl mag es eine unerhörte Zumuthung sein, zu fordern, daß Du Dein reines hoffnungsreiches Leben mit dem ungewissen Schicksal eines verfehmten Flüchtlings vereinigen solltest; aber mein Verbrechen ist nicht so groß, daß es nicht verziehen werden könnte, und ich besitze genug an ehrlichen Kenntnissen, um für Dich und mich irgendwo in der Fremde, wo uns niemand kennt, ein bescheidenes, aber ehrenvolles Dasein aufzubauen. Wenn meine Kraft erlahmen will im Kampfe gegen das Schicksal, so wird Dein mildes Wort und die Erinnerung an Deine Großmuth es sein, welche mich mit neuem Muthe und neuer Zuversicht erfüllt! Kannst Du es wirklich über Dich gewinnen, mir diesen seligen Traum einer glücklichen Zukunft zu zerstören?"

Er war ein vollendeter Schauspieler, und vielleicht auch mischte sich in diesem Augenblick ein Körnchen von Aufrichtigkeit in seine Beteuerungen und Versicherungen. Zwar wurde sich Helene auch jetzt nicht darüber klar, ob es wirk-

lich Liebe war, was sie für ihn empfand; aber ein tiefes inniges Mitleid war es jedenfalls, und die Vorgänge in ihrem Herzen prägten sich viel zu deutlich auf ihrem Antlitz aus, als daß Bruno die Wandlung zu seinen Gunsten nicht sofort hätte wahrnehmen sollen. Er suchte sie mit allen Hilfsmitteln leidenschaftlicher Ueberredung auszunützen und begegnete allen ihren Bedenken mit den heiligsten Versicherungen und Schwüren.

„Ich fühle mich sehr schwach und angegriffen," sagte Helene, „daß ich den Aufregungen und Mühseligkeiten einer Flucht gar nicht gewachsen wäre. Die Furcht vor Entdeckung, in der wir beständig schweben müßten, würde mich sicherlich völlig aufreiben."

„Wie kannst Du glauben, Helene, daß ich Dich auffordern würde, mich zu begleiten, wenn diese Gefahr wirklich eine so naheliegende wäre? In dieser Umwandlung meines Aeußeren wird mich Niemand erkennen, und außerdem habe ich guten Grund, anzunehmen, daß man mir keine allzu großen Schwierigkeiten mehr bereiten wird, sobald man nur die Gewißheit hat, daß ich die Stadt und das Land verlassen habe. Wir werden uns nach England begeben, und ich habe in Hamburg einen Bekannten, der uns die Möglichkeit der Ueberfahrt verschaffen wird, ohne daß wir mit den Behörden in irgend welche Berührung zu gerathen brauchten. Wohl sehe ich ein, daß die Flucht mit einem verfolgten Verbrecher für Dich selbst dann entsetzlich sein muß, wenn keine Gefahr für Deine eigene Sicherheit damit verbunden ist. Aber bedenke, daß es sich um die Rettung eines Menschenlebens — und was mehr ist, um die Rettung einer Menschenseele handelt,

und daß ich durch unermüdliche Dankbarkeit, Sorgfalt und Zärtlichkeit alle die Leiden wieder gut machen werde, denen Du Dich jetzt um meinetwillen unterziehst.“

Mit gleich überzeugender Beredtsamkeit schlug er auch all' ihre anderen Einwendungen nieder. Er schwor ihr, daß ihre Trauung auf englischem Boden keinen Schwierigkeiten begegnen würde; denn nur unter dieser Bedingung wollte sich Helene zur Erfüllung seines Verlangens verstehen, und daß sie dort, wo sie nicht mehr das Geringste für seine Sicherheit zu befürchten habe, Zeit und Gelegenheit genug haben werde, sich von den Strapazen, Aufregungen und Mühseligkeiten der Reise zu erholen.

Eine halbe Stunde später hatte er wirklich ihre Einwilligung erhalten und nun schien er plötzlich wie umgewandelt. Sein Schmerz und seine Verzweiflung waren völlig geschwunden und er entwickelte eine Lebendigkeit und einen Eifer, welche bei dem furchtbaren Ernst der Situation für Helene etwas beängstigendes und unheimliches haben mußten. Er bat sie nur das Allernothwendigste von ihren Sachen zusammenzupacken, da man sich auf der Reise immer von Neuem damit versehen könne, und war ihr selbst behilflich, um ihre in der That bereits auf das äußerste angespannten Kräfte zu schonen. Als aber Helene erklärte, daß sie sich jedenfalls von der alten Frau Behrend, ihrer treuen und aufopfernden Pflegerin, verabschieden müsse, erhob er den entschiedensten Widerspruch.

„In einer Stunde geht der Zug nach Hamburg, welchen wir unbedingt benützen müssen, und wir können denselben unmöglich erreichen, wenn Du diesen Vorsatz ausführen willst.

Vergiß nicht, daß wir auch zuvor nach der Bank fahren müssen, an der Du Dein Erbtheil erheben mußt."

Helene war tief bekümmert, denn der Vorwurf häßlicher Undankbarkeit, welchen ihr die alte Dame, und welchen ihr namentlich der Professor, der treue und uneigennützige Freund, nach dieser heimlichen Entfernung nothwendig machen mußte, lastete ihr schwer auf der Seele.

„So will ich meinen Wohlthätern wenigstens einige Zeilen schreiben, welche sie vor Angst und Sorgen um mich bewahren sollen. Von Hamburg aus kann ich sie dann in einem ausführlichen Briefe von Allem unterrichten."

„Wenigstens von Allem, was sie wissen dürfen!" fiel Bruno rasch ein. „Ich hoffe, Du wirst keine Unvorsichtigkeit begehen, liebe Helene!"

„Das ist nicht zu befürchten! Der Professor Dernberg kann Alles erfahren! Er hat einen Anspruch auf mein Vertrauen, und wird dasselbe niemals mißbrauchen!"

„Was den Professor anbetrifft, so theile ich Deine Meinung vollkommen," gab Bruno mit einem sehr häßlichen Aufleuchten seiner Augen und einem höhnischen Zucken der Mundwinkel zurück, der wird gewiß nichts weiter erzählen, was man ihm anvertraut hat."

Die eigenthümliche Betonung seiner Worte entging Helene nicht und sie sah ihn erstaunt und erschrocken an. Einen Augenblick war er nahe daran, ihr von dem Schicksal ihres Beschützers, den er aus mehr als einem Grund glühend haßte, und dessen muthmaßlich eingetretener Tod ihm in seiner gegenwärtigen verzweifelten Lage die einzige Genugthuung bildete, Mittheilung zu machen; aber er besann sich noch recht-

zeitig eines Besseren, indem er sich sagte, daß eine solche Enthüllung leicht alle Entschlüsse wieder über den Haufen werfen könne. Darum ging er rasch auf einen anderen Gesprächsgegenstand über und ließ es ohne weiteren Widerspruch geschehen, daß sie sowohl für Frau Behrend wie für den Professor eine kurze Mittheilung über ihre Abreise und eine innige Bitte um Verzeihung aufschrieb, die ihrer ganzen Form nach nicht zur Verrätherin werden konnte. Ja, er übernahm es sogar selbst, die beiden kleinen Billets dem nächsten Briefkasten zu übergeben, und that dies auch wirklich, weil er klug genug war, einzusehen, daß durch diese rechtzeitige Benachrichtigung alle Nachforschungen nach dem Verbleib Helenens und einer immerhin nicht außerhalb der Möglichkeit liegenden Allarmirung der Polizei vorgebeugt war.

Dann geleitete er sie die Treppe hinunter und stieg mit ihr in die noch immer harrende Droschke. In dem Bureau der Bank, vor welcher sie zuerst hielten, händigte man ihr unbedenklich ihr Depositum ein, und mit verdoppelter Zärtlichkeit und Fürsorge war Bruno um sie beschäftigt, während das Gefährt jetzt auf seinen Befehl dem Hamburger Bahnhof zurollte.

Am Billetschalter stand ein Kriminalist, der jeden einzelnen scharf ins Auge faßte, und der auch den aufgeregten jungen Mann mit den blonden Haaren und den auffallend dunklen Augen etwas mißtrauisch betrachtete. Aber als sein Blick nun auf die Begleiterin desselben fiel, deren bleiches Gesicht die reinen unschuldsvollen Züge eines Kindes trug, da schien sein Argwohn auf der Stelle zu verschwinden, und unbehelligt konnte Bruno, der seit einer Stunde aufgehört

hatte, der Marquis du Verdy zu sein, neben der zitternden Helene in einem Coupee der zweiten Klasse Platz nehmen. Sie waren ziemlich spät auf den Bahnhof gekommen und brauchten nicht lange auf die Abfahrt des Zuges zu harren. Als die Thüren der einzelnen Waggons dröhnend zufielen und der schrille Pfiff der Lokomotive den Moment anzeigte, in welchem sich die Räder in Bewegung zu setzen begannen, fuhr es Helene wie ein Messerstich durch das Herz und es war ihr, als hätte ihr Jemand mit deutlicher Stimme ins Ohr geflüstert:

„Du hast die Brücke hinter Dir zerstört, die Dich mit guten Menschen verband, Du hast Dich in das Reich des Verderbens begeben, und jetzt ist kein Freund mehr da, der Dich aus demselben zu retten vermöchte."

Der junge Mann an ihrer Seite war in diesem Augenblick von den besten Absichten für die Zukunft erfüllt, aber er fühlte einen nagenden Schmerz, als er daran dachte, welch' ein glänzendes, genußreiches Leben jetzt hinter ihm lag, und wie einförmig und freudlos sich die Zukunft vor seinen Blicken dehnte.

Dieser Schmerz war aber sicherlich keine Bürgschaft für die Beständigkeit seiner Umwandlung und für die tief innere Aufrichtigkeit seiner mit so verzweiflungsvoller Geberde zur Schau getragenen Reue.

So war es für beide eine traurige Fahrt ins Dunkel hinein, eine Reise in die unbestimmte, düstere, nebelhafte Zukunft.

Wie es der Arzt sehr richtig vorausgesagt hatte, gestattete der Zustand des schwer verwundeten Professors einen Transport bis in seine weitentlegene Wohnung nicht. Schon nach sehr kurzer und vorsichtiger Fahrt zeigten sich bei dem Kranken sehr bedrohliche Symptome, die seine schleunige Unterbringung unter Dach und Fach gebieterisch forderten, und die alle Bedenken des Bildhauers gegen eine Verpflegung seines Freundes im Krankenhause sofort schweigen ließen.

„Es ist mir lieb, daß wir ihn doch noch wenigstens lebend hierher gebracht haben", meinte der Arzt. „Ich fürchtete fast, das würde uns nicht gelingen. Sie werden nun allerdings einige kleinere Scherereien und Unannehmlichkeiten mit der Polizei und der Staatsanwaltschaft nicht gut vermeiden können, mein werter Herr, und eine Bestrafung wegen Theilnahme an einem Zweikampf mit tödtlichen Waffen ist Ihnen beinahe gewiß. Aber das hat am Ende nur wenig auf sich und ich bin Ihrem ganzen Benehmen nach sicher, daß Sie gern eine noch empfindlichere Buße auf sich nehmen würden, wenn es nur möglich wäre, damit Ihren armen Freund am Leben zu erhalten!"

„Dafür mag der Himmel mein Zeuge sein", rief der junge Mann mit tiefster Innigkeit aus. „Aber sagen Sie

mir noch einmal, Herr Doktor: Ist denn gar keine Hoffnung auf seine Wiederherstellung vorhanden?„

Der Arzt zuckte mit den Achseln und erwiderte:

„Ihnen darauf mit einem „Nein“ zu antworten, wäre eine Versündigung; denn ich habe noch wunderbarere Lebensrettungen gesehen, als es diese sein würde. Nach gewöhnlicher menschlicher Voraussicht allerdings ist wenig oder gar keine Hoffnung da und selbst im günstigeren Fall wird er einem lang andauernden Siechthum kaum entgehen. Die Kugel hat einen sehr unglücklichen Weg genommen. Ich habe sie bisher mit meiner Sonde nicht erreichen können, und ich zweifle nicht, daß es überhaupt unmöglich sein wird, sie aus dem Körper zu entfernen. Wenn sie sich aber dort noch tiefer senkt, so werden außer der Lunge noch andere edle Organe angegriffen werden; und dann —“

Er machte eine Bewegung, welche nicht mißzuverstehen war, und welche beredter sprach, als viele Worte. Dann kehrte er in das Krankenzimmer zurück, in welches man den Verwundeten zunächst gebracht hatte, um bei der nochmaligen eingehenden Untersuchung der schweren Verletzung zugegen zu sein. Der Bildhauer hatte im Direktionszimmer des Krankenhauses ein kleines Protokoll über die Aufnahme mit seinem Namen und mit seiner Wohnung unterschreiben müssen, dann hatte man seiner Entfernung kein Hinderniß weiter in den Weg gelegt, und er war ohne Säumen in die erste beste Droschke gesprungen, dem Kutscher das Palais des Grafen Holzhausen als das Ziel der Fahrt nennend.

Er hatte dem Grafen Egon vorher auf dem Kampfplatze zugerufen, daß er die Enthüllungen, welche jener mit so vor-

nehmer Entschiedenheit abgelehnt hatte, binnen einer Stunde, seinem Vater machen würde, und wenn nicht sein eigener Gerechtigkeitssinn ihn dazu getrieben hätte, dieses Versprechen zu halten, so hätte es sicherlich der letzte Wunsch seines zum Todte verwundeten Freundes gethan. Den Brief an Komtesse Elsa freilich, welchen er in der Brusttasche trug, durfte er ja der Adressatin noch nicht übergeben; denn sein Freund atmete noch und der junge Bildhauer würde es geradezu als ein Verbrechen betrachtet haben, auch nur im geringsten gegen eine seiner ausdrücklichen Weisungen zu verstoßen.

Er gab dem Diener, welcher ihn im Vestibüle des gräflichen Hauses empfing, seine Karte und bat, dem Generallieutenant zu melden, daß es nicht eine sehr wichtige Angelegenheit sei, in welcher er ihn zu sprechen wünsche. Nach wenigen Minuten brachte der Lakai die Antwort zurück, daß Se. Excellenz zwar noch sehr leidend sei, und eigentlich den Auftrag gegeben habe, alle Besuche abzuweisen, daß er aber doch eine Ausnahme machen wolle und den Herrn in sein Arbeitszimmer bitten lasse.

Mit etwas unruhig pochendem Herzen zwar, aber in dem Bewußtsein, daß er eine unabweisbare Pflicht erfülle, und mit voller Fassung, folgte der junge Mann dem voranschreitenden Diener. Der Genrallieutenant hatte sicherlich die volle Wahrheit gesagt, wenn er ihm berichten ließ, daß er leidend sei, denn noch immer war er durch den schmerzhaften Gichtanfall an den Lehnstuhl gefesselt und diese gezwungene Ruhe im Verein mit den mannigfachen Aufregungen in der letzten Zeit wirkte so ungünstig auf sein Allgemeinbefinden ein, daß der sonst trotz seiner weißen Haare so jugendfrische und kraftstrotzende Soldat nicht mehr wieder zu erkennen war.

Mit einiger Verwunderung betrachtete er den ihm wildfremden Besucher, den er mit einer müden Handbewegung zum Sitzen einlud und dieser Besucher selbst empfand ein inniges Mitleid mit dem kranken Greise, dem er eine so entsetzliche, niederschmetternde Mittheilung zu machen hatte. Aber es handelte sich ja nicht um seine eigene Angelegenheit, und er hatte darum kein Recht, der Regung des Bedauerns nachzugeben, die ihm die Lippen verschließen wollte, und so versuchte er denn nach einigen einleitenden Worten, die den Grafen über den wahren Stand und Namen seines künftigen Schwiegersohnes so schonend und vorsichtig als möglich aufklären sollten.

Der General hörte ihm eine ganze Weile mit dem ungläubigen Staunen eines Menschen zu, der nicht recht weiß, ob er es mit einem Wahnwitzigen zu thun hat, oder ob man ihn zum Besten haben wollte. Ein paar Mal zuckte seine Hand nach der neben ihm stehenden Glocke, als wollte er seinen Diener rufen, ihn von dem Narren zu befreien; aber jedesmal hielt ihn ein Blick auf das ruhige ernste Gesicht des Sprechenden zurück.

Er war weit entfernt, irgend einem seiner Worte Glauben zu schenken; aber er spürte, wie ein Gefühl unsäglicher Beklemmung, das er nie zuvor gekannt hatte, sich gleich eisernen Klammern um sein Herz zu legen begann, um dasselbe immer enger und peinigender zusammenzupressen.

„Wem verdanken Sie diese abenteuerlichen Mittheilungen, mein Herr!“ fragte er endlich, sich mit einiger Mühe zu äußerem Gleichmuch zwingend, und als jener den Namen des Professors genannt hatte, atmete er erleichtert auf.

„Ah, jetzt freilich wird mir alles klar,“ sagte er, „Nun,

ich bedaure Sie, mein Herr, daß Sie sich zu einer solchen Narrheit — ich will den schärferen und passenderen Ausdruck absichtlich nicht anwenden — mißbrauchen ließen. Ich nehme selbstverständlich an, daß Sie im besten Glauben handeln; aber ich ermächtige Sie, Ihrem Freunde in meinem Namen auszurichten, daß Sie gegen Lügner und Verleumder von so erbärmlicher Art die Hilfe des Gesetzes in Anspruch nehmen werden!"

„Excellenz!" fiel ihm der Bildhauer mit tiefer Erregung ins Wort. „Sie sind im Begriff, sich schwer zu versündigen. Herbert Dernberg war niemals ein Lügner und Verleumder und war es am wenigsten im Angesicht des Todes!"

„Im Angesicht des Todes? Soll das heißen, daß der Professor nicht mehr am Leben sei?"

„Ich verließ ihn als einen Sterbenden, Herr Graf!"

„So hat er im Fieber gesprochen, als er Ihnen sein vermeintliches Geheimniß anvertraute, und ich bin in diesem Falle bereit, meine harten Worte von vorhin zurückzunehnen."

Der Bildhauer schüttelte sehr ernst den Kopf.

„Er sprach auch nicht im Fieber, Excellenz: denn er war damals vollständig gesund, und bei klarster Besinnung. Ihr Herr Sohn wird gewiß bereit sein, mir das letztere zu bestätigen!"

„Mein Sohn? — Sie werden mir immer rätselhafter! — Wäre auch Egon mit ihm in Berührung gekommen?"

„Ich sehe wohl ein, daß ich Ihnen nichts mehr verschweigen darf, wenn Sie meinen Worten Glauben schenken sollen und ich glaube es verantworten zu können, wenn ich diesmal die vorgeschriebene Diskretion verletze. Graf Egon

Holzhausen war es, welcher vor einer Stunde im Zweikampf den Professor Dernberg tödtlich verwundete. Auf der Wahlstatt erst erkannte mein unglücklicher Freund in dem angeblichen Marquis du Verdy, welcher Ihrem Sohne sekundirte, denselben Menschen wieder, welchen er in der letzten Nacht unter seinem wahren Namen Bruno Weißberger im vertrautesten Verkehr mit notorischen Verbrechern gesehen hatte. Einige untrügliche äußere Anzeichen führten ihn auf diese Entdeckung und er war bereit, sie im Angesicht des Betrügers und der obigen Zeugen dem Grafen mitzutheilen. Sein Gegner wies jede Erklärung vor Erledigung des Duells zurück, und es ist ja möglich, daß er damit nach seinem Ehrenkodex ganz korrekt gehandelt hat. Eine Minute später brach mein armer Herbert bewußtlos und tödtlich verwundet zusammen und als ich, den er vorher in sein Vertrauen gezogen hatte, nun dem Grafen jene Mittheilungen machen wollte, zog es der stolze Sieger vor, sich schleunigst zu entfernen. Leider beging ich die Unvorsichtigkeit, den falschen Marquis zu warnen und ich zweifle darum sehr, daß er noch einmal Ihrem Hause sichtbar werden wird."

„Das werden wir doch sehen!" donnerte der General mit einer wahren Löwenstimme. Seine Augen blitzten und all' seine Schwäche schien mit einem Mal abgethan zu sein. „Ich ersuche Sie zu bleiben, mein Herr; denn ich rechne darauf, daß Sie im Stande sein werden, jedes Ihrer Worte vor meinem Sohne und vor dem Angeschuldigten zu vertreten."

Der Bildhauer verbeugte sich stumm, und der Graf befahl dem auf sein Klingeln erscheinenden Diener, den Grafen Egon sofort hierher zu bitten.

Der junge Offizier, welcher vor einer halben Stunde

nach Hause zurückgekehrt war und sein Zimmer nicht verlassen hatte, erschien innerhalb weniger Minuten im Kabinet des Vaters. Er war bleicher als gewöhnlich und eine gewisse Nervosität und Unruhe trat in all' seinen Bewegungen zutage. Als er den Sekundanten seines Gegners erblickte, zuckte es verächtlich um seine Mundwinkel. „Ah, das ist perfide, mein Herr!" sagte er wegwerfend. „Sie haben, wie es scheint, eine recht würdige Rache genommen!"

Der Beleidigte wollte heftig erwiedern; aber der Generallieutenant kam zuvor.

„Schweig!" donnerte er seinem Sohn entgegen. „Hast du vergessen, welche Rücksicht du der Gegenwart deines Vaters schuldig bist? — Ich verlange von dir eine Aufklärung über gewisse Dinge, die du mir überhaupt nicht erst hättest verheimlichen sollen. Du hast dich mit dem Professor Dernberg geschlagen?"

„Wenn es doch einmal denuncirt worden ist, ja, Papa!"

„Ich will dich nicht fragen, welche Gründe du gehabt hast, gegen meinen ausdrücklichen Befehl zu handeln. Darüber werden wir ein anderes Mal reden! Ich verlange nur eine weitere Antwort: Du hast den Professor getödtet oder doch schwer verwundet?"

„Gewiß! Ich pflege einen Zweikampf nicht als Kinderspiel oder Spiegelfechterei anzusehen!"

„Es ist auch nicht meine Absicht, dich deshalb zu tadeln. Aber du hast eine Erklärung zurückgewiesen, welche dir dein Gegner vor dem Waffengange machen wollte."

„Ich war dazu berechtigt, denn seine Erklärung stand in keinem Zusammenhange mit unserer Affaire."

„Sie betraf den Marquis du Verdy."

Ja!"

„Und du hast dich nach der Behauptung dieses Herrn hier nach dem Duell mit solcher Eilfertigkeit von dem Kampfplatze entfernt, daß es ihm unmöglich war, seine Erklärung nachträglich anzubringen. Ist das richtig?"

Der Offizier warf sich in die Brust und maß den jungen Bildhauer mit einem vernichtenden Blick.

„Ich möchte den Herrn zuvörderst fragen, ob er damit etwa hat andeuten wollen, daß ich mich aus Feigheit so rasch zurückgezogen hätte."

„Zu meinem Bedauern, Herr Graf, muß ich mich für den Augenblick jeder Antwort darauf enthalten! denn ich wünsche nicht, diese Unterredung, bei der es sich um eine andere Person handelt, in einen persönlichen Streit auslaufen zu lassen. Sobald wir mit diesem famosen Marquis fertig sein werden, bin ich bereit, Ihnen in jeder gewünschten Form Rede und Antwort zu geben."

„Nun gut, wir werden darauf zurückkommen! Und was ist nun der Inhalt dieser berühmten Erklärung?"

Der General wiederholte die Anschuldigung, welche der Bildhauer ausgesprochen; aber Graf Egon lachte spöttisch auf.

„Und du konntest das Märchen dieses Herrn auch nur für einen Augenblick ernsthaft nehmen, Papa, konntest an die Möglichkeit glauben, daß der Marquis du Verdy ein Betrüger sei?"

„Er ist ein Betrüger!" ertönte in diesem Augenblick eine feste, klare Stimme von der Thür her, und als sich die drei im Zimmer anwesenden Herren überrascht umwandten, sahen

sie die Komtesse Elsa auf der Schwelle des Gemaches. Sie war todtenbleich; aber ihre Haltung war stolz und ungebrochen, und der Generallieutenant hatte seine harmlos muntere Tochter nie in so Achtung gebietender Würde gesehen, als in diesem Augenblick.

„Er ist ein Betrüger!“ wiederholte Elsa noch einmal mit starker Betonung, und indem sie langsam um einige Schritte weiter in das Zimmer trat, reichte sie ihrem Vater einen Brief, welchen sie offen in der Hand getragen.

„Dieses Schreiben ist mir soeben zugegangen, Papa! Es ist ein unumwundenes Geständniß seines Verbrechens mit der höhnischen Aufforderung, die Sache todt zu schweigen und ihn unverfolgt zu lassen, da die Demütigung für uns selbst jedenfalls am größten sein würde. Was er am Schluß von uneingelösten Ehrenscheinen Egons sagt, die in seinen Händen sein sollten, ist mir unverständlich!“

Mit einem Ausruf höchsten Zornes stürzte der junge Offizier auf den Lehnsessel des Vaters zu, um den General an der Lektüre des Briefes zu verhindern; aber es war zu spät, denn schon hatte derselbe den Inhalt des kurzen Schreibens durchflogen, und wie ein Stöhnen drang es dabei aus seiner heftig arbeitenden Brust.

Der junge Bildhauer fühlte, daß es jetzt seines Zeugnisses nicht mehr bedürfe und daß er unter allen Umständen bei dieser Familienszene überflüssig sei. Mit einem höflichen, stummen Gruße, den nur die Komtesse mit einem leichten Neigen des Hauptes erwiederte, zog er sich zurück, um noch einmal nach dem Krankenhause an das Leidenslager seines armen Freundes zu fahren.

Der Generallieutenant war mit seinen beiden Kindern allein; aber es wurde trotzdem sekundenlang kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Der vernichtende Schlag war zu jäh und unerwartet gefallen, als daß einer der beiden Männer sogleich hätte das rechte Wort finden können und die Komtesse, welche allein in der Katastrophe ihre volle Fassung und Selbstbeherrschung bewahrte, empfand ein zu tiefes Mitleid mit dem hilflosen Jammer ihres alten Vaters, daß sie sein Leid durch einen Vorwurf hätte vermehren sollen.

In der That war die Veränderung, welche mit dem alten Herrn vorging, eine geradezu erschreckende.

Sein Gesicht hatte sich mit einer dunklen, fast ins bläuliche spielenden Röthe überzogen; seine Augen schienen aus dem Kopfe hervortreten zu wollen und der Athem kam mühsam und pfeifend aus seiner Brust.

„Egon," keuchte er endlich mit ungeheurer Anstrengung „hat dieser Mensch — deine Ehrenscheine — wirklich in seinen Händen?"

Den jungen Offizier hatte all' sein stolzes Selbstbewußtsein verlassen, er war sehr blaß geworden und schaute in rathloser Niedergeschlagenheit zu Boden.

„Papa", sagte er kleinlaut, „laß uns nicht jetzt davon sprechen! Ich hielt ihn ja für einen Ehrenmann und —"

„Antworte mir — ohne Winkelzüge! Ist es die Wahrheit?"

„Ja!" gab jener mit etwas trotzigem Ausdruck zurück. Ich war ja dazu gezwungen — durch deine Schuld!"

„Ach, das ist zuviel! — Meines alten Namens Ehre in den Händen eines Verbrechers. — Mein Wappenschild mit

Schmach und Schande besudelt! Das vermag ich nicht zu überleben!“

Die Adern auf seiner Stirn schwollen an, als wenn sie zerbersten wollten! die Stimme versagte ihm und seine Augen verdrehten sich, daß fast nur das Weiße von ihnen sichtbar war. Elsa kniete an seiner Seite nieder, und umfaßte ihn mit beiden Armen; auch Graf Egon wollte sich ihm mit einer bittenden Handbewegung nähern; aber der General richtete sich trotz seines kranken Beines steif und gebieterisch in dem Sessel empor und streckte abwehrend die Hand gegen seinen Sohn aus.

„Aus meinen Augen, Erbärmlicher,“ rief er mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft. „Wer meine Ehre besudeln konnte, hat aufgehört, mein Sohn zu sein!“

Diese herbe Zurückweisung reizte den Zorn des jungen Grafen und von der augenblicklichen Erregung hingerissen, sagte er, ohne den Zustand des Generals zu berücksichtigen, mit beißender Schärfe:

„Du brauchst einen Sündenbock, Papa, und das Unglück will, daß ich denselben abgeben muß; aber du wirst gut thun, dich daran zu erinnern, daß nicht ich es gewesen bin, der Elsa mit dem Marquis verlobt hat, und daß diese Verlobung unter den obwaltenden Umständen für unsere Familie jedenfalls einen viel schlimmeren Skandal bedeutet, als meine kleinen Unbesonnenheiten, von denen niemand etwas erfahren wird, wenn wir den Burschen in Ruhe lassen!“

„Um Gotteswillen, schweig, Egon!“ fiel jetzt die Komtesse ihrem Bruder in's Wort. „Siehst du denn nicht, daß dem Papa unwohl wird?“

Das mußte der junge Graf nun allerdings erkennen, als er seine Blicke auf den Zuruf seiner Schwester hin von dem Fußteppich erhob. Der General war kraftlos zusammengesunken, sein Gesicht hatte eine unnatürlich dunkle Färbung angenommen, seine Arme hingen schlaff am Körper herunter, und sein leises Röcheln klang erschreckend und beängstigend wie das eines Sterbenden. Egons höhnische Worte verstummten auf der Stelle und statt des Ingrimms malte sich die größte Bestürzung in seinen Zügen.

„Mein Gott, das ist ernsthaft!“ rief er aus, indem er heftig auf die Tischglocke schlug. „Was ist dir, Papa?“ — „Womit können wir dir eine Erleichterung verschaffen?“

Der General gab keine Antwort. Er hatte das Bewußtsein verloren, und nun erkannte auch Elsa das Bedenkliche seines Zustandes. Auf der Stelle wurden die Diener zu verschiedenen Aerzten geschickt und man legte den Kranken nieder, um ihn vor allen Dingen wieder zur Besinnung zu bringen.

Aber die Hilfsmittel, auf welche man in der Eile und Aufregung verfiel, erwiesen sich als völlig unzureichend. Das Röcheln des Grafen wurde vielmehr immer schwächer, sein Puls immer stockender und langsamer und der Schlag seines Herzens war kaum noch zu fühlen.

Endlich, nach zehn Minuten qualvollsten Harrens, erschien einer der Aerzte, welchen der Diener in seiner Wohnung vorgefunden hatte. Er brauchte nur einen Blick auf den Kranken zu werfen, um die Hoffnungslosigkeit der Situation zu erkennen. Er nahm den Grafen Egon beiseite und bat ihn, die Komtesse zu entfernen und sie auf den baldigen Eintritt einer Katastrophe vorzubereiten.

„Es ist ein äußerst heftiger Schlaganfall, der eine gänzliche Lähmung herbeigeführt hat. Ich glaube nicht, daß der Herr Graf noch einmal zu Besinnung kommen und den Gebrauch der Sprache wieder erlangen wird!“

Egon machte dann in der That einen Versuch, seine Schwester aus dem Zimmer zu führen; aber Elsa verstand gut genug in den Mienen des Arztes zu lesen, um keiner besonderen Vorbereituug mehr zu bedürfen.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Doktor?“ fragte sie leise. „Wird mein armer Vater sterben?“

„Wenn nicht ein Wunder geschieht, Komtesse, ja!“ gab er zurück. „Meine Wissenschaft steht hier am Ende ihrer Macht!“

Bitterlich weinend sank sie neben dem Lager nieder und bedeckte die erkaltende Hand des Sterbenden mit ihren Küssen. Bis zu jenem unglücklichen Festabend war er ihr immer ein zärtlicher und liebevoller Vater gewesen, und trotz all' der bitteren Stunden, welche ihr seine Härte in der letzten Zeit verursacht, hatte sie doch niemals an der Aufrichtigkeit seiner Liebe für sie gezweifelt. In ihrer ganzen niederdrückenden Schwere empfand sie die schmerzliche Gewißheit, daß es ihr bester, ihr einziger Freund war, welchen sie verlor, daß der Vater sie gerade in einem Augenblick verließ, in welchem sie mehr als je zuvor seiner bedurft hätte.

Aber ihre Thränen und Klagen hielten die fliehenden Lebensgeister nicht in dem gebrochenen Körper des Greises zurück. Obgleich binnen kürzester Frist auch der alte Medizinalrath und ein berühmter Universitätsprofessor, der sich gerade in Bezug auf die Behandlung von Schlaganfällen eines be-

sonderen Rufes erfreute, am Krankenbette erschienen, vermochte doch ihre Diagnose nur die Ansicht des zuerst gekommenen Arztes zu bestätigen. Der Anfall hatte das Gehirn zu sehr in Mitleidenschaft gezogen, als daß an die Möglichkeit einer Besserung auch nur entfernt zu denken gewesen wäre.

Gegen Mittag traten die ersten schwachen Anzeichen beginnenden Todeskampfes zutage. Die Fingerspitzen des Kranken begannen in eigenthümlicher Weise zu zucken, und die schmerzliche Spannung in seinen Zügen ließ allmählig nach. Der Medizinalrath gab dem Grafen einen Wink, und dieser beugte sich mit sehr bleichem Gesicht und mit bebenden Lippen zu seiner Schwester nieder:

„Fasse dich, Elsa", sagte er leise. „Seine letzte Stunde ist gekommen!"

Nach der schönen alten Sitte vieler vornehmen Häuser wurden auch hier die Thüren des Arbeitskabinets geöffnet und die ganze Dienerschaft des Hauses zusammengerufen. In schmerzlichem Schweigen, die Hände zum stillen Gebet gefaltet und die meisten mit Thränen in den Augen, standen die alten treuen Dienstboten bei einander, um ihrem lieben Herrn in seinen letzten Augenblicken nahe zu sein. Tiefe, feierliche Stille — nur von dem leisen Schluchzen unterbrochen — die feierliche Stille des Todes erfüllte das Gemach. Das leise Ticken einer hohen Pendule, das man sonst kaum vernahm, klang allen jetzt merkwürdig laut und vernehmlich ins Ohr. Plötzlich ertönte ein kurzes Rasseln in dem Uhrwerk — ein scharfes Knacken, als wenn eine Feder geborsten wäre — dann war das Ticken verstummt.

In demselben Augenblick vernahm man vom Kranken-

lager her einen tiefen Seufzer — einen Seufzer nicht des Schmerzes, sondern der Erleichterung, als wäre dem Leidenden eine Centnerlast von der Brust gefallen und ein Ausdruck friedlicher Ruhe und Heiterkeit breitete sich über das Antlitz des alten Kriegers, ein kurzes, kaum merkliches Strecken seines Körpers folgte -- dann wurde alles todtenstill! —

Der Medizinalrath ließ einige Sekunden verstreichen, dann neigte er sich zu Elsa heran und sprach mit inniger Wärme:

„Beten Sie, Komtesse! — Ihr Vater ist heimgegangen zu seinem Gott!“ — —

Die Stunde darauf verkündeten die Thürgriffe des gräflichen Hauses den Vorübergehenden, daß der Generallieutenant Graf Holzhausen zu seinen Vätern versammelt worden sei. —

Während zweier Tage und Nächte hatte der schwer verwundete Professor Dernberg mit dem grausigen Gespenst des Todes gerungen, das grinsend an seinem Lebenslager stand. Er galt von vornherein für einen aufgegebenen Patienten und die Aerzte beschränkten sich darauf, ihm nach Kräften Linderung zu verschaffen, da sie darauf verzichteten, ihn wiederherzustellen. Ihre Versuche, mit der Kugelsonde das verderbliche Geschoß aufzufinden, und es aus dem Körper zu entfernen, hatten sich als vergeblich erwiesen, und sie durften dieses Experiment nicht noch öfter wiederholen, da bei der Empfindlichkeit der verletzten Organe die Untersuchungen selbst nicht ungefährlich waren. Zwar hatte der Professor schon am Abend des ersten Tages das Bewußtsein zurückerlangt; aber seine Kräfte waren von dem starken Blutverluste auf das Aeußerste erschöpft und bei der schweren Verletzung der Lunge mußte ihm das Sprechen streng untersagt werden. So durfte er den Besuch keines seiner Freunde empfangen, und keine Mitteilung aus der Außenwelt drang in sein stilles Krankenzimmer. Er selbst war fest überzeugt, daß seine Stunden gezählt seien, und daß es für ihn keinen Ausgang mehr aus dem Krankenhause gäbe. Er empfand keinen Schmerz darüber, denn es fesselte ihn nichts mehr an

das Leben, als die Sorge um Helene, der er sein letztes Versprechen nicht mehr hatte innehalten können, und die vielleicht dennoch von neuem in die Schlingen des schändlichen Betrügers gefallen war. Sehr gerne hätte er eine Gewißheit über ihr Ergehen gehabt, aber er mußte sich wohl den strengen Anordnungen fügen, welche ihm das Sprechen untersagten und ihm jegliche Verbindung mit der Welt außerhalb der Mauern des Krankenhauses abschnitten.

Da erschien am dritten Tage ein junger Arzt an seinem Lager, den er früher zu seinen näheren Bekannten gezählt hatte, und der durch die Zeitungen von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war. Er galt in der Hauptstadt für einen der kühnsten und geschicktesten Chirurgen, und der dirigirende Arzt des Krankenhauses hatte ihm ohne Widerstreben die Erlaubniß erteilt, den Patienten zu sehen und zu untersuchen. Auch der Professor hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden, und er ertrug geduldig die peinigenden Schmerzen, welche damit verbunden waren. An dem Ausfall der Untersuchung hatte er kaum noch ein Interesse, denn man hatte ihm ja die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht verhehlt, und er hatte schon in dem Augenblick, da er die Kugel des Gegners in seiner Brust gefühlt hatte, mit dem Dasein abgeschlossen.

Er war kaum einigermaßen überrascht, als der Chirurg an seiner Seite Platz nahm, und mit der Gewandtheit, die ihm eigenthümlich war, sagte:

„Man hat Ihnen mitgeteilt, daß es schlimm mit Ihnen steht, lieber Professor, und man hat nicht so unrecht damit gethan, denn, wenn es so weiter geht, sind Sie in weniger

als einer Woche ein todter Mann. Aber es wäre eine Sünde, sich dem Knochenmanne so ganz ohne Kampf zu ergeben! Könnten wir nur die verwünschte Kugel herausbringen, so wäre bei Ihrer kräftigen Konstitution trotz der bedeutenden Zerstörungen in der Lunge mit der Zeit vielleicht an eine vollständige Wiederherstellung zu denken. Aber es würde einen energischen Eingriff kosten, eine Operation, die nicht immer gelingt, und die ich gewiß an keinem Menschen versuchen würde, der noch die geringste Aussicht hat, auf andere Weise durchzukommen. Sie aber, lieber Professor, würden nichts dabei auf's Spiel setzen, was Ihnen nicht schon so gut wie verloren wäre; Sie haben also nur zu gewinnen, denn auch ein rasches Ende gegenüber einem so langsamen, jämmerlichen Hinsterben ist meiner Ansicht nach ein Gewinn!„

Aus seinem Munde und mit dem Ausdruck aufrichtigster Theilnahme, der sie erfüllte, klangen diese Worte weniger hart, als wenn sie der Professor von irgend einem Anderen hätte vernehmen müssen; und er war darum weit entfernt, dem Arzte wegen seiner rückhaltlosen Offenheit zu zürnen. Es huschte sogar der Schimmer eines schwachen Lächelns über sein blasses Gesicht, als er mit leiser Stimme erwiderte:

„Das heißt, Sie möchten einen interessanten Versuch mit mir anstellen, Doktor? — Ich glaube aber, es ist besser, Sie lassen mich hier in Frieden sterben, denn —„

„Genug, genug!" unterbrach ihn der Chirurg. „Ich will nichts als ein einfaches „ja" oder „nein"; denn meine Herren Kollegen hier würden mir schöne Gesichter machen, wenn ich Sie zu langen Unterhaltungen verführen wollte. Aber ehe Sie nein sagen, überlegen Sie sich meinen Vorschlag noch

einmal! Das Leben muß Ihnen sehr wenig werth sein, wenn Sie es so kurzer Hand von sich weisen; denn daß Sie die Operation nicht aus Furcht vor den Schmerzen ablehnen, weiß ich auch ohne Ihre Versicherung recht gut; — Sie nicken mir zustimmend zu! — Nun gut, also nehmen wir an, Sie hätten wirklich einen guten Grund, Ihr Leben als einen werthlosen Besitz zu betrachten, wollen Sie es dann nicht wenigstens im Dienste der Wissenschaft hingeben. Ich sagte Ihnen schon, daß meine Operation nicht immer gelingt, und ich will, um ganz ehrlich zu sein, hinzufügen, daß mir von vier Patienten, an denen ich sie gewagt, drei unter den Händen gestorben sind. Ich glaube jetzt ein Mittel gefunden zu haben, das die Gefahr des tiefen chirurgischen Eingriffs um ein bedeutendes mindert, und Sie würden der erste sein, an dem ich es mit der veränderten Methode versuchte. Will es der Unstern, daß Sie das Schicksal Ihrer drei Vorgänger theilen, so haben Sie sich der Bürde Ihres Lebens wenigstens mit einem gewissen Opfermuth entledigt, und werden Sie gerettet, nun, so werden Sie von dem wiedergewonnenen Dasein wohl einen geeigneten Gebrauch zu machen wissen."

Trotz des furchtbaren Ernstes der Situation, und trotzdem die Dinge, um welche es sich hier handelte, die wichtigsten waren, von denen ein Mensch überhaupt zu reden vermag, empfand der Professor eine gewisse Belustigung über die naive Art, in welcher ihn der eifrige Chirurg für seinen Zweck zu gewinnen gedachte. Als jener seine Bitte um ein bestimmtes „ja oder nein" wiederholte, nickte er stumm mit dem Kopfe und nun beeilte sich der Doktor, ihm mit großer Wärme die Hand zu drücken.

„Sie werden es nicht bereuen, lieber Professor! — Nein gewiß, Sie werden es nicht bereuen und trotz all' Ihres gegenwärtigen Lebensüberdrusses hoffe ich noch einmal, auf Ihrer Hochzeit tanzen zu können!"

Er verließ den Patienten, um sofort die nöthige Verabredung mit den Aerzten des Krankenhauses zu treffen und nachher steckte er nur noch einmal den Kopf in das Zimmer des Professors, um dem letzteren augenscheinlich in bester Laune zuzurufen:

„Es war natürlich großes Entsetzen im Reiche über meine Absicht, und man wird Ihnen wohl auch noch den Kopf gehörig warm machen, Ihre Einwilligung wieder zurückzuziehen, aber lassen Sie sich nicht beschwatzen, lieber Professor! Vertrauen Sie mir und seien Sie versichert, daß es nur zu Ihrem Besten und zum Nutzen der Wissenschaft geschieht! Morgen um diese Zeit haben Sie schon alles überstanden!"

„Das hoffe ich auch!" murmelte der Kranke unhörbar vor sich hin, und wie ein himmlisches Trostwort hallte es ihm noch lange im Herzen nach:

„Morgen um diese Zeit ist alles überstanden!"

Endlich aber überwältigte ihn doch von neuem die Schwäche und er fiel wieder in seinen tiefen, mehr einer Ohnmacht gleichenden Schlummer zurück. —

Am Nachmittage desselben Tages meldete sich im Direktionszimmer des Krankenhauses eine dicht verschleierte junge Dame in tiefer Trauer. Sie fragte nach dem Professor Dernberg, und als ihr der leitende Arzt mit dem Ausdruck höflichen Bedauerns erklärte, daß der Kranke niemand sprechen

dürfe, versicherte sie mit großer Hast, das habe auch durchaus nicht in ihrer Absicht gelegen.

„Ich habe keinen Grund, Ihnen meinen Namen zu verschweigen, Herr Doktor", sagte sie. „Ich heiße Elsa Holzhausen, und mein Bruder war es, der den Professor im Zweikampf verwundete. Sie werden begreifen, wie sehr mich aus diesem Grunde die Sorge um das Leben des Kranken peinigt. Ich werde noch an diesem Abend die Stadt und das Land verlassen, aber ich konnte nicht gehen, ohne mir von Ihnen Gewißheit über sein Schicksal zu holen."

„Gewißheit, gnädigste Komtesse", sagte der Arzt ausweichend, Gewißheit könnte Ihnen wohl nur der geben, in dessen Händen die Entscheidung liegt über Leben und Tod. Alles, was wir Menschen aussprechen können, sind doch — bei Licht besehen — selbst in den scheinbar klarsten Fällen nichts als Vermuthungen."

„Aber diese Vermuthungen können doch zuweilen der Wahrheit sehr nahe kommen", sagte das junge Mädchen sichtlich mit aufsteigenden Thränen kämpfend. „O, ich beschwöre Sie, Herr Doktor, sprechen Sie offen aus, was Sie von seinem Zustande halten! Besser die furchtbarste Klarheit als diese entsetzliche, unerträgliche Ungewißheit und Angst!"

„Wenn Sie es denn durchaus wünschen, Komtesse, so will ich Ihnen nicht verschweigen, daß wir nach menschlicher Voraussicht nur sein baldiges Ableben erwarten, und ihm mit Rücksicht auf die Schwere seiner Leiden auch kaum etwas besseres, als eine schnelle Erlösung wünschen können!"

„O mein Gott!" schluchzte Elsa, „mein Gott! — Und gerade mein Bruder muß es sein, der an ihm zum Mörder wurde!"

Der Arzt war in einer peinlichen Verlegenheit; denn er wußte ihr nichts zu ihrem Troste zu sagen und es war kaum danach angethan, den Eindruck seiner vorigen Worte abzuschwächen, als er noch einige Verlegenheitsphrasen von wunderbaren Rettungen und außergewöhnlichen Fällen zutage förderte.

Elsa fühlte, daß sie hier vergebens auf eine Beruhigung für ihren namenlosen Schmerz harren würde. Sie erhob sich, stammelte einen kaum vernehmlichen Dank und ging.

Draußen auf dem Korridor aber legte sich eine weiche Hand sanft auf ihren Arm, und eine milde Stimme schlug an ihr Ohr:

„Verzeihen Sie, mein liebes Fräulein; Sie haben mich wohl kaum gesehen, aber ich war im Direktionszimmer und habe Ihre Unterhaltung mit dem Oberarzt angehört. Hegen Sie vielleicht den Wunsch, den Kranken noch einmal zu sehen?"

Es war eine barmherzige Schwester, eine der Pflegerinnen des Krankenhauses, welche so zu ihr sprach. Sie war wohl nur wenig über dreißig Jahre alt und hatte ein feines, blasses Gesicht von madonnenhafter Schönheit. Auf dem Grunde ihrer großen braunen Augen lag es wie eine tiefe Traurigkeit, und gerade diese stumme Klage in ihrem Blick war es vielleicht, welche die Komtesse mit einem seltsamen Vertrauen zu der freundlichen Trösterin erfüllte und sie drängte, ihre Hand zu ergreifen.

„Ich danke Ihnen für diese Frage, liebe Schwester" sagte sie. „Aber der Professor darf nichts von meinem Hiersein wissen! Es würde mir nur Schmerz und ihm wahrhaftig keine Freude machen."

„Er würde auch nichts davon erfahren, denn er liegt in einem tiefen Schlaf, aus dem er in den nächsten Stunden gewiß nicht erwachen wird! Wenn es Ihnen einen Trost gewährt, ihn noch einmal zu sehen, so kann ich Sie an sein Lager führen, ohne daß er die leiseste Ahnung davon hat."

Die barmherzige Schwester hatte schärfer gesehen als der alte Arzt. Sie wußte auch ohne weitere Erklärung, daß zwischen dem zum Tode Verwundeten und dieser vornehmen, trauernden jungen Dame geheimnißvolle Beziehungen besonderer Art bestehen müßten und sie hatte den rechten Trost für das schmerzlich zuckende Herz des armen Grafenkindes getroffen.

Wohl schwankte Elsa noch einige Sekunden lang, ob sie das hochherzige Anerbieten der Schwester annehmen solle; aber ihr Gefühl hatte bereits entschieden, wo ihr Verstand noch immer Einwendungen erheben wollte. Wohl hatte er ihre Liebe verrathen, und mit rücksichtsloser Hand ihr heiligstes Ideal zertrümmert, aber er hatte sein Vergehen schwer und furchtbar gebüßt; wohl hatte sie ihre Hoffnungen begraben und den Gedanken an eine Vereinigung mit ihm für immer aus ihrem Herzen gerissen, aber sie liebte ihn doch noch immer so heiß und innig, wie in den sonstigen Tagen ihres kurzen Glückes, und in dem grenzenlosen Leid, das jetzt ihre ganze Seele ausfüllte, mußte es ihr eine schmerzliche Genugthuung sein, die teuren Züge noch einmal zu unauslöschlichem Gedächtniß in sich aufzunehmen. Nicht mit ausdrücklichen Worten ertheilte sie ihre Zustimmung; aber sie folgte willig der voranschreitenden Schwester durch die langen Gänge und Korridore des umfangreichen Krankenhauses bis zu jener

Thür, hinter welcher der Professor ruhte. Hier mußte sie eine kurze Zeit verweilen, während deren jene sich noch einmal überzeugte, daß der Kranke schlafe. Dann öffnete sich ganz leise und behutsam die Thür und die Schwester winkte ihr, einzutreten. Elsa mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um die Thränen zurückzudrängen, welche ihr heiß in die Augen stiegen. Aber sie blieb aufrecht und muthig und starr wie eine Statue stand sie minutenlang neben dem Lager des Schlafenden.

Wie furchtbar war die Veränderung, welche sich im Antlitze des Professors vollzogen seit jenem Abend, da sie ihn zum letzten Male gesehen! Damals war er ein Urbild kraftvoller Mannesschönheit gewesen, und mit stolzer Bewunderung hatten sich ihre Blicke auf ihn geheftet, als er ihr in seinem glänzenden, kleidsamen Kostüm gegenübertrat! Jetzt lag er vor ihr, bleich, ohnmächtig, mit wirrem Haar und Bart, geschlossenen Auges und unverkennbar eine sichere Beute des Todes! In unverkennbarem Schmerze krampfte sich ihr Herz zusammen. Es war ihr, als müsse sie sich über ihn hinwerfen, ihn mit ihren Küssen und Thränen erwecken, und in seiner Umarmung mit ihm sterben, wenn es ihren glühenden Gebeten nicht gelang, das entweichende Leben in seiner Brust zurückzuhalten. Da machte der Kranke eine schwache Bewegung und seine Lippen regten sich, als wollte er einen teuern Namen flüstern. Die Schwester, welche am Fußende des Lagers stand, gab Elsa ein Zeichen, daß es für sie an der Zeit sein möchte, sich zu entfernen, aber die Komtesse konnte nicht gehen, ohne von dem Geliebten, den sie ihrer festen Ueberzeugung nach nie wiedersehen würde, einen wirklichen Abschied zu

nehmen. Einem unwiderstehlichen Drange ihres Herzens folgend, beugte sie sich über ihn herab und berührte für einen flüchtigen Moment seine Lippen mit den ihrigen.

Sie hatten sich nie zuvor geküßt, und dieser Kuß an der Schwelle des Todes war nicht mehr eine Aeußerung sinnlicher Liebe, sondern ein Weihekuß und ein Symbol reinster Entsagung. Er hatte den Kranken nicht geweckt, denn die Augen desselben blieben geschlossen und keine Bewegung verrieth, daß er eine Empfindung von dem Geschehenen gehabt habe; aber eine wunderbare Verklärung hatte sich über seine Züge gebreitet, und sein Atem ging ruhig und sanft wie der eines schlafenden Kindes.

Die Komtesse hatte den dichten schwarzen Schleier wieder vor ihr Gesicht gezogen, als sie in der Begleitung der barmherzigen Schwester das Krankenzimmer verließ, und draußen auf dem Korridore reichte sie ihr noch einmal die Hand.

„Haben Sie innigen Dank!“ sagte sie bewegt. „Nur eine Frau kann die Größe des Geschenkes ermessen, das Sie mir in dieser Stunde gemacht haben! Ich werde Ihrer nimmer vergessen!“

„Ich wußte ja, was Sie fühlen mußten,“ erwiderte die Diakonissin leise und mit gesenkten Wimpern. „Auch mein Verlobter ließ in einem Zweikampf sein Leben, und meine Thorheit war es gewesen, welche ihn in denselben getrieben!“

„Und darum — darum wählten Sie diesen Beruf?“

Die barmherzige Schwester nickte. Es bedurfte keines Wortes mehr zwischen ihnen. In diesem Augenblicke hatten sie sich beide verstanden.

Schweigend gingen sie weiter, und erst am Ende des

langen Ganges nahm die barmherzige Schwester noch einmal das Wort:

„Und wenn er wieder zu sich kommt — haben Sie mir nichts aufzutragen, das ich ihm ausrichten könnte?"

Die Komtesse schüttelte erst den Kopf; nach kurzem Zögern aber sagte sie doch:

„Ja — Sie mögen ihm in seiner Sterbestunde sagen, daß ich ihm alles verziehen habe, daß ich mich in fernem Lande in tiefe Einsamkeit vergraben werde und daß ich sein Gedächtniß in Treue bewahren will bis zu meinem letzten Athemzuge!"

„Und Sie werden nicht noch einmal hierher zurückkehren? Auch nicht, wenn seine letzte Stunde wirklich gekommen ist?"

Elsa machte eine schmerzliche verneinende Bewegung.

„Ich kann es nicht, denn ich bin zu jener Stunde wohl schon um Hunderte von Meilen von ihm getrennt. Noch an diesem Abend reise ich ab — ganz allein, denn mein Bruder bleibt zurück, um seine Bestrafung wegen des Duells zu erwarten!"

„So leben Sie denn wohl, mein liebes Fräulein! Gott gebe Ihnen die Kraft, Ihr Leid zu ertragen, und gebe Ihrem wunden Herzen seinen Frieden!"

Laut aufschluchzend sank die Komtesse an die Brust der Diakonissin, als sich aber in der Nähe eine Thür öffnete, eilte sie schnellen Schrittes davon zu ihrem draußen harrenden Wagen, während die barmherzige Schwester zu ihrem stillen, gottgesegneten Werk aufopfernder Menschenliebe zurückkehrte. —

In die Krankenzelle des Professors aber war ein lichter Sonnenstrahl gefallen.

Er hatte geträumt, er sei wieder frisch und stark wie in seinen gesunden Tagen. Leichten Sinnes und rüstigen Fußes war er durch grünende Felder und blühende Auen gewandert, die Vögel hatten über seinem Haupte ihre lustigsten Weisen gezwitschert, traulich murmelnde Quellen hatten ihn begleitet und lachender Sonnenschein hatte auf allen Stegen und Pfaden gelegen. Am Rande eines Baches hatte er sich endlich in das schwellende Gras geworfen und unverwandt hinaufgeschaut in den blauen, strahlenden Sommerhimmel. Und siehe, da war ein gar herrliches Wunder geschehen! Von rosigen Wölkchen umgeben, war aus der lichten Höhe eine liebliche Engelsgestalt herniedergeschwebt, eine Gestalt, die ihm gut genug bekannt war, denn sie trug ja Elsas Züge. Sehnsüchtig hatte er ihr seine Arme entgegengebreitet und sie hatte ihm von ihrem Wolkenthron herab ihre feine weiße Hand gereicht. Wie von unsichtbaren Geistesarmen getragen, erhob er sich vom Erdboden; immer leichter und freier war es ihm um's Herz geworden und er hatte eben laut hinaus jubeln wollen in seiner überströmenden Seligkeit, als ihn plötzlich die weichen Arme der himmlischen Gestalt umschlangen und ihre süßen, schwellenden Lippen ihm den Mund verschlossen.

Und in der Seligkeit dieses Wonnekusses waren Erde und Himmel um ihn her versunken. Alles Irdische war von ihm losgelöst, und als ein körperliches Wesen schwebte er wunschlos und schmerzlos in dem unermeßlichen krystallklaren Aether.

* * *

Am nächsten Vormittag erst schlug der Professor die Augen wieder auf. Er sah seinen Freund, den eifrigen

Chirurgen mit weißen Leinenärmeln über dem Rocke neben seinem Bette stehen, und im Hintergrunde zwei andere Aerzte nebst einer barmherzigen Schwester. Auf einem kleinen Seitentischchen aber blinkten viele unheimlich geformte Messerchen, Zangen und Sägen, die ihrer blutigen Arbeit harrten.

„Nun fassen Sie Muth, lieber Professor", sagte der junge Chirurg, „in einer halben Stunde ist alles vorbei!"

„Wohl, Freund," erwiederte der Kranke mit einem sonnigen Lächeln, das alle Anwesenden in Erstaunen versetzte, „gehen Sie denn an Ihr Werk! In einer halben Stunde ist ja alles vorbei!"

In einem bescheidenen Gasthof des Hafenviertels von Hamburg war ein Herr und eine Dame abgestiegen. Als die Geschwister Spangenberg aus Köln hatten sie sich in das Fremdenbuch eingetragen und der junge Mann hatte die besten Zimmer verlangt, die im Hause aufzutreiben seien. Als man ihnen zwei nebeneinanderliegende Gemächer im ersten Stockwerk angewiesen, hatte die Dame mit aller Entschiedenheit erklärt, es gefiele ihr keines davon und sie hatte es schließlich durchgesetzt, daß ihr Bruder hier unten wohnen blieb, während sie selbst mit einem viel bescheidneren Zimmerchen im zweiten Stocke vorlieb nahm.

Später erschienen sie beide im Gastzimmer, um die von dem Herrn bestellte Mahlzeit einzunehmen. Aber die junge Dame, welche überhaupt sehr blaß und angegriffen aussah, rührte die Speisen kaum flüchtig an und sie sprach auch während der ganzen Dauer des Essens kein Wort mit ihrem Begleiter, der es sich allem Anschein nach vortrefflich munden ließ.

Der Besitzer des Gasthofes hatte so seine besonderen Vermuthungen über die beiden Gäste, aber er behandelte sie nichtsdestoweniger mit der größten Zuvorkommenheit und Diskretion. Er hatte ja gesehen, daß der junge Mann eine

wohlgefüllte Börse bei sich führe, und das war ihm für seine Person eine völlig ausreichende Legitimation. Die einzige Befürchtung, welche ihn etwas unruhig machte, war die, daß die junge Dame in seinem Hause erkranken und ihm dadurch Scherereien bereiten könne. Sie sah wirklich ganz so aus, als werde sie sich nicht lange mehr aufrecht erhalten können, und der biedere Gastwirth konnte denn auch nicht umhin, den Herrn Spangenberg heimlich auf dieses augenscheinliche Unwohlsein seiner Schwester aufmerksam zu machen. Zum Glück war dieser im Stande, seine Besorgnisse zu zerstreuen.

„Meine Schwester hat eben eine schwere Krankheit überstanden", meinte er, „und die Aerzte haben ihr einen Aufenthalt im Klima des schottischen Hochlandes zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit angerathen. Wir werden deshalb schon morgen nach England abreisen."

Das war natürlich eine vollkommen genügende Aufklärung und die Geschwister Spangenberg wurden mit Fragen nicht weiter behelligt. Gleich nach der Mahlzeit zog sich die Dame auf ihr Zimmer zurück, dessen Thür sie hinter sich verschloß. Ihr blondbärtiger und schwarzäugiger Reisegefährte aber hüllte sich in einen dicken Winterrock, dessen breiten Kragen er trotz des ziemlich milden Winterwetters hoch heraufzog, und ging seiner Wege.

Es wurde ihm nicht ganz leicht, sich in dem Gewirr von krummen und winkligen, scheinbar ganz systemlos durcheinanderlaufenden Gassen und Gäßchen des Hafenviertels zurechtzufinden; denn wenn er sich auch an den Wegbiegungen mit der Miene jemands umsah, dem seine Umgebung keines-

wegs ganz fremd ist, so ist es doch selbst für den Einheimischen nicht immer ganz leicht, hier die Richtung seines Weges inne zu halten. Endlich leuchteten die Augen des Suchenden mit einem Ausdruck der Befriedigung auf. Er hatte die Straße gefunden, welche das Ziel seiner Wanderung bilden sollte.

Eigentlich konnte der schmale Raum zwischen den beiden uralten Häuserreihen kaum einen halbwegs begründeten Anspruch auf die Benennung „Straße“ erheben, denn er war so schmal, daß zwei Wagen sicherlich nicht im Stande gewesen wären, an einander vorüber zu fahren. Von einem Trottoir oder dergleichen war nicht das Mindeste zu sehen, und in der Mitte ließ das holperige Pflaster Raum für eine schmale Rinne, in welchen das aus den Häusern kommende trübe Abflußwasser langsam zu dem nahegelegenen Fleeth hinunterrieselte.

Die Häuser selbst stammten sicherlich noch aus jener Zeit, da Hamburg die Krone des deutschen Hansabundes gewesen war, denn seit Jahrhunderten hatte man sich einer anderen Bauart zugewendet, als sie diese hohen, spitzen Giebel, diese übereinander vorspringenden Stockwerke mit den zahlreichen schmalen Fenstern bedeuteten. Der Zahn der Zeit hatte die alten Häuser denn auch recht tüchtig benagt. Ueberall klafften breite Risse im Mauerwerk, die Balken hatten sich gebogen, und manches ehrwürdige Gebäude neigte sich bedenklich zur Seite oder nach vorn, daß man beim Vorübergehen unwillkürlich seine Schritte beschleunigte, aus Besorgniß, es möchte schon im nächsten Augenblick zusammenstürzen.

In den Erdgeschossen dieser Häuser befanden sich fast

durchweg kleine unansehnliche Branntweinschenken, die von Matrosen, Hafenarbeitern und den Tagelöhnern der Ewerführer frequentirt wurden, und in denen es zur Abendzeit und in den Nachtstunden laut und lärmend genug herzugehen pflegte. Dazwischen bemerkte man auch hier und da ein kleines, mit allerlei Gegenständen der verschiedensten Art angefülltes Schaufenster, welches den vorübergehenden Seeleuten anzeigte, daß sie hier alle ihre Bedürfnisse befriedigen und all' ihren Herzenswünschen Genüge thun könnten.

Ein solches Schaufenster war es, vor welchem der blondbärtige junge Mann Halt machte. Er betrachtete das baufällige Haus von oben bis unten mit großer Aufmerksamkeit, und nickte ein paar Mal zufrieden mit dem Kopfe, als wäre er jetzt erst seiner Sache ganz gewiß. Die zu ebener Erde eingehende Ladenthür setzte eine schrill und heiser klingende Glocke in Bewegung, als der Fremde den niedrigen, mit einer schlechten dumpfigen Atmosphäre angefüllten Raum betrat. Das Innere desselben glich einer Ausstellung aller nur erdenklichen Gegenstände, in einem wirren Durcheinander in welchem sich außer dem Besitzer gewiß niemand hätte zurechtfinden können. Da gab es Kleidungsstücke und Waffen, Uhren und Kochtöpfe, Rumflaschen und ausgestopfte Papageien, Ferngläser und halbverrostete Schiffsinstrumente, kurz alles, was sich an Kuriositäten eben nur in einem solchen Magazin antreffen läßt. Aber der Fremde hatte offenbar nicht die Absicht, irgend etwas von diesen Herrlichkeiten käuflich zu erwerben. Er würdigte dieselben keines Blickes, und wendete seine ganze Aufmerksamkeit dem Manne zu, der aus dem völlig dunklen Hintergrund des Ladens langsam auf ihn zukam.

Es war kein Wunder, wenn die alten Dielen unter dem Tritt dieses Mannes geradezu in beängstigender Weise ächzten und knarrten; denn sein Körper war von riesenhaften Dimensionen. Das rothe, aufgedunsene, schwammige Gesicht mit den verschwindend kleinen Augen und der winzig aufgestülpten Nase schienen nur ein formloser Fleischklumpen zu sein, und es mußte Bewunderung erregen, daß sich die elephantenhaften Glieder zwischen all' den rings umher liegenden, hängenden und stehenden gebrechlichen Gegenständen noch immer mit leidlicher Geschicklichkeit zu bewegen wußten.

Der Fleischkoloß erwiederte den stummen Gruß des Eingetretenen mit einem schwerfälligen Nicken, und betrachtete ihn dann mit großer Aufmerksamkeit von oben bis unten. Plötzlich verzerrte ein breites Grinsen sein ohnehin nicht sehr liebliches Antlitz und mit großer Vertraulichkeit legte er die Hand auf die Schulter des Fremden.

„Haben uns lange nicht gesehen, Herr Bruno Weißberger“ meinte er mit einer Stimme, die so heiser und asthmatisch klang, als könne sie sich nur mühsam aus den erstickenden Fettmassen herausarbeiten. „War gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie während der ganzen Zeit nicht einmal etwas von sich hören ließen; aber ich wußte ja, daß Sie wiederkommen würden; denn der alte Vater Olassen kennt seine Leute.“

Bruno war bei dieser unerwarteten Art der Anrede erschrocken zusammengefahren und hatte sich ängstlich umgesehen, als fürchte er, daß ein Lauscher in der Nähe sei. Sein Gegengruß hatte einen nicht eben freudigen Klang; denn er

stampfte mit dem Fuße auf die Erde und stieß zwischen den Zähnen hervor:

„Teufel auch! Ist mir die Maskirung so schlecht gelungen, daß Ihr mich hier in dem finstern Loche auf den ersten Blick und ehe ich den Mund aufgemacht habe, erkennen müßt? Ich fange an, zu glauben, daß ich ein Stümper bin!"

„Nun, nun! Nur ruhig, mein Bester," besänftigte Vater Olassen. Sie haben Ihre Sache sogar ganz vortrefflich gemacht, und können es getrost darauf ankommen lassen. Es hat nicht jeder Vater Olassens scharfes Auge und gutes Gedächtniß und diese Herren von der sogenannten Polizei haben es am wenigsten, darauf mögen Sie sich verlassen. Aber wollen Sie nicht in mein kleines Hinterstübchen eintreten? Ich bin natürlich sehr neugierig, zu erfahren, was mir die seltene und unerwartete Ehre Ihres Besuches verschafft?"

„Ich habe nicht viel Zeit zu verlieren, Olassen," erwiderte der andere, „und ich rechne darauf, daß Ihr mir ohne viele Umschweife und Winkelzüge zu Diensten seid!"

„So weit es in meinen schwachen Kräften steht — gewiß. Sie sehen mir schärfer auf die Finger, als ehedem und ich habe meine liebe Noth, mich ohne Gefahr für meine Sicherheit nur selber durchzubringen."

„Das ist ein altes Lied, Olassen! Ihr solltet Euch mir gegenüber die Litanei ersparen, um so eher, wenn so wenig Zeit zu verlieren ist, wie in meinem Fall. Kurz heraus gesagt: Ich brauche für morgen zwei Plätze auf einem nach England gehenden Dampfer, und ich muß sicher sein

daß mich kein naseweiser Polizist nach meinen Papieren fragt!"

„Hm! Das ist eine verteufelt schwierige Sache. Sie passen jetzt zu genau auf — und gerade in diesem Augenblick. Ich glaube nicht, daß es sich ermöglichen läßt."

„Verwünschtes Geschwätz," rief Bruno mit dem Fuße stampfend. „Sagt mir's rund heraus: Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht. Ich kenne mehr Leute in Hamburg, die mit Freuden bereit sind, sich auf so bequeme Art ein paar Hundert Mark zu verdienen."

„Nun — nun — nun! Warum denn gleich mit dem Kopf durch die Decke? Ich werde ja sehen, was sich thun läßt. Hat mich ohnedies schon ein anderer um die Gefälligkeit gebeten, und mein Freund Fred Patterson von der „Alice", die glücklicherweise gerade jetzt im Hafen liegt, wird sich vielleicht gegen eine angemessene Entschädigung dazu bereit finden lassen. Er wollte eigentlich erst in vier Tagen wieder auslaufen, überhaupt läßt er sich auf solche Heimlichkeiten nicht gern ein, aber — mein Himmel — wenn man ihn anständig bezahlen kann —"

„Genug, Ihr wollt wieder eine möglichst unverschämte Summe herauspressen, Olassen. Aber ich sag's Euch von vornherein: diesmal gehe ich nicht als reicher Mann, und wenn es mir auch auf ein paar Hundert Mark nicht ankommt, so kann ich Euch doch keine unbillige Forderung bewilligen.

„Das ist freilich sehr schlimm," meinte der Fleischkoloß achselzuckend, „denn unter solchen Umständen wird sich mein Freund Fred Patterson von der „Alice" schwerlich bereit finden lassen."

„Zum Henker denn mit Eurem Freunde Patterson und seiner „Alice.“ Ich brauche ihn ebensowenig als Euch, und es thut mir leid, daß ich mir aus thörichter Dankbarkeit, um das Geschäftchen gerade Euch zukommen zu lassen, den weiten Weg gemacht habe.“

Er drehte sich wirklich um, als sei es seine Absicht, sich zu entfernen, obwohl in Wahrheit Olassen seine einzige Zuflucht war und obwohl er zitterte bei dem Gedanken, daß er möglicher Weise keine Einigung mit ihm erzielen könnte. Der alte erfahrene Olassen ging doch in die Falle und hielt ihn mit begütigendem Zuspruch zurück.

„Ich werde sehen, was sich thun läßt, und weil Sie es sind, Herr Weißberger, ein Mann, der früher einmal recht nobel gewesen ist gegen mich, so verspreche ich Ihnen, daß es sich arangieren soll. Geben Sie mir fünfhundert Mark für meinen Freund Fred Patterson, und ich selber will keinen rothen Pfennig an der ganzen Sache verdienen.“

„Es ist ein Sündengeld, alter Fuchs, aber ich habe nicht Lust, noch länger herumzulaufen. Darum meinetwegen. Die fünfhundert Mark sind Euer, sobald wir glücklich aus dem Hafen heraus sind. Ihr könnt ja bis Kuxhafen mitfahren und Euch dort mit Eurer Beute an's Land setzen lassen. Im Voraus bezahle ich keinen Pfennig!“

Der dicke Olassen erhob zwar darüber eine großes Jammern und eine Menge von neuen Einwendungen, aber er mußte der kategorischen Erklärung Weißbergers gegenüber sich endlich in das Unvermeidliche fügen, und sie verabredeten, daß er ihm noch heute Abend durch einen sicheren Boten die Nachricht in seinen Gasthof schicken würde, wann die „Alice“

die Anker lichten würde, und wann sie sich demgemäß im Laufe des nächsten Tages am Bord derselben einzufinden hätten.

„Ich erwarte nachher den Anderen, der wahrscheinlich Euer Reisegefährte werden wird,“ meinte er, „und da es immer gut ist, einen Mitwisser weniger für ein Geheimniß zu haben, so werde ich Ihnen durch diesen die Benachrichtigung zukommen lassen. Er ist ja der Einzige, der selber ein Interesse daran hat, nicht weiter zu plaudern.“

Bei dieser Vereinbarung hatte es sein Bewenden und Bruno Weißberger entfernte sich von dem alten Olassen, seinen Mantelkragen wieder in die Höhe ziehend, und eiligen Schrittes durch die am wenigsten belebten Straßen seiner Herberge zustrebend.

Desselben Weges ging kurz vor Mitternacht ein kleiner, breitschultriger, starkknochiger Mann, von dessen Gesicht man nicht eben viel zu erkennen vermochte. Die ganze untere Hälfte desselben war durch einen dichten grauen Bart verhüllt und eine schwarze Binde, die sich schräg über die Stirn und das linke Auge zog, ließ von dem ganzen Antlitz kaum mehr als das rechte Auge frei. Der Mann war gut gekleidet, und hatte durchaus nichts Auffälliges in seinem Aeußeren und seinem Benehmen. Er trat in das Gastzimmer der Herberge ein, in welcher Bruno Weißberger hinter einer — natürlich nur zum Schein ergriffenen — Zeitung seit geraumer Zeit mit fieberhafter Ungeduld auf das Erscheinen des Boten wartete. Es waren außer ihm noch verschiedene andere Personen in der Gaststube anwesend, und der Wirth selbst saß mit einigen Freunden zechend an einem Nebentische.

Der Mann mit der schwarzen Binde hatte diese Situation mit einem einzigen Blick seines freien Auges übersehen, und ohne von irgend jemand Notiz zu nehmen, ließ er sich an einem unbesetzten Tischchen neben demjenigen des scheinbar eifrig lesenden Bruno nieder, bei dem aufwartenden Kellnerburschen ein Glas Grog bestellend. Bruno hatte bei seinem Eintritt gehofft, daß jener vielleicht der Erwartete sein möchte,

und unangenehm enttäuscht, vertiefte er sich nun wieder in seine — längst vom Anfang bis zu Ende durchstudierte — Zeitung. Als er das Blatt umwendete, vernahm er eine höfliche, etwas heiser klingende Stimme:

„Darf ich Sie vielleicht für einen Augenblick um Ihre Zeitung bitten, mein Herr?"

Wenn die Decke des Zimmers prasselnd zusammengebrochen wäre, hätte Bruno nicht heftiger erschrecken können, als bei diesen scheinbar so harmlosen und unverfänglichen Worten. Das Blatt entfiel seiner Hand und er starrte den Fragenden an, als sehe er in ihm ein Gespenst. Wie war es denn möglich gewesen, daß er dieses kleine, schräg geschlitzte Kalmückenauge nicht sofort erkannt hatte, daß er sich durch den mächtigen Bart und die schwarze Binde auch nur einen Moment täuschen lassen konnte! Der Bursche brachte eben jetzt das dampfende Getränk für den Fremden, und Bruno mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seine Bestürzung nicht zu verrathen. Er schien nicht sogleich zu wissen, was er zu thun habe; dann aber faltete er das Blatt zusammen, reichte es, ohne ein Wort zu sagen, dem anderen und erhob sich, um das Gastzimmer zu verlassen. Er konnte nicht zweifeln, wer der Mann mit der schwarzen Binde gewesen sei, und diese unerwartete Begegnung mit seinem Verführer wirkte auf ihn so beängstigend und erschreckend, als hätte er einen aus dem Grabe Erstandenen gesehen. Er kannte die magische Gewalt, welche dieser Mensch schon als der Mitwisser all' seiner Geheimnisse über ihn besaß, nur zu gut, daß er nicht von vornherein hätte befürchten sollen, derselben abermals zu erliegen, und so war er denn seiner ersten Eingebung gefolgt

und hatte die Flucht ergriffen. Aber schon auf den Stufen der kleinen Treppe, die an der Thür des Gasthauses zur Straße hernieder führte, machte er wieder Halt. Welch' eine Thorheit lag in diesem feigen Rückzuge, der noch dazu ein vergeblicher war, falls Uhlig wirklich von der Absicht erfüllt war, ihn aufzusuchen und zu sprechen! Wenn er einmal seine Spur aufgefunden hatte, war es ganz unmöglich, ihm zu entweichen, und sicherlich war es am besten, ihm schon jetzt Auge in Auge gegenüberzutreten.

So blieb er denn draußen in der kühlen Nachtluft stehen, fest überzeugt, daß jener, der ihn ohne Zweifel auch erkannt hatte, ihm bald genug folgen würde. Diese Erwartung hatte ihn in der That nicht betrogen, denn es waren noch nicht fünf Minuten seit seiner Entfernung aus dem Gastzimmer vergangen, als sich der Mann mit der schwarzen Binde ebenfalls erhob, seinen Grog bezahlte und mit einem kurzen Gruß das Gemach verließ. Unmittelbar darauf standen sich die beiden Männer auf der halbdunklen Treppe gegenüber, und der kleine mit der schwarzen Binde war es, welcher dem andern mit freudiger Lebhaftigkeit seine Hand entgegenstreckte:

„Das nenn' ich Glück im Unglück, Bruderherz", sagte er. „Ich kann dir's bei meiner Ehre versichern, daß es der reinste Zufall ist, der uns hier zusammengeführt hat; aber du wirst schwerlich eine Ahnung davon haben, welches Glück diese Zusammenkunft für dich bedeutet!"

„Ich bin auch durchaus nicht neugierig!" versetzte der andere kühl, ohne die dargebotene Hand zu nehmen, „und ich vermag keine besondere Freude darüber zu empfinden, daß sich unsere Wege noch einmal kreuzen müssen! Dazu habe ich denn

doch zu schlechte Erfahrungen mit deinen ausgezeichneten Plänen gemacht."

„Oho, soll ich verantwortlich sein für das, was du zum nicht geringen Theil selber verschuldet? Und ist das der ganze Ausdruck deiner Freude über unser Wiedersehn? — Hast vielleicht gar nicht einmal gewußt, wie fest mich die da drinnen in der Residenz in ihren Klauen gehabt haben?"

„Freilich hab' ich's gewußt, und auch, daß dein Freund Purzel ein Mörder war! — Pfui, Schiele! Daß ihr alle mit einander Verbrecher wäret, wußte ich leider ohnedies gut genug, aber daß Du mir Geld von Leuten verschaffen wolltest, deren Hände mit Blut befleckt waren, das geht denn doch über die Abrede hinaus, das hätte ich nimmer von dir erwartet!"

Es war gut, daß eine so tiefe Dunkelheit um sie her herrschte; denn dadurch entging dem jungen Manne das drohende Aufblitzen in' Schieles Auge, und die höhnische Geste, mit welcher er die folgenden Worte begleitete.

„Sei nicht närrisch, Bruno! Als wenn man's dem Gelde anmerken könnte, von wem es kommt! Das Goldstück eines Mörders ist ebenso blank und ebenso vollwichtig wie das eines Geistlichen, und wer weiß, ob du nicht schon eine Hand geschüttelt hast, die auch nicht ganz rein war von Blut!"

„Ich habe nicht die Absicht, darüber mit dir zu streiten! Genug, daß unsere Wege auseinander gehen müssen, und daß ich nicht länger mit dir und deinesgleichen zu schaffen haben will. Ich bin im Begriff, ein neues Leben anzufangen, und diesmal wirst du deine Verführungskünste vergeblich an mir versuchen."

„Meinetwegen auch so!“ brummte Schiele scheinbar ganz gleichmüthig. „Ich stehe ja ohnedies selber im Begriff, dieses schwerfällige Land zu verlassen und morgen früh nach England abzudampfen! Daß wir dabei Reisegefährten sein werden, kann ich nun allerdings leider nicht verhindern!“

„Teufel! So wärst du jener andere, von welchem mir Olaffen gesprochen?“

„Natürlich! Und dem Zufall, daß wir uns beide gerade an diesen Ehrenmann gewendet, verdanken wir ja das Vergnügen dieser Begegnung.“

„Das geht unter keinen Umständen, Schiele? Du mußt mit einem anderen Schiffe fahren!“

„Ich werde mich hüten! Zum Dank für deine Liebenswürdigkeiten? — Nein, mein Lieber, jeder ist sich selbst der Nächste, und ich werde mich gewiß keine Stunde länger als es nöthig ist, auf deutschem Boden aufhalten!“

Es war offenbar sein fester Entschluß, und Bruno, der um jeden Preis sein Zusammentreffen mit Helene verhindern wollte, war in Verzweiflung.

„Begleite mich auf mein Zimmer, Schiele“, sagte er endlich. „Dort können wir ungestörter mit einander reden, als hier auf der Straße. Wir müssen einen Ausweg finden, der uns die gemeinschaftliche Reise erspart.“

Der andere war mit diesem Vorschlag vollkommen einverstanden. Gerade das war es ja, was er gewünscht hatte, und als er hinter seinem übel gelaunten Freunde so vorsichtig als möglich die alte steile knarrende Treppe des Gasthofs emporstieg, lächelte er still vergnügt vor sich hin, wie jemand,

der eben daran ist, an ein lang ersehntes und schwer erreichbares Ziel zu gelangen.

Anfänglich zwar schienen seine Ansichten, Brunos Vertrauen wieder zu gewinnen, sehr schlecht zu stehen; und als sie oben hinter verschlossenen Thüren allein waren, machte Bruno seinem heftigen Ingrimm in ziemlich unverblümten Worten Luft. Er klagte seinen Gefährten an, ihn aus seinem ehrlichen Leben herausgerissen und in einen Strudel geworfen zu haben, in welchem er nothwendig hätte untergehen müssen, er schleuderte ihm die bittersten Vorwürfe ins Gesicht und verlangte endlich kategorisch, daß ihn jener nun freigeben und seine Wege nicht länger kreuzen solle.

Schiele hörte ihm zu, ohne eine Miene zu verziehen oder ihn mit einem einzigen Wort zu unterbrechen; aber er zündete sich gemächlich eine von den auf dem Tische stehenden Zigarren an und blies die Dampfwolken in kunstvollen Ringen zur Decke.

„Bist du nun fertig, mein lieber Bruno?“ fragte er gelassen, als jener geendet. „Es soll mich freuen; denn du strengst dich ganz nutzlos an, mich von meiner Schlechtigkeit und deiner Tugendhaftigkeit zu überzeugen. Namentlich hinsichtlich des letzteren Punktes fehlt mir leider jeglicher Glaube. Du wirst ebensowenig jemals in das Alltagsgeleise des Philisterlebens zurückkehren, als man einen Hirsch in einen Pflug spannen kann, und wenn du jetzt wirklich die besten Vorsätze hättest und die festeste Zuversicht, sie glücklich durchzuführen. Darin kenne ich dich und deinesgleichen besser, als ihr Euch selber kennen mögt. Wozu also willst du dich erst mit nutzlosen Versuchen quälen?“

„Du magst dir deine Sophistereien und deine Rathschläge ersparen, Schiele. Ich werde niemals wieder daran denken, ihnen Gehör zu geben.“

„Gut, mein bester! Ein jeder ist seines Schicksals Schmied und man soll niemand zu seinem Glücke zwingen. Ich hatte offen gestanden, geglaubt, du würdest viel zu viel Geschmack an dem guten und bequemen Leben gefunden haben, um dich nun wieder als letzter Kommis in ein Kaufmanns-Komptoir stecken zu lassen, oder als Lohnschreiber bei einem Advokaten dein Heil zu versuchen. Nun, jeder nach seiner Neigung. Ich bin der Letzte, der sich bemühen wird, einen reuigen Sünder dem mageren Arm der Tugend zu entreißen.“

„Hast du schon wieder eine Heirathpartie für mich in Aussicht?“ fragte Bruno mit bitterem Hohn. Aber der andere ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Ich werde mich bedanken,“ sagte Uhlig mit einem kurzen Auflachen. „Mit dergleichen Heirathsprojekten gebe ich mich gewiß nicht wieder ab, wenn ich mich auf meine Leute so wenig verlassen kann wie auf dich. Aber ich wüßte ein anderes, nettes und gefahrloses Geschäft für dich, das ganz anders lohnt als die Lappalie mit dieser Grafenfamilie, und dich nach wenigen Monaten in den Stand setzen wird, zu deiner Gattin zu machen, wen du willst.“

„Soll ich etwa Kompagniegeschäfte mit deinem Freunde Purzel machen, oder seine nachgelassene Praxis übernehmen?“

„Es wäre vielleicht das Schlechteste noch nicht! Aber davon ist nicht die Rede. Ich sagte dir bereits, daß nicht die geringste Gefahr dabei ist.“

„Nun, und warum machst du dies bequeme, einträgliche und gefahrlose Geschäft nicht auf deine eigene Rechnung?“

„Pah! Weil mir deine schwarzen Haare, deine Steinkohlenaugen und deine elastischen Glieder fehlen. Vielleicht auch, weil ich ein Dutzend Jahre zu viel auf dem Rücken habe?“

„Und weil du abermals einen kläglichen Einsturz deiner Luftschlösser fürchtest, nicht wahr?“

„Keineswegs! Und wenn du noch eine Viertelstunde Zeit für mich übrig hast, gestattest du mir wohl, dir eine sehr unterhaltende Geschichte zu erzählen. Hast du nachher Lust, auch eine Rolle in dieser Geschichte zu übernehmen — gut! Hast du keine — auch gut! Und ich verspreche dir, daß ich dich mit keinem Worte zu überreden suchen werde.“

„Würde dir auch verteufelt wenig nützen,“ warf Bruno hin; aber er verwehrte doch dem Andern nicht, seine Erzählung zu beginnen, eine Erzählung, die ihn bald genug auf das Lebhafteste zu interessiren schien. Schiele hatte ein abgegriffenes Portefeuille aus der Brusttasche seines Rockes gezogen und es vor sich auf den Tisch gelegt: dann zündete er sich eine frische Zigarre an und begann:

„Wenn ich die Geschichte, die ich dir da erzählen will, auch natürlich nicht selbst erlebt habe, so ist sie mir doch aus so guter Quelle gekommen, daß es eine Verblendung wäre, an ihrer Wahrhaftigkeit im geringsten zu zweifeln, und außerdem besitze ich hier,“ — und dabei schlug er auf die Brieftasche — „eine ganze Anzahl vollwichtiger Dokumente, welche selbst den eingefleischten Zweifler überzeugen müßten. Also da lebte irgendwo in Italien — der Ort thut ja augenblicklich noch

nichts zur Sache — eine steinreiche fürstliche Familie, deren Namen du mir vorläufig ebenfalls noch erlassen wirst. Der Fürst hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, und nach der Sitte der dortigen vornehmen Familien sollte der älteste Sohn seinem Vater in Titeln und Würde folgen, während der jüngere für den geistlichen Stand bestimmt war. Er hatte bereits seine Gelübde abgelegt und die Weihen erhalten, als sein Bruder auf der Jagd verunglückte, und die alte fürstliche Familie dadurch ohne einen männlichen Stammhalter war. Die Betrübniß des Fürsten darüber war eine grenzenlose, und es erscheint ziemlich natürlich, daß er ebenso wie seine Gattin jetzt noch darauf bedacht war, für seine Tochter einen Gatten zu finden, der durch tadellose Geburt, durch hohen Rang und großes Vermögen würdig erschien, das fürstliche Hauswappen für immer mit dem seinigen zu verbinden. Ob sich nun ein solcher Bewerber nicht gleich finden wollte, oder ob die würdigen Schwiegereltern ihre Erwartung und Ansprüche gar zu hoch gespant hatten, genug, Signora Beatrice konnte schon seit mehreren Jahren für eine völlig heirathsfähige Jungfrau gelten, ohne daß auf dem Schlosse ihrer Eltern eine Verlobung gefeiert worden wäre. Man soll sich darüber um so mehr gewundert haben, als die Signorina für eine erstaunliche Schönheit galt, und ihre Persönlichkeit kaum minder verlockend war, als ihre fürstliche Mitgift.

Da hörte man eines Tages, daß die junge Dame einem Prinzen Colonna, dem Sprößling einer der ersten Familien Italiens, und einem bildschönen Manne auf seinen Antrag einen ganz allerliebsten und unzweideutigen Korb gegeben habe und bald nachher verbreitete sich das Gerücht, die Prinzessin

sei von ihrem gestrengen Herrn Vater bei einem Rendezvous mit einem ganz untergeordneten namen-, rang- und vermögenslosen Menschen, einem jungen Musiker aus Rom überrascht worden, und es hätte eine fürchterliche Szene gegeben. Die alte Kammerfrau der Fürstin, eine Person, die wegen ihrer Geschicklichkeit berühmt war, selbst durch fest verschlossene Thüren zu sehen und durch dicke Portièren hindurch lauschen zu können, wollte sogar wissen, der Fürst hätte einen Dolch auf seine Tochter gezückt und sei nur durch das Dazwischentreten seiner Gemahlin an der Ausführung des fürchterlichen Strafgerichts verhindert worden. Wie dem nun auch sei — man sah die Prinzessin während der nächsten Zeit nur noch mit verweinten Augen und den Fürsten nur noch mit finster gerunzelter Stirn und an Bewerbern und Verehrern ließ sich vorerst keiner im Schlosse blicken. Da erfuhr man eines Tages eine Neuigkeit, die noch viel seltsamer und unglaublicher klang als die von dem entdeckten Rendezvous, und die nichtsdestoweniger ebenso richtig war als jene. Die Prinzessin Beatrice war nämlich eines schönen Morgens spurlos verschwunden — entführt von demselben verwegenen jungen Musiker, welchem der Fürst den Tod angedroht hatte, wenn er sich noch einmal im Bannkreis des Schlosses blicken ließe. Ein zurückgelassener Brief theilte dem rasenden Vater das Unfaßbare, Ungeheuerliche mit und die junge Dame hatte trotz der strengen Aufsicht, unter welcher man sie gehalten, ihre Vorkehrung so gut getroffen, daß den Flüchtlingen vor ihren Verfolgern ein Vorsprung von mindestens vierzehn Stunden geblieben war. Diesen Vorsprung hatten sie auf das vortrefflichste benutzt, denn als man sie endlich in einem kleinen Dorfe einholte, waren sie Mann und

Frau, und an der Thatsache der in aller Ordnung vollzogenen priesterlichen Trauung konnte selbst durch den ungeberdigsten Zorn des alten Fürsten nichts geändert werden. Die Szene mit dem Dolche wiederholte sich auch hier; aber der junge Musiker soll seinem Schwiegervater mit so viel Entschiedenheit gegenüber getreten sein, daß dieser es doch verzog, seinen Dolch wieder einzustecken, und sich auf die fürchterlichsten Flüche zu beschränken, die ihm gerade einfallen wollten. Dann hüllte er sich in seinen Mantel, stieg auf sein Pferd und ritt davon um daheim seiner Gattin mit dem Pathos eines alten Römers zu erklären, daß sie mit diesem Tage auch ihre Tochter begraben hätten!"

„Deine Geschichte ist sehr interessant," unterbrach ihn jetzt Bruno mit unverhohlenem Spott „und ich bewundere das gute Gedächtniß, mit welchem du sie nacherzählst; denn du hast sie ohne Zweifel irgendwo gelesen! Aber weshalb du sie gerade mir zum Besten gibst, vermag ich nicht recht einzusehen!"

Du wirst es erfahren, mein Bester," fuhr der andere fort. Laß mich nur gefälligst erst mit meiner Erzählung zu Ende kommen! Denn was du bisher gehört hast, war nicht viel mehr als die Einleitung. Die junge Prinzessin, die sich so plötzlich in die Gattin eines einfachen Musikers verwandelt hatte, empfing statt der überreichen Mitgift, welche ihr zugedacht war, nichts als ein halbes Dutzend väterliche Flüche, und sie mußten sich mit ihrer Aussteuer und mit ihrer Liebe einrichten, so gut es eben ging. Wenn ich einen Roman erzählte, könnte ich ja nun ausmalen, wie glücklich das Pärchen trotz all' seiner Armuth und der ungewohnten Mühseligkeiten eines

kümmerlichen Lebens gewesen; aber von solchen sentimentalen Dingen verstehe ich sehr wenig und sie gehören auch durchaus nicht in den Rahmen meines wahrheitsgetreuen Berichtes. Genug also; sie wurden ein halbes Jahr lang trotz der Vaterflüche und des armseligen Einkommens recht gut fertig und wären auch wohl noch länger ganz gut miteinander ausgekommen, wenn nicht der Musiker eines schönen Tages unter recht eigenthümlichen Erscheinungen erkrankt und nach ein paar Stunden gestorben wäre. Er war vorher ein kerngesunder Mann gewesen, und eine Nachbarin, die sich darauf verstehen wollte, behauptete steif und fest, es müsse ihm ein bestimmtes Gift, das sie sogar mit Namen nannte, beigebracht worden sein. Aber man nimmt es mit solchen leeren Vermuthungen in Italien wohl nicht allzu genau, wenigstens wurde der Musiker ohne viele Umstände und ohne weitere Nachforschungen begraben, und seine junge Frau blieb mit ihrem Jammer in der dürftigen Wohnung allein. Bei ihrem feurigen Temperament ist wohl anzunehmen, daß sie ihrem Gatten freiwillig in das Reich der Schatten nachgefolgt wäre, wenn nicht die Rücksicht auf das junge Leben, das sich in ihrem Schoße zu regen begann, sie in dem irdischen Jammerthal zurückgehalten hätte. Da aber geschah etwas ganz Wunderbares und Unerwartetes. Am Tage nach der Beerdigung des armen Teufels hielt eine prächtige Karosse vor dem armseligen Hause, und ihr entstiegen keine geringeren Persönlichkeiten, als der Fürst und seine erlauchte Gemahlin. Nicht mit Schmähungen und donnernden Zornesworten, wie an ihrem Hochzeitstage, begrüßte der alte Mann heute sein Kind, sondern mit sanften Tröstungen und liebevollem Zuspruch, und die Fürstin unterstützte

ihn dabei mit reichlichen Thränenbächen in so wirksamer Weise, daß die vom Kummer Gebeugte alle frühere Härte und Ungerechtigkeit ihrer lieben Eltern vergaß und nach längerem Zögern endlich einwilligte, als in Gnaden aufgenommen, wieder in das väterliche Schloß zurückzukehren. Dort gab sie bald darauf einem Knaben das Leben, der ganz und gar das Ebenbild seines Vaters gewesen sein soll und der denn auch in der Taufe dessen Vornamen Ernesto erhielt."

„Außerordentlich rührend!" meinte Bruno, als Schiele hier eine Pause machte, um sich eine neue Zigarre anzuzünden. „Aber ich habe nachgerade die Hoffnung aufgegeben, den Zusammenhang dieser reizenden italienischen Geschichte mit unserer heutigen Unterhaltung zu begreifen."

„Mit der Zeit wirst du schon dahinter kommen! Vor allem ist es sehr wichtig, daß du den Zusammenhang ordentlich begreifst! Das Trauerjahr war noch nicht verstrichen, als man die junge Witwe bereits von allen Seiten bestürmte, eine neue Ehe einzugehen.

Am Sterbebette ihres Mannes hatte sie zwar den Entschluß gefaßt in ein Kloster zu gehen, aber es mag ihr damit wohl ergangen sein, wie es eben mit den meisten in der Verzweiflung gefaßten Entschlüssen ergeht; von der Ausführung war nämlich nicht wieder die Rede! Auch war es wohl ihre abgöttische Liebe für das Kind, welche sie davon abhielt, um so mehr, als ihren Eltern und ihrem älteren Bruder — der nzwischen bereits zu einer höheren geistlichen Würde emporgerückt war — dieses Kind als eine lebendige Erinnerung an die Schande der Familie unverkennbar ein Dorn im Auge war. Zwei ganze Jahre lang setzte das junge Weib dem

Andrängen ihrer Angehörigen, namentlich ihres Vaters und ihres Bruders, sich mit einem der ebenbürtigen Bewerber zu vermählen, den entschiedensten Widerstand entgegen. Dann aber begann sie doch zu schwanken — wie eben alle Frauen in solcher Lage, und es war vorauszusehen, daß sie dem immer erneuerten Ansturm bald genug unterliegen würde. Das geschah denn auch wirklich, und zwar einem Freier gegenüber, bei welchem man am wenigsten hätte darauf gefaßt sein sollen. Dieser Freier zählte ebenfalls zu jenen wenigen auserwählten Sterblichen, welche ein fürstliches Wappen auf ihren Briefbogen und Visitenkarten führen dürfen, und sein Stammbaum reichte weit zurück in die graueste Vergangenheit, wenn es auch mit seinen Vermögensverhältnissen nicht ganz so glänzend bestellt war, als mit denjenigen von Beatricens Vater. Neben diesen bedeutenden Vorzügen, die unter den obwaltenden Umständen gewiß nicht zu unterschätzen waren, litt der aristokratische Bewerber an einigen Mängeln oder vielmehr an einem gewissen Ueberfluß, der jede andere junge Frau gewiß zurückgeschreckt haben würde. Er hätte nämlich der Zahl seiner Jahre nach unbedingt Beatricens Vater sein können, und in seinem Bart und seinem wohl frisirten Hauptthaare waren die grauen Haare viel reichlicher vertreten, als in dem seines künftigen Schwiegervaters. Alle Welt hielt denn auch seine offenkundige Bewerbung um Beatrice für eine völlig aussichtslose, wenn nicht gar lächerliche Sache, und man war überall nicht wenig erstaunt, als es hieß, die junge Witwe habe gerade diesen unter all' ihren stattlichen und jugendfrischen Freiern ausgewählt und ihm ihre bestimmte Zusage gegeben. Und doch hatte es damit seine vollste Richtigkeit; aber außer dem

glücklichen Bräutigam und außer den nächsten Angehörigen der Braut wußte keiner, unter welchen ausdrücklichen Bedingungen von Beatricens Seite diese Einwilligung erfolgt war. Der erstere hatte sich nämlich verpflichten müssen, den kleinen Ernesto an Kindesstatt anzunehmen und ihm das Recht eines Erstgeborenen zu sichern, so daß er dereinst der Erbe aller Reichthümer seines Großvaters werden mußte, und daß seine Zukunft somit in mehr als glänzender Weise sicher gestellt war. Erst nach einem langen Familienrath und nach vielem Ueberlegen hatte man allseitig in diese Bedingung eingewilligt, und es war sicher kein geringes Opfer, welches der alte Fürst darbrachte, wenn er sich an den Gedanken zu gewöhnen suchte, den Sohn des Musiklehrers als sein Nachfolger in Titeln, Würde und Vermögen zu sehen. In aller Stille wurde die zweite Hochzeit Beatricens vollzogen, und ihr lebenslustiger Gemahl mußte bald die recht unangenehme Entdeckung machen, daß sich seine Gattin trotz des neuen Bündnisses eigentlich noch immer als trauernde Witwe betrachtete und ihre Lebensweise dementsprechend einrichtete. Was sie an Liebe und Zärtlichkeit besaß, gehörte dem kleinen Ernesto, und ihrem Gemahl gegenüber begnügte sie sich damit, getreulich ihre Pflichten zu erfüllen, ohne ihn jemals ein wärmeres Gefühl erkennen zu lassen. Er war darüber wohl im Anfang ein wenig betrübt, endlich aber gewöhnte er sich daran und wußte sich an der reichen Mitgift auf das Beste schadlos zu halten. Er suchte und fand seine Zerstreuungen außerhalb des Herdes und war bald wieder derselbe flotte Lebemann, der er vor seiner Vermählung gewesen. Die Fürstin ließ ihn gewähren, ohne sich überhaupt um sein Thun und Treiben zu kümmern

und somit schienen alle Streitigkeiten und Konflikte zur Zufriedenheit sämtlicher Beteiligten beigelegt. Nur einer war da, der mit der Gestaltung der Dinge durchaus nicht einverstanden war und der namentlich gegen den unschuldigen kleinen Ernesto einen tötlichen Haß empfand. Das war Beatricens Bruder, der hohe geistliche Herr. Er konnte sich nicht entschließen, in dem kleinen Neffen das Kind seiner Schwester zu erblicken, sondern er sah in ihm immer nur den Sprößling ihres Entführers, des tief verachteten Musikers. Er hatte in jenem Familienrath mit aller Entschiedenheit gegen die Adoption gestimmt und sich grollend zurückgezogen, als dieselbe dennoch beschlossen worden war. Natürlich erkannte er auch die vollzogene Thatsache noch nicht als giltig an, und seine Schwester sollte bald genug erfahren, wie eifrig sich alle seine Gedanken mit diesem verhaßten Gegenstande beschäftigten. Als nämlich die ersten Anzeichen zutage traten, daß es auch ihrer zweiten Ehe nicht an einem Kindersegen fehlen würde, da wurde sie von dem Prälaten mit Bitten, Vorstellungen und Drohungen bestürmt, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, und die Aeußerungen seines Hasses gegen den kleinen Ernesto nahmen zuletzt eine so beängstigende Gestalt an, daß Beatrice, die sich über den plötzlichen Tod ihres Gatten stets ihre eigenen Gedanken gemacht, nun auch für das Leben ihres geliebten Kindes zu fürchten begann. Mit blutendem Herzen faßte sie endlich unter dem Druck dieser stetig wachsenden Besorgniß einen heroischen Entschluß. Sie erklärte ihren überraschten Angehörigen eines Tages, daß sie den kaum dreijährigen Knaben nicht bei sich behalten, sondern ihn in Frankreich erziehen lassen wolle, und obwohl niemand

die wahren Gründe ihres merkwürdigen Entschlusses erkannte, war man doch allseitig auf das bereitwilligste damit einverstanden — keiner aber so sehr, wie Fürst Klemens, der Prälat. Und nun, mein lieber Bruno, bitte ich dich, deine ganze Aufmerksamkeit zusammenzunehmen, denn jetzt komme ich zu der eigentlichen Pointe meiner abenteuerlichen Geschichte, zu Ereignissen, welche dir erklären sollen, in welchen Zusammenhang ich dich, mein Junge, mit den Schicksalen jener italienischen Fürstenfamilie bringen möchte! Zuvor aber bitte ich dich, uns aus den Kellereien dieses zweifelhaften Hotels eine Flasche Wein oder etwas dem Aehnliches holen zu lassen; denn meine Kehle ist nachgerade so trocken geworden, daß es mir sauer wird, weiter fortzufahren".

Bruno hatte seine spöttische Miene zwar noch immer beibehalten, aber dieselbe war nur eine Maske für seine innere Erregung. Er wußte, daß ihm Schiele die lange Geschichte nicht ohne einen ganz bestimmten Zweck erzählt haben würde, und je mehr er diesen Zweck zu ahnen glaubte, desto abenteuerlichere Vorstellungen begannen sich schon wieder in seinem Gehirn zu jagen. Er zögerte denn auch nicht, den Wunsch seines ehemaligen Spießgesellen zu erfüllen, und da er sich vergebens nach einem Glockenzuge umgesehen hatte, ging er selbst in das Gastzimmer hinunter, um sich eine Flasche Wein und zwei Gläser geben zu lassen. Schiele schmunzelte behaglich, als er mit dieser angenehmen Bürde erschien, und nachdem er ihn aufgefordert hatte, die Thür sorgfältig zu verschließen, entledigte er sich der größern Bequemlichkeit halber seines falschen Bartes und der schwarzen Binde, welche ihm

doch lästig zu werden anfing, so gute Dienste sie ihm auch bei der Unkenntlichmachung seines Gesichtes leistete.

„Auf das Wohl der Frau Fürstin Beatrice!“ sagte er, als die Gläser mit dem funkelnden rothen Rebenblute gefüllt waren. „Ich hoffe, mein lieber Bruno, du wirst bald keine andere Gesundheit so oft und so bereitwillig trinken, als die ihrige!“

Mit einem nur halb gelungenen Versuch, ein gleichgiltig spöttisches Gesicht zu machen, stieß Bruno an. Die Gläser gaben einen schönen hellen Klang und Schiele leerte das seinige bis auf den letzten Tropfen. Dann schnalzte er zufrieden mit der Zunge, wischte sich gemächlich den breiten Mund und streckte bequem die Beine von sich.

„Ich war also dabei stehen geblieben, zu berichten,“ nahm er seine Erzählung wieder auf, „daß man mit der Ueberführung des kleinen Prinzen Ernesto nach Frankreich, allseitig vollkommen einverstanden war. Beatricens Gatte, der lange Zeit in Paris gelebt hatte und mit allen dortigen Verhältnissen auf das beste vertraut, hatte sogleich eine Familie in Vorschlag gebracht, welcher man das Kind sehr wohl anvertrauen könne, und da Beatrice selbst in ihrem Zustande an eine weite Reise nicht denken konnte, so überließ man es ihr, eine Vertrauensperson zu wählen, unter deren Obhut der kleine Ernesto nach Paris übergeführt werden sollte. Sie war nicht lange im Zweifel, wen sie dazu ausersehen solle, denn in ihrer Umgebung befand sich nur ein einziger Mensch, von dessen Ergebenheit und Treue sie ganz fest überzeugt war. Das war ihr alter französischer Diener Jerome Duplisses, ein Mann, dessen stilles, verschwiegenes Wesen ihr von jeher

sehr wohl gefallen und der ihr auch schon verschiedene Proben seiner treuen Anhänglichkeit abgelegt hatte. Er sollte in Begleitung der Kinderfrau mit dem kleinen Ernesto nach Paris fahren und ihn dort sicher den Händen seiner künftigen Pflegeeltern überliefern. Selbstverständlich nahm Jerome diesen Befehl und die damit verbundenen Weisungen seiner Herrin mit achtungsvollem Gehorsam entgegen und Beatrice war überzeugt, daß die Wahl ihres Vertrauensmannes die glücklichste von der Welt gewesen sei. Sie konnte freilich keine Ahnung davon haben, daß sich Jerome, unmittelbar nachdem er von ihr entlassen worden war, zu dem Fürsten Klemens begab und daß er mit diesem hinter verschlossenen Thüren eine Unterredung von mehrstündiger Dauer hatte, von deren Inhalt niemals ein Sterblicher etwas erfuhr. Am folgenden Tage packte man den kleinen Ernesto mit seinen beiden Hütern in den Wagen, und die unglückliche Mutter überströmte ihn mit ihren Thränen. Noch einmal legte sie dem alten Diener, ihn an seine bisherige Treue und Gewissenhaftigkeit erinnernd, die Sorge um ihr höchstes Kleinod an das Herz, noch einmal drückte sie den Knaben fest an ihre Brust; dann mußte sie ihn lassen — denn die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon — und als er ihren Blicken entschwand, fiel sie ihrem Gatten ohnmächtig in die Arme. Vier Wochen später kehrte Jerome Duplessis zurück. Er erstattete der Fürstin die Meldung, daß er sich seines Auftrags ganz nach ihren Wünschen entledigt habe, und er durfte nicht müde werden, ihr von seiner Reise und den braven Leuten zu erzählen, bei denen der kleine Ernesto untergebracht war. Auch an diesem Tage hatte er wieder eine lange, geheimnißvolle Konferenz mit dem

Fürsten Klemens, und als er sich mit vielen tiefen Verbeugungen von dem geistlichen Herrn verabschiedete, strahlten die Gesichter der beiden wackeren Männer im Glanze der höchsten Zufriedenheit. Fürstin Beatrice aber correspondirte von nun an sehr eifrig mit jener Pariser Familie, in welcher ihr Sohn untergebracht war, und erhielt von dort die erfreulichsten Nachrichten über sein Wohlbefinden und Gedeihen.

Nicht lange nach der Trennung von ihrem ersten Kinde genas sie eines Töchterchens, und nun äußerte sie den bestimmten Wunsch, eine Reise nach Paris anzutreten, sobald ihre Kräfte es ihr gestatten würden. Zwar erhob man in ihrer Umgebung allerlei Einwendungen gegen dieses Vorhaben, aber sie ließ sich nicht davon abbringen, und schon fing man an, auf ihren Befehl die Vorbereitungen für die Reise zu treffen, als aus Paris die furchtbare, niederschmetternde Kunde eintraf, der kleine Ernesto sei plötzlich — nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden — an der Bräune gestorben. Der von der Behörde beglaubigte ärztliche Todtenschein war dem Briefe beigefügt, und dieser enthielt außerdem die Mittheilung, daß die kleine Leiche wegen der sofort zutage getretenen Spuren beginnender Verwesung schon am nächsten Tage habe beerdigt werden müssen. Der Schmerz der Fürstin soll ein geradezu unbeschreiblicher gewesen sein, Tag und Nacht mußte man sie beobachten lassen, um einen Selbstmord zu verhindern, und als endlich der erste Anfall wüthender Schmerzensraserei vorüber war, verfiel sie in eine Melancholie, die lange Zeit hindurch eine vollständige und unheilbare Umnachtung ihres Gemüts befürchten ließ."

„Ausgezeichnet!“ fiel Bruno ein. „Und der kleine Ernesto war natürlich nicht gestorben, sondern —“

„Sondern nur beiseite geschafft worden! Ich sehe, du fängst an, meiner Geschichte auf den Grund zu kommen! Jerome Duplessis war ein durchtriebener Bursche und ein Werkzeug des Fürsten Klemens. Er kannte die Wünsche des Prälaten, den Sohn des Musikers unschädlich zu machen, und er verstand es, dieselben zur Ausführung zu bringen. Da es ihm an Geld für seinen Zweck nicht fehlte, gewann er in Paris ein Individuum, den er dem Knaben mit den nöthigen Weisungen übergab und das sich den Namen jener Familie beilegte, in welcher Ernesto angeblich untergebracht sein sollte. So hatten die späteren Briefe der Fürstin an ihn gelangen und von ihm beantwortet werden können, und das Gaukelspiel wäre vielleicht noch eine gute Weile in aller Bequemlichkeit fortgesetzt worden, wenn nicht der unumstößliche Entschluß der Fürstin, selbst nach Paris zu reisen und sich von dem Ergehen des Kindes zu überzeugen, zu einer raschen und entscheidenden Handlung gedrängt hätte. Durch eine Reihe sehr geschickter Vorkehrungen, mit deren Erzählungen ich meine lange Geschichte nicht noch länger machen will, gelang es, die Komödie mit dem angeblichen Ableben des kleinen durchzuführen. Der Todtenschein war vorzüglich gefälscht und an eine Entdeckung des Betrugs war gar nicht zu denken. Jenes Individuum reiste mit dem Kinde heimlich nach Brüssel und nahm dort einen andern Namen an, seine Spuren auf das sorgfältigste hinter sich verwischend und behaglich von dem Gelde lebend, das ihm Fürst Klemens durch Vermittelung Jeromes zukommen ließ. Dieser Jerome muß ein Gauner von der

schlauesten Art gewesen sein; denn um die Fäden der Intrigue stets in seiner Hand zu vereinigen und sich auch für die Zukunft unentbehrlich zu machen, hielt er seinen geistlichen Auftraggeber selbst im Ungewissen über den Verbleib des Kindes, und es ist wohl anzunehmen, daß ein guter Theil des für den Pflegevater in Brüssel bestimmten Geldes an seinen eigenen Fingern hängen blieb. Wie aber selbst der Schlaueste seine Rechnung zuweilen ohne den Wirth macht, ging es auch hier, und einige rasch aufeinander folgende, unvorhergesehene Ereignisse brachten eine heillose Verwirrung in die bis dahin ziemlich einfache Geschichte. Der Ehrenmann in Brüssel, welcher außer dieser kleinen Affaire noch einige andere unerledigte Differenzen mit den Staatsgesetzen haben mochte, sah sich nämlich eines schönen Tages veranlaßt, die belgische Hauptstadt etwas eilig zu verlassen und über die Grenze zu flüchten, wobei er den kleinen Ernesto natürlich mit sich führte. Auch in Deutschland fühlte er sich infolge eines hinter ihm erlassenen Steckbriefes nicht ganz sicher, und da ihm der Knabe, der nur zu leicht zum Verräther werden konnte, mit jedem Tage lästiger wurde, so übergab er ihn einem anderen Manne, der sich für eine einmalige, ziemlich beträchtliche Zahlung bereitfinden ließ, ihn als sein eigenes Kind unter seinem Namen aufzuziehen. Es war sehr gut, daß der Flüchtling diese Vorsicht beobachtet hatte, denn zwei Tage darauf wurde er in einer anderen deutschen Stadt ergriffen und gegen seinen Willen in die Heimat zurückbefördert, wo er dann eine Reihe von Jahren gänzlich von der Bildfläche verschwand. Etwa um die nämliche Zeit, als sich hinter ihm die Thüren des Gefängnisses schlossen, schlossen sich auch die

Augen des Herrn Jerome Duplessis zu einem Schlummer, in welchem er hoffentlich nicht mehr von den mannigfachen Heldenthaten seines Lebens zu träumen braucht. Er war gestorben, ohne sein Geheimniß zu verrathen, ohne den Fürsten Klemens davon unterrichtet zu haben, wo sich sein Neffe aufhielt und unter welchem Namen er den Pflegevater desselben zu suchen habe. So blieb der kleine Ernesto verschollen, und der Prälat, welcher in seinen verhältnißmäßig jungen Jahren bereits die Bischofsmütze trug, mußte wohl annehmen, daß er wirklich gestorben sei. In dem Herzen dieses hohen Herrn aber hatte sich mit der Zeit eine sonderbare Wandlung vollzogen.

Jene jugendliche Leidenschaftlichkeit, welche einst für seine Handlungen bestimmend gewesen war, hatte sich allmählich abgekühlt, und in dem Lichte einer eisernen, männlichen Lebensanschauung nahmen sich die Dinge doch so wesentlich anders aus, als früher. Als sich eines Tages — es waren etwa zwanzig Jahre seit der Entfernung des kleinen Ernesto aus Italien vergangen — ein abgehärmter, dürftig gekleideter Mann bei ihm melden ließ, welcher behauptete, eine wichtige Meldung in Bezug auf den Prinzen Ernesto machen zu können, da gab er den Befehl, diesen Mann sofort einzuführen, und er hatte mit ihm eine lange, geheimnißvolle Unterredung. Es war der aus dem Gefängniß entlassene belgische Bundesgenosse des wackeren Jerome Duplessis, der nach vielen vergeblichen Versuchen, sich wieder eine menschenwürdige Existenz zu begründen, zuletzt in seiner Verzweiflung darauf verfallen war, sich an seinen einstigen Auftraggeber in Italien zu wenden. Fürst Klemens war nun freilich Diplomat genug, sich nicht

zu verrathen, so sehnlich er auch sein damaliges Unrecht wieder gut zu machen und seiner Schwester ihren Sohn zurückzugeben wünschte.

„Der Prälat,“ so fuhr Schiele-Uhlig in seiner Erzählung fort, „der Prälat stellte sich durch die Mittheilungen des Fremden auf das Höchste überrascht und erklärte, wenn das alles wirklich auf Wahrheit beruhe, so könne Jerome Duplessis nur auf eigene Faust oder im Auftrage irgend eines unbekannten Feindes der Fürstin gehandelt haben und sei es auf das tiefste zu beklagen, daß die Enthüllung erst jetzt nach seinem Tode erfolge. Schließlich beauftragte er den Fremden, so verschwiegen und vorsichtig als möglich nach dem Verbleib des Knaben zu forschen und verhieß ihm eine sehr bedeutende Belohnung, wenn es ihm gelänge, denselben nebst vollwichtigen Beweisen für die Identität seiner Persönlichkeit wieder herbeizuschaffen. Die Fürstin Beatrice, die inzwischen längst zum zweiten mal Witwe geworden war, durfte indessen auf den ausdrücklichen Befehl des Prälaten vorerst nichts von diesen Enthüllungen erfahren; denn ihre Gesundheit war, wie er sagte, eine so zarte, daß sie den namenlosen Aufregungen, welche mit einer wochen- oder monatelangen Nachforschung nach dem Entführten nothwendig verbunden sein mußten, unmöglich hätte widerstehen können. Der Belgier ging auf diese Bedingung ein, empfing von dem Bischof eine — freilich nicht sehr reichlich bemessene — Reiseunterstützung und machte sich auf den Weg nach Deutschland, um jenen Mann wieder aufzusuchen, dem er einst vor mehr als zwanzig Jahren seinen Pflegesohn anvertraut hatte. Aber es war zu spät, um das Geschehene wieder gut zu machen. Der Mann war in eine

andere Stadt gezogen und da verstorben, und zu seinem grenzenlosen Kummer mußte der Belgier erfahren, daß Prinz Ernesto, ohne je eine Ahnung von seiner hohen Geburt zu haben, desselbigen Weges gegangen sei. — Und damit, mein lieber Bruno, ist das Thatsächliche an meiner interessanten Geschichte zu Ende!“

Aus dem Gesicht des Zuhörenden war längst jeder Ausdruck des Spottes verschwunden, und in seinen dunklen Augen glühte ein begehrliches Feuer.

„Und diese Geschichte wäre wirklich wahr, Schiele?“

„So wahr als die Thatsache, daß wir uns hier gegenübersitzen!“

„Von wem hast du sie erfahren?“

„Von jenem unglücklichen Belgier, der dir aus der Geschichte selbst genug bekannt geworden ist. Er war bei dem vergeblichen Suchen nach seinem einstigen Pflegling völlig herunter gekommen, und als er die niederschmetternde Nachricht von dem Tode desselben empfing, ging er jämmerlich zu Grunde. Ich fand ihn als einen Verzweifelten und Sterbenden, und ich erhielt damals aus seinen Händen die in dieser Brieftasche enthaltenen Papiere. Ihre Echtheit ist über jeden Zweifel erhaben, sie wären für jemand, der eine Rolle durchzuführen versteht, eine unanfechtbare Legitimation.“

„Laß mich diese Papiere sehen, Schiele!“ rief Bruno hastig, indem er aufsprang und nach der Brieftasche griff. Aber der andere wehrte ihm mit einem spöttischen Grinsen und sagte:

„Hast du mir nicht selbst erklärt, daß du ni ts mit der Sache zu thun haben willst, daß du lieber vierzehn Stunden

auf einem Schreibbock hocken willst, statt dich behaglich in den Polstern einer fürstlichen Equipage zu strecken? Ich habe dir versprochen, daß ich nicht versuchen will, dich zu überreden, und ich habe keine Lust, mir noch einmal so unangenehme Dinge von dir sagen zu lassen, wie ich sie vorhin hören mußte!"

„Laß mich die Papiere sehen!" wiederholte Bruno statt aller Antwort noch energischer als zuvor; und als der andere auch jetzt seinem Verlangen nicht nachkam, sagte er mit heftigem Ausdruck:

„Ich habe dir erklärt, daß ich nicht länger gemeinschaftliche Sache mit Spitzbuben und noch schlimmeren Verbrechern machen will, und das ist mein voller Ernst. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich der Narr sein werde, das Glück von mir zu weisen, wo es mir auf halbem Wege entgegenkommt. Ich habe nie eine Mutter gekannt und mir wäre diese italienische Fürstin dafür gerade so recht, wie jede andere. Auch wüßte ich nicht, gegen wen denn eigentlich ein Betrug ausgeübt würde. Man würde ja der ganzen Familie nur eine Freude machen und die Gefahr wäre am Ende wirklich nicht so groß, vorausgesetzt, daß die Legitimation ausreicht und daß jener Ernesto wirklich gestorben ist."

„Ich kann meinen Kopf darauf verwetten, daß er dir niemals in den Weg kommen würde," sagte Schiele mit eigenthümlicher Betonung. „Nur auf deinen Willen kommt es an, ob dich alle Welt für den echten Ernesto halten wird oder nicht."

Bruno ging ein paar Mal mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder. Plötzlich runzelte sich seine Stirn und er blieb mit gekreuzten Armen stehen:

„Es geht ja nicht Schiele," sagte er finster. „Ich habe vergessen, daß ich nicht mehr frei und Herr meiner Handlungen bin. Es ist meine Pflicht, Helene zu beschützen; Nicht zum zweiten Mal darf ich ihr Vertrauen mißbrauchen!"

„Zum Henker! — Schon wieder dies Frauenzimmer!" platzte Schiele ingrimmig heraus. „Ist sie denn nicht alt genug, sich selber zu beschützen, und hat sie nicht auch in der Hauptstadt rasch genug einen andern Beschützer gefunden?"

„Sie kann dorthin nicht mehr zurückkehren, nachdem sie mit mir geflohen ist! — Sie hat alles um meinetwillen aufgegeben und jetzt ist sie schwach und krank!"

„Um so entsetzlicher und unerträglicher ist die Last für dich! Glaube mir, mein Junge, das ist nichts für dich! Und barmherziger wär's noch immer, sie jetzt sich selbst zu überlassen, wo sie doch wohl nicht ganz ohne Mittel ist, als daß du sie nachher sitzen ließest, wenn Ihr Euer bischen Geld aufgezehrt habt. Ihr hattet die Absicht, zusammen nach England zu gehen, — nun gut — laß sie die Reise statt dessen allein machen, und sei versichert, daß sie nicht daran zu Grunde gehen wird. Das geht nicht so schnell, und ich zweifle sehr, ob sie dich wirklich gar so leidenschaftlich liebt, um über deine Untreue gleich in Verzweiflung zu gerathen."

Namentlich dieser letztere Einwurf schien eine starke Einwirkung auf Bruno zu üben. Er preßte die Lippen aufeinander und sagte nach einer kleinen Weile:

„Sie wird sich nicht ohne weiteres nach England schicken lassen, und sie wird alles aufbieten, meine Flucht zu hindern!"

„Das wäre wohl die kleinste Sorge! Ich nehme es

auf mich, das zu arrangirren; denn Olaffens Freund Fred Patterson von der „Alice“ ist ein verteufelt verwendbarer Bursche, dem ich schon manche unschätzbare Gefälligkeit verdanke. Die Hauptsache ist, daß wir unter uns einig sind und und daß ich deine Zusage habe!“

Er öffnete die inhaltsschwere Brieftasche, und ohne ein Wort zu sagen, ließ sich Bruno an seiner Seite nieder, um mit flammenden Augen jede seiner Bewegungen zu verfolgen. Noch viele Stunden später, als sich des trüben Wintertages fahle Morgendämmerung bereits mit mattem Schimmer durch die Fenstervorhänge stahl, saßen die beiden Männer in eifriger Unterhaltung bei einander, ihre Stimmen klangen leiser und in ihren Mienen prägte sich die höchste Ermattung aus; aber sie schienen eine volle Einigung erzielt zu haben über das, was nun zu beginnen sei, denn als sich Schiele endlich erhob, schüttelten sie sich die Hände und Bruno sagte:

„Es wird mir hart ankommen, aber ich sehe ein, daß es nicht anders geht, und vielleicht hast du recht, daß es auch für sie so am besten ist! — Richte es also ein, wie du es für gut hältst! Ich verlasse mich ganz auf dich!“

„Du wirst mit mir zufrieden sein!“ grinste der Andere, den letzten schalen Rest aus der Weinflasche in sein Glas gießend. Dann befestigte er den Bart wieder an sein Kinn und die schwarze Binde über seinem Auge. Geräuschlos wie eine Katze schlüpfte er die Treppe hinunter und zur Hausthür, welche schon wieder geöffnet war, hinaus.

Auf der Straße blieb er tief aufatmend einige Sekunden stehen und sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln vor sich hin:

„Es ist ein närrisches Possenspiel! Aber wenn der gute Junge wüßte, daß er wirklich ist, was er mit großer Angst bemüht sein wird, zu scheinen, so möchte es mit dem Gewinn, der dabei für mich abfiele, doch verteufelt schlecht aussehen!“

In früher Morgenstunde noch war es, als sich Kapitän Fred Pattersons schmuckes Segelschiff „Alice“ anschickte, die Anker zu lichten. Es war ein Zweimaster von mäßiger Größe, aber von festem und sicherem Bau, dessen Schlankheit jedem geübten Auge verriet, ein wie ausgezeichneter Segler die „Alice“ sein müsse. Ihr Eigenthümer und Lenker schien sich dieser Thatsache auch mit nicht geringem Stolze bewußt zu sein, denn sein von zahlreichen Furchen durchzogenes, wettergebräuntes und für einen Seemann merkwürdig verschmitzt aussehendes Antlitz strahlte vor Vergnügen, als er dem Offizianten der Hafenpolizei, welcher eben eine letzte Revision des Schiffes vorgenommen hatte, behilflich war, über die angehängte Schiffstreppe in sein Boot hinunterzusteigen.

„Ist ein hübsches Schiff, Eure „Alice“, Kapitän Patterson“, hatte der Polizist dabei gesagt, „aber aus den vielen Kabinen und Gelassen, die sie im Leibe hat, mag der Teufel klug werden. Ich möchte wetten, daß ich nicht die Hälfte davon gesehen habe.“

„Könnte wohl sein,“ war Mstr. Pattersons lakonische Antwort. „Habt aber nichts davon verloren! Farewell!“

Er hatte es sehr eilig mit dem Abschied, und der Ausdruck, mit welchem er dem rasch davonrudernden Boote des

Polizeibeamten nachschaute, hatte eine starke Einmischung von sehr christlicher Schadenfreude. Er spitzte die Lippen und pfiff ein paar Takte aus dem Yankeedoodle vor sich hin, dann ließ er ein kurzes, heiseres Lachen vernehmen und drehte sich auf dem Absatz um.

„Das will ich meinen, daß er sich im Innern meiner „Alice" nicht zurechtfindet," rief er dem nahestehenden Bootsmann zu. „Der hat noch keiner ins Herz gesehen, und einer, der eine solche Uniform trägt, würde wahrhaftig auch der letzte dazu sein."

Die Anker wurden aufgewunden, und ein Dampfer nahm die „Alice„ ins Schlepptau, um sie zunächst in freies Fahrwasser zu bringen. Dann kam eine Lotse an Bord, und bald waren die Thürme Hamburgs und der Mastenwald der im Hafen liegenden Schiffe weit hinter den Davonsegelnden im Nebel des feuchtkalten Wintertages verschwunden, während der breite Wasserspiegel der Elbe vor ihnen immer breiter und golfartiger wurde. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen war außer der Bemannung des Schiffes niemand auf dem Verdeck sichtbar gewesen, und auch im Innern des Schiffsraumes hatte der revidirende Polizeibeamte nichts von Passagieren entdecken können. Aber als man jetzt Oevelgönne und Blankenese passirt hatte, tauchte aus der Luke, in welche die Kajütentreppe ausmündete, ein auffallend häßlicher Menschenkopf mit struppigen grauem Bart und mit einer schwarzen Binde über dem linken Auge auf, welchem dann die ganze starkknochige und vierschrötige Gestalt folgte.

„Hollah, Kapitän", rief er aus, da unten in Euren dumpfigen Löchern mag's der Teufel aushalten — aber nicht

ich. Man wird ja seekrank im Hafen. Ich denke, die Luft ist jetzt rein genug, daß man einmal die Nase hinausstecken kann."

„Immerzu!" lachte Kapitän Patterson. „Jetzt mögt Ihr Euch auf dem Verdeck tummeln, so viel Ihr wollt. Außer meinen Leuten ist nur noch der Lotse an Bord, und der kümmert sich sehr wenig um meine Passagiere. Ihr solltet nur den anderen Gentleman auch heranrufen, und vor allem die arme junge Dame. Sie sah aus, als wäre ihr die frische Luft nöthiger als Euch beiden!"

„O, laßt sie nur unten! Die Ruhe wird ihr auch gut thun. Ich habe sogar aus Fürsorge, daß sie von niemand gestört werde, von außen den Riegel vor die Thür ihrer Kabine geschoben, und wenn sie etwa rufen sollte, ihr aufzumachen, so ist ja nichtgleich nöthig, daß einer von Euren Leuten dazu springt!"

Fred Patterson pfiff wieder ein paar Töne von seiner Lieblingsmelodie und kniff die Augen zusammen.

„So, so!" meinte er. „Steht es so?" — Nun, mir kann's recht sein! aber Ihr werdet doch hoffentlich nicht verlangen, daß ich sie während der ganzen Fahrt gefangen halten soll."

„Fällt mir nicht ein! Ihr wißt, daß wir in Kuxhaven mit dem Lotsen wieder an das Land gehen, und wenn Ihr erst mit Eurer „Alice" in offener See seid, mögt Ihr sie getrost herauslassen. Die paar Stunden werden ihr nichts schaden, und uns werden die Weiberthränen gespart!"

„Meinetwegen! Bin von dem Wasser auch kein Freund! Sind aber verteufelt viele Umstände, die Ihr Euch da wegen eines Frauenzimmers macht. Doch das müßt Ihr wissen

Geht mich nichts an, so lang wie ich keinen Schaden davon habe! Da kommt ja auch Euer Freund, der andere Gentleman! Ist ihm, wie es scheint, auch zu dumpfig gewesen in der Kabine!"

In der That war jetzt auch Bruno mit sehr blassem und ernstem Gesicht auf der Kajütentreppe erschienen, und hatte sich, nachdem er sich scheu umgesehen, den beiden anderen zugesellt. Kapitän Fred Patterson trat gleich darauf zu dem am Steuerrade stehenden Lotsen und beide Freunde waren allein.

„Wollte der Himmel, du hättest einen anderen Ausweg gefunden, als diesen", sagte Bruno. „Seitdem das Schiff in Bewegung ist, mache ich mir unaufhörlich die heftigsten Vorwürfe, und ich zweifle, ob ich den Muth haben werde, in Kuxhaven ans Land zu gehen. Wenn ich an den Schmerz denke, welchen das arme Mädchen empfinden muß, wenn es meinen abermaligen Verrath entdeckt, könnte ich einen Ekel vor mir selber fühlen! Wir hätten sie wenigstens in die Hauptstadt zurückbringen sollen, statt sie nach dem fremden Lande zu schaffen."

„Papperlapapp! — Nichts als thörichtes, sentimentales Geschwätz!" fiel der andere unwillig ein. „In der Hauptstadt mit der beständigen Erinnerung an dich hätte sie sich wahrscheinlich viel unglücklicher gefühlt, als drüben in England, wo sie sich als Musiklehrerin ihren Unterhalt sehr gut erwerben und wo sie wahrscheinlich über kurz oder lang eine ganz passable Partie machen wird. Sei versichert, daß sie dich schnell genug vergessen hat, um den ersten jungen Mann, der sich ernstlich um sie bemüht, recht liebenswerth zu finden. Wir

haben es an dem blondbärtigen Maler ja deutlich genug gesehen!"

Der kluge Verführer hatte längst herausgefunden, daß es nur einer Erwähnung des Herrn Professors bedurfte, um Bruno mit einem gewissen mißtrauischen Groll gegen Helene zu erfüllen, und die Stimme seines Gewissens für eine kurze Zeit zum Schweigen zu bringen.

Die Thatsache, daß sie wochenlang in seinem Atelier gepflegt worden war, und daß sie sich dort auch dann noch aufgehalten hatte, als ihr Gesundheitszustand es nicht mehr unbedingt nothwendig machte, war ja nicht zu bestreiten, und bei der eigenthümlichen demüthigenden Lage, in welcher er selbst ihr gegenüber stand, hatte er bisher noch nicht den Muth gehabt, von ihr eine Aufklärung darüber zu fordern. Seine Liebe für sie war nicht viel heißer, als die eines Bruders, und hatte nichts von jener Leidenschaftlichkeit, welche ihn eine Zeit lang für die Komtesse Elsa erfüllt hatte; aber er war trotzdem nicht frei von Eifersucht. Ein Genosse, der ihn so genau beobachtete, wie Schiele, mußte bald genug erspähen, daß dies die einzige Stelle sei, an welcher er sich erfolgreich angreifen ließ, und er verwendete seine Waffen mit großem Geschick. Auch jetzt hatte er ihn bald wieder überzeugt, daß das Unrecht, welches er im Begriff stehe, gegen das junge Mädchen zu verüben, nicht gar so groß sei, und daß er in seinem wie in ihrem eigenen Interesse eigentlich gar nicht anders hätte handeln können.

„Aus der Hauptstadt mußte sie unter allen Umständen entfernt werden," meinte er, „und zwar um ihretwillen nicht weniger als um unseretwillen, und durch dieses kleine einfache

Manöver haben wir die ganzen Mühen der Ueberredung und von langer Hand angezettelter Intriguen, zu denen wir doch beide keine Zeit hatten, erspart. Sie wird ein wenig bestürzt sein, wenn sie deine heimliche Entfernung erfährt — von meiner Anwesenheit hatte sie ja überhaupt nichts bemerkt — aber glaube mir, sie wird sich beruhigt haben, noch ehe sie englischen Boden betritt, und die Hauptsache ist doch zunächst, daß sie uns keine Schwierigkeiten verursachen kann."

Mit solchen hohlen Argumentationen, von denen Bruno sich sehr gern überzeugen ließ, da er nun einmal überzeugt sein wollte, brachte ihn Schiele bald dahin, daß es bei dem ersten Uebereinkommen blieb und daß von seiner momentanen besseren Eingebung, nun doch die Reise nach England mitzumachen, nicht weiter die Rede war. Sie zogen sich auf das Hinterdeck zurück, auf welchen sie ganz sicher waren, nicht belauscht zu werden und waren bald wieder mit den eifrigsten Entwürfen für die nächste Zukunft beschäftigt.

Das unglückliche junge Mädchen, das in diesem Augenblick in der halbdunklen, engen Kabine, de mit einer erstickenden Atmosphäre angefüllt war, auf einem schlechten Lager ruhte, wurde von keinem beachtet. Sie war am Morgen benachrichtigt worden, daß das Schiff, mit welchem sie nach England fahren sollten, in wenigen Stunden die Anker lichten würde, und die ängstliche verstörte Miene, mit welcher ihr Bruno diese Meldung gebracht hatte, war ihrer Aufmerksamkeit zwar nicht entgangen, hatte aber keinen besonderen Verdacht in ihr erregen können. Sie wußte ja, daß ihre Abreise nichts anders sei als eine Flucht, und sie hatte darum widerspruchlos Folge geleistet, als man sie unmittelbar nach dem Betreten des

Schiffes in diesen abscheulichen Raum heruntergeführt hatte „Es ist nur für die Dauer der „Revision," hatte ihr der Kapitän gesagt, der sie mit einer gewissen widerwärtigen Vertraulichkeit behandelte, und geduldig harrte sie nun ihrer Befreiung. Aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß Bruno gekommen war, sie zu erlösen. Sie fühlte an den Schwankungen des Schiffes, daß dasselbe in Bewegung sei, daß also die Revision längst vorüber sein müsse und ihre Sehnsucht nach Luft und Licht wurde unwiderstehlicher. Die dumpfige Stickluft des kleinen, engen Raumes machte ihr ja das Athmen beinahe unmöglich und in ihren Schläfen hämmerte das Blut so ungestüm, wie während der schwersten Leidenstage ihrer Krankheit. Endlich vermochte sie diesen qualvollen Zustand nicht länger zu ertragen, und sie entschloß sich, vorsichtig die Thür zu öffnen und sich draußen umzusehen. Aber der Griff gab ihrem Druck nicht nach, und als sie ihren Versuch einige Male und mit größerer Kraftanwendung ebenso vergeblich wiederholt hatte, erkannte sie, daß man die Thür von außen versperrt habe, daß sie eine Gefangene sei. Ein beklemmendes Gefühl dumpfer Bangigkeit legte sich mit bleierner Schwere auf ihr Herz, und kraftlos sank sie auf das harte Lager zurück, um abermals zu harren, bis der Mann, der es unternommen hatte, sie zu schützen, zu ihrer Befreiung erscheinen würde. Aber war sie denn auch gewiß, daß er dazu in der Lage sei? Konnten ihn die revidirenden Beamten nicht auf dem Schiffe entdeckt und gefangen genommen haben? War er nicht vielleicht gezwungen worden, in Hamburg zurückzubleiben, während sie selbst allein schutzlos dem fremden Lande entgegentrieb?

Diese Vorstellungen steigerten ihre Angst und Unruhe in einem so hohen Grade, daß sie heftig an der Thür zu rütteln begann und zuletzt, da dieses Bemühen, Aufsehen zu erregen, ein erfolgloses blieb, laut nach einem Beistand rief. Doch Niemand hörte sie oder wollte sie hören! Keiner erschien, der Verzweifelnden zu öffnen, und zum zweiten male konnte sie von dem treulosen Manne schändlich verrathen werden, ohne daß es in ihrer Macht gelegen hätte, ihn an der Ausführung seines schmählichen, selbstsüchtigen Vorhabens zu verhindern.

Als die „Alice“ ohne jede Fährlichkeit aus der Elbmündung herausgesteuert war, ließ der Lotse das Flaggenzeichen geben, welches seinen Berufsgenossen auf der Lotsenstation am Ufer mittheilte, daß er an Land geholt werden wolle, und gleich darauf steuerte denn auch das kleine Lotsenboot auf die „Alice“ zu.

„Ihr werdet die beiden Herren hier mitnehmen“, hatte ihm der Kapitän Fred Patterson gesagt. „Sie haben nur einen Angehörigen, der sich auf dem Schiffe befindet, bis hierher begleiten wollen und wollen nun nach Hamburg zurückkehren. In Eurem Boote ist wohl Platz für sie für die kurze Fahrt bis ans Ufer.“

Der Lotse war wie die meisten seiner Gefährten kein Mann von vielen Worten. Er schob mit der Zunge das mächtige Stück Kautaback, das er im Munde hatte, auf die andere Seite und begnügte sich im übrigen mit einem stummen Kopfnicken. Was man von ihm verlangte, war zwar gegen seine eigentliche Instruktion; aber die Aussicht auf ein reichliches Trinkgeld, das bei solchen Gelegenheiten immer abfiel, ließ ihn gern ein Auge zudrücken. Dergleichen an und für sich durch-

aus harmlose Bitten wurden ja an seinesgleichen nicht selten gerichtet, und es lag durchaus kein Grund vor, hier einen besonderen Argwohn zu hegen.

Die Schiffstreppe wurde angelegt, und Schiele war es, welcher zuerst über dieselbe hinunter ins Boot kletterte. Bruno, welcher ihm folgen wollte, zögerte doch noch einen Augenblick, ehe er den Fuß auf die erste Stufe des schwankenden, leiter=artigen Stiege setzte. Da rief ihm Schiele einige Worte in französischer Sprache zu, welche von entscheidendem Einfluß auf ihn sein mußten, denn er warf den Kopf trotzig zurück, sah sich noch einmal rings um, wie in der schwachen, verstohlenen Hoffnung, es möchte jemand erscheinen, der ihn zurück hielte, und stieg dann langsam in das Boot hinab. Der Lotse, welcher der Schiffstreppe nicht bedurfte, war mit einem einzigen ge=schickten Sprunge an ihrer Seite und Schiele hatte gerade noch Zeit, mit seinem guten Bekannten Fred Patterson ein scherz=haftes Abschiedswort auszutauschen, als das von erfahrenen Händen gesteuerte Boot von der „Alice" abstieß und pfeil=schnell dem Lande zuflog. Mit einem teuflischen Grinsen blickte Schiele dem davonsegelnden Schiffe nach, dessen Umrisse sehr rasch immer verschwommener und undeutlicher wurden, während Bruno es beharrlich vermied, seine Blicke nach jener Richtung zu lenken und statt dessen finster vor sich hinstarrte.

Nur als sie ans Land gestiegen waren, schaute er für einen Moment mit düsterem Blick auf das Meer hinaus, seine bleichen Lippen fest zusammenpressend, als müsse er gewaltsam einen Weheruf unterdrücken. Dann ließ er sich, ohne ein Wort zu sagen, von dem mitleidlosen Verführer, welcher den Arm unter den seinigen geschoben hatte, von dannen führen. —

Als die „Alice" auf hoher See war, stieg Kapitän Patterson selbst die steile Kajütentreppe hinunter, um die junge Dame, welche ihr Klopfen und Rufen längst aufgegeben hatte, aus dem abscheulichen Gefängniß zu befreien. Er fand sie leise schluchzend auf der Lagerstätte, und obwohl er nichts weniger als eine weichherzige Natur war, überkam ihn beim Anblick dieses sanften, bleichen Gesichts, in das trotz seiner Jugend Kummer und Herzeleid bereits ihre unverwischbaren Züge eingezeichnet hatten, doch eine Regung von Mitleid.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, meine verehrte Miß," sagte er mit einem vergeblichen Bemühen, ein väterlich freundliches Gesicht zu machen, „daß wir vergessen haben, Sie aus diesem Loche wieder herauszulassen. Scheint Sie etwas angegriffen zu haben: — aber kommen Sie nur gefälligst jetzt mit hinauf — werden sich in der frischen Luft bald erholt haben!"

Willenlos leistete Helene der Aufforderung Folge. Wohl erfüllte es sie mit unsäglicher Bitterkeit, daß es nicht Bruno sondern dieser Fremde es war, welcher endlich daran dachte, sie zu befreien; aber sie war viel zu stolz, den Seemann etwas von dieser Regung merken zu lassem. Als sie die Kajütentreppe erstiegen hatte, als ihr die frische, reine Luft des Meeres voll entgegenschlug, da überkam sie eine Anwandlung von Schwäche, welche so heftig war, daß Kapitän Patterson sie in seinen Armen auffangen mußte, um sie vor dem Umsinken zu bewahren.

„Sie ist doch verteufelt schwach!" dachte er, „und es wäre wahrhaftig kein übler Spaß, wenn man mir die Sorge für ein krankes Frauenzimmer auf dem Halse gelassen hätte."

Als sie sich endlich doch zu einer Frage nach ihrem Begleiter entschloß, zog er es daher, um ihr weitere Gemüthsbewegungen wenigstens für den Augenblick zu ersparen, vor, ihr die Wahrheit vorerst noch zu verschweigen und ihr zu versichern, derselbe habe sich in seine Kabine zurückgezogen, und den Wunsch ausgesprochen, von niemanden gestört zu werden. Helene mußte seinen Worten wohl Glauben schenken, aber sie wurde des Gefühls beklemmender Angst und der dumpfen Vorahnung eines schweren Unglücks, das bereits über ihrem Haupte schwebe, nicht wieder ledig, und eine bittere, nagende Reue über den Schritt, welchen sie nach so geringer Ueberlegung unternommen, peinigte ihr Gemüth. Die frische Brise welche die Segel der „Alice" füllte, vermochte ihre bleichen Wangen nicht zu röthen, und die Matrosen, welche an ihr vorübergingen und ihr mitleidige Blicke zuwarfen, schüttelten hinter ihrem Rücken die Köpfe und gaben sich durch Zeichen zu verstehen, daß es mit der kranken jungen Dame, die sie da als einzigen Passagier an Bord hatten, doch wohl eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse.

Kapitän Patterson hatte einen ganz ungewöhnlichen Beweis seines Wohlwollens dadurch gegeben, daß er ihr seine eigene Kabine, natürlich die beste im Innern des für Passagiere nicht eingerichteten Schiffes abgetreten hatte, und in diesem Raume verbrachte denn auch Helene die schlummerlose, unerträglich lange Nacht.

Am folgenden Morgen konnte ihr Kapitän Patterson das Geschehene nicht länger verschweigen, und für eine kurze Zeit schien es, als wenn sich seine Befürchtungen hinsichtlich der Wirkung, welche diese Mittheilung auf sie üben würde, durch-

aus bewahrheiten sollten. Sie schwankte und war einer Ohnmacht nahe; aber zur Ueberraschung des würdigen Kapitäns hatte sie den ersten niederschmetternden Eindruck schnell genug überwunden. Die volle Erkenntniß, daß sie ihr Lebensglück einem Unwürdigen geopfert habe, daß ihre heldenmüthige Hingabe ihn von der verhängnißvoll abschüssigen Bahn, auf der er sich befand, nicht mehr hätte zurückführen können, gab ihr ihren Stolz und ihre Entschlossenheit zurück. Wohl stand sie jetzt hilfloser und einsamer als je zuvor vor einer dunklen unbekannten Zukunft, wohl durfte sie sich keine Hoffnung mehr auf die Freuden des Lebens zu machen; aber eine Stimme in ihrem Innern sagte ihr, daß sie nur gethan, was sie für ihre Schuldigkeit halten mußte, und daß sie in einer ähnlichen Lage vielleicht auch jetzt nicht anders handeln würde. Mit reinem Herzen durfte sie in dem fremden Lande in den bitteren Kampf des Daseins eintreten, und wenn sie sich auch überzeugt hielt, daß ihre schwachen Kräfte in diesem Kampfe bald genug unterliegen würden, so hatte doch der Gedanke an den Tod keine Schrecknisse mehr für sie, und mit gewisser schmerzloser Ruhe, die freilich nur die Ruhe vollständiger Resignation war, sah sie dem Geschick entgegen, das jetzt noch über sie hereinbrechen konnte. Statt des Schmerzensausbruches, welchen der Kapitän erwartet hatte, nahm sie seine Mittheilung nur mit den Worten entgegen:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, — ich habe es nicht anders erwartet!" und wandte sich dann mit stolzer Haltung von ihm ab.

„Alle Teufel," brummte Fred Patterson vor sich hin,

„da lerne nun einer die Frauenzimmer aus! — Sie muß sich entweder sehr wenig aus ihm gemacht haben, oder sie weiß sich besser zusammen zu nehmen, als irgend einer, den ich in meinem Leben gesehen habe!“

Und die Alice setzte ihre Reise nach England fort.

Campagna felice nennt der Italiener die Landschaft Neapel, und wahrlich, es würde schwer sein, eine treffendere Bezeichnung für sie zu finden. Eine „glückliche Ebene" ist sie in der That, und alle Herrlichkeiten der Schöpfung scheinen über dieses winzige, aber paradisische Stückchen Erde ausgestreut zu sein. Aus dem tiefblauen Golf von Neapel, aus dessen Fluten die mit üppigster Vegetation bedeckten lieblichen Inseln Ischia, Procida und Capri emporragen — und dem letzteren weltberühmten Eilande gerade gegenüber liegt Sorrento, wohl die Perle aller italienischen Städte, und in Bezug auf ihre Lage vielleicht die schönste aller Städte auf der Erde. In der Nähe Sorrentos und am Ufer des Meeres hin erhebt sich eine stattliche Anzahl von Villen und Schlössern in denen glückliche Sterbliche die Herrlichkeiten der Erde in vollen Zügen genießen, und von denen sich zumeist üppig bewachsene Gärten in terrassenförmigen Abstufungen zum Golf hinunter ziehen.

Das schönste dieser vornehmen, schimmernden Gebäude ist ohne Zweifel das Lustschloß Miraflore, halbwegs zwischen Sorrento und Amalfi gelegen, und mit seinen schlanken, schneeweißen Thürmchen, die im Glanze des ewig lachenden Sonnenscheins hell und freundlich aus dem dunklen Grün der

Lorbeeren, Orangen und Pinien emporsteigen, weithin die Landschaft beherrschend. Während aber die anderen Schlösser und Villen am tyrrhenischen Meer fast ausnahmslos Sammelpunkte einer freudigen und lebenslustigen Gesellschaft sind, während ihre Besitzer, namentlich wenn sie der vornehmen italienischen Gesellschaft angehören, für ihre zahlreichen Freunde durchweg ein offenes Haus und eine offene Tafel zu halten pflegen, blieben der Park von Miraflore und die Thore des Schlosses sebst beinahe jedem Besucher auf das strengste verschlossen, und nur die prächtige Karosse eines hohen geistlichen Würdenträgers sieht man zuweilen vor der Parkpforte halten.

Die Besitzerin von Miraflora ist die Fürstin Beatrice Deluggi-Tomacello, eine Aristokratin, deren Namen jedem Italiener als derjenige eines der ältesten Geschlechter bekannt und geläufig ist und in der Landschaft Neapel weiß jeder Bauer und Fischer von den ungeheueren Reichthümern zu erzählen, welche der alte Fürst Tomacello, der ebenso wie seine Gemahlin schon vor einer Reihe von Jahren verstarb, seiner verwitweten Tochter hinterlassen hat. Trotz ihrer sechsundvierzig Jahre kann die Fürstin Beatrice noch immer für eine stattliche und — was bei den Italienerinnen in solchem Alter ziemlich selten ist — sogar für eine schöne Erscheinung gelten. Die Züge ihres Antlitzes sind fein und zart, ihre dunklen Augen von einem beinahe jugendlichen Glanze, und nur das dichte, einst ebenholzschwarze Haar hat sich vorzeitig in silberglänzendes verwandelt. Seit vielen Jahren wohnt die Fürstin, obwohl sie in Neapel selbst ein prächtiges Schloß besitzt, mit ihrer Tochter Margerita Sommer und Winter auf Mira-

flore, und der Bischof Klemens, ihr in Rom lebender Bruder, ist fast der einzige Besucher, welchen sie empfängt. —

Die romantische Familiengeschichte der Tomacelli, welche Schiele aus dem Munde Edmund Tournaïs erfahren, und welche er dann beinahe wörtlich seinem Freunde Bruno erzählt hatte, war in allen ihren Einzelheiten der Wahrheit entsprechend gewesen und er hatte bei der Wiedergabe seiner Phantasie vorsichtig genug Zügel angelegt, um nur das zu berichten, was wirklich den Thatsachen entsprechen mußte.

Von dem Kummer, welchen ihr die Nachricht von dem Tod ihres Knaben bereitet, hatte sich die Fürstin Beatrice nie wieder vollständig losmachen können, und in jenen Tagen war es gewesen, da ihr Haar ergraute und ihre Haltung jene stolze Festigkeit und Elastizität verlor, welche ihr früher eigen gewesen war. Wäre nicht die Sorge um ihr Töchterchen gewesen, welches eben das Licht der Welt erblickt hatte, so würde sie in jener fürchterlichen Zeit wohl schwerlich die Kraft gefunden haben, die Last ihres an Unglück und Herzeleid so überreichen Daseins zu tragen und nur der Liebe zu diesem Töchterchen verdankte sie die Erhaltung ihres Lebens. Schon zu Lebzeiten ihres Gatten hatte sie sich mit dem lieblich heranblühenden Kinde in die herrliche Einsamkeit von Miraflore zurückgezogen, und alle Versuche des Fürsten, sie zu einer Theilnahme an dem lustigen gesellschaftlichen Treiben in Rom und Neapel zu bewegen, waren vergeblich geblieben. Er hatte seine Bemühungen endlich aufgegeben und sein Leben ohne sie zu genießen gewußt, bis ihn die Folgen früh begonnener Ausschweifungen auf ein Krankenlager warfen, von dem er sich nicht wieder erhob. Fürstin Beatrice hatte ihn

während seiner Leidenstage treulich gepflegt und noch in seiner Sterbestunde mußte er ihr das Zeugniß geben, daß sie vom Tage ihrer Vermählung an während der ganzen Dauer der Ehe ihre Pflichten als Gattin niemals verletzt habe und daß es wohl zum nicht geringen Theile seine eigene Schuld gewesen sei, wenn sich ihre Herzen trotzdem niemals näher gerückt waren. Er bat sie wegen seiner zahllosen kleinen Sünden um Verzeihung und sie beugte sich über ihn, um einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Sein an das Krankenlager geeilter Schwager hatte ihm die letzte Oelung zu Theil werden lassen und mit einem ruhigen Lächeln auf den Lippen hatte der Fürst Deluggi Abschied genommen von einem Dasein, dessen Freude er bis auf die Neige ausgekostet und das von dem Augenblicke an, wo er aufhören mußte zu genießen ohnedies jeden Werth für ihn verloren hatte. Mit einer Entfaltung von ungeheuerem Pomp war er in Neapel beigesetzt worden, und die Thüren von Miraflore hatten sich noch fester als zuvor für die Außenwelt geschlossen.

Fürstin Beatrice brauchte der schwarzen Trauerkleidung, welche sie seit dem vermeintlichen Tode des kleinen Ernesto nur selten abgelegt, nur den Wittwenschleier hinzuzufügen; in, dem ruhigen, milden Ernst ihres Wesens ging aber sonst keine Veränderung vor. Sie hatte ihrem Gatten stets so fern gestanden, daß der Verlust desselben sie wohl aufrichtig betrüben aber nicht niederschmettern konnte, und es hätte ihrem Charakter schlecht entsprochen vor den Augen der Welt einen Schmerz zu erheucheln, welchen sie nicht wirklich empfand. Vielleicht noch eifriger als bisher widmete sie sich jetzt der Erziehung ihres einzigen Kindes, ihres Töchterchens Margerita, von dessen

Schönheit die fürstliche Dienerschaft und wenige Personen, denen es vergönnt war, mit der Herrschaft selbst in persönliche Berührung zu kommen, des Rühmens und Preisens gar kein Ende finden konnte. Sie erhielt die ausgezeichnetsten Lehrer und die Fürstin theilte sich mit ihrem Bruder, dem Bischof, in die Aufgabe, die Ausbildung ihres Geistes und Gemüts mit derselben gewissenhaften Sorgfalt durchzuführen, wie diejenige ihres Körpers. Bis zu ihrem achtzehnten Jahre war die Prinzessin Margerita ausschließlich auf den Umgang mit ihren Erziehern und ihren beiden nahen Blutsverwandten angewiesen gewesen und wenn es nach den Wünschen ihrer Mutter gegangen wäre, die vom Leben zu hart geprüft worden war, als daß sie ihrem theuren Kinde nicht am liebsten jede Berührung mit demselben erspart hätte, so wäre die Mauer des Parks von Miraflore vielleicht auch fernerhin die Grenze ihrer kleinen Welt geblieben. Aber der Bischof selbst war es, welcher diesen mütterlichen Wünschen auf das nachdrücklichste entgegentrat.

„Mir scheint, Schwester, daß Du in denselben Erziehungsfehler verfallen willst, den unsere gottseligen Eltern Dir gegenüber begingen," sagte er. „Auch sie glaubten Dich gegen die Gefahren und Verlockungen der sündigen Welt genugsam zu schirmen, indem sie Dich in strenger Obhut und Aufsicht hielten, und doch mußten sie nur zu bald erfahren, wie unzureichend dem Dämon der Verführung gegenüber selbst die aufmerksamste Fürsorge ist. Dieser Dämon findet seinen Weg durch vierfache Wächterreihen und zehnfach verschlossene Thüren, und die Parkmauer von Miraflore wird ihn nicht abhalten, auch wenn Du sie zehnmal höher bauen ließest.

Darum laß uns auf ein besseres Mittel sinnen, das Kind zu bewahren, und laß uns nicht zögern, das Rechte zu thun, auch wenn es Deinem Herzen für eine kurze Zeit ein schweres Opfer auferlegen sollte."

Die Fürstin beugte demüthig das Haupt, denn sie kannte die Willensfestigkeit ihres Bruders und sie wußte, daß Alles geschehen würde, was er einmal beschlossen habe. Aber sie hatte schwere und qualvolle Kämpfe mit sich selbst zu bestehen, ehe sie in den herben und unerwarteten Vorschlag einwilligen konnte, welchen er ihr machte. Um nichts Geringeres handelte es sich, als daß sie sich für eine lange Zeit — auf Monate oder auch vielleicht auf Jahre — von ihrer Tochter trennen und dieselbe der Obhut fremder Leute anvertrauen sollte. Der Bischof wünschte Margerita für einige Zeit in einer vornehmen römischen Familie unterzubringen, in welcher sie sich an zwei gleichaltrige Töchter anschließen und die harmlosen Freuden eines harmlosen geselligen Verkehrs kennen lernen konnte. Auch hegte Herr Bandellos, das Oberhaupt dieser Familie, die Absicht binnen Kurzem mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern eine lange Reise nach Frankreich und Deutschland zu unternehmen und Bischof Klemens war der Meinung, daß eine Theilnahme an dieser Reise unter der Aufsicht und Obhut der Familie Bandello den eigentlichen Schlußstein in Margeritas Erziehung bilden konnten.

Die Fürstin hatte zwar verschiedene schüchterne Einwendungen erhoben; aber einen ernsthaften Widerspruch hatte sie nicht gewagt. Erkannte sie doch gut genug, daß die Forderung ihres Bruders eine gewisse Berechtigung habe. Sie selbst hatte sich durch die vierjährige freiwillige Zurückgezogen-

heit der Welt und ihrem Treiben so sehr entfremdet, daß sie nicht daran denken konnte, ihrem unerfahrenen Kinde eine Führerin in demselben zu sein und auf die ernste Vorhaltung des Bischofs, daß die Tage ihres Lebens vielleicht gezählt sein könnten, und daß Margerita den an sie herantretenden Lokkungen dann nur um so leichter erliegen würde, wußte sie nichts zu erwidern.

Als sie nun gar sehen mußte, mit welchem Jubel Margarita selbst die erste Mittheilung von der bevorstehenden Veränderung in ihren Lebensverhältnissen aufnahm, da verzichtetete sie mit stillem Kummer auf jeden weiteren Einspruch. Sie hatte gehofft, daß ihr Kind den Gedanken an eine Trennung ebensowenig würde ertragen können, als sie selbst; aber sie hatte vergessen, daß selbst die wärmste Kindesliebe viel zu egoistisch ist, um sich zu einer heroischen Entsagung aufzuraffen. Dem aber, was Margerita für das höchste Glück hielt und was sie nach den Argumentationen ihres Bruders selbst als nutzbringend für sie ansehen mußte, wollte sie sich nicht widersetzen. So ertheilte sie denn ihre Erlaubniß, und die Vorkehrungen für die Uebersiedelung der jungen Prinzessin nach Rom wurden unverzüglich begonnen. Da widerhallte das stille Schloß am tyrrhenischen Meer während des ganzen Tages von Margeritas ausgelassener Fröhlichkeit und selbst über das ernste Gesicht des Bischofs glitt ein freundliches Lächeln, als sie ihm bei seinem nächsten Besuch singend und trillernd und mit leuchtenden Augen entgegensprang.

„Ihre kindliche Freude, liebe Schwester," sagte er, als er mit der Fürstin allein war, „mag dir Beweis genug sein,

daß wir ihr bisher in schlecht angewandter Fürsorge von den Genüssen ihrer Jugend etwas vorenthalten haben, auf das sie einen wohlbegründeten Anspruch hatte und daß wir nicht länger zögern durften."

Die Fürstin aber schüttelte zu dieser Rede wehmüthig den Kopf und sagte:

„Ich fürchte, Klemens, sie wird nicht so zurückkehren wie sie jetzt geht. Diese reine, kindliche Fröhlichkeit wird in der rauhen Luft des Lebens von ihr abgestreift werden wie der Schmelz von den Flügeln des Schmetterlings. Wollte Gott, ich hätte sie ewig in der sonnigen Welt ihrer Illusionen erhalten können!"

„Besser immer, sie macht ihre Schule durch, so lange wir noch da sind, um sie leiten und ihr rathen zu können," entschied der Bischof nicht ohne einige Schärfe, „als daß sie später führerlos sich selbst überlassen bleibt! — Ihre kleinen Enttäuschungen wird sie erleben, wie eben jeder, aber sie ist in Bandellos Familie in so guter Hut, daß sie sicher nicht daran zu Grunde gehen wird."

Damit war die Frage entgiltig abgethan und die Fürstin selbst geleitetete wenige Tage später ihre Tochter nach Rom. Beim Abschied gab es auf beiden Seiten viele Thränen, auf Seiten der Fürstin vielleicht sogar mehr, als es mit Rücksicht auf die Kürze der bevorstehenden Trennung erklärlich schien. Aber vor Beatrices Seele stand mit unverwischter Deutlichkeit die Erinnerung an jenen Tag, da sie von ihrem ersten Kinde Abschied genommen hatte, und die alte Wunde, die niemals völlig vernarbt war, brach mit neuen Schmerzen auf.

Auch in dem Gedächtniß des Bischofs war vielleicht jene Trennungsscene wieder lebendig geworden, und es war begreiflich, daß er nur wenig Freude daran empfand. Sein Gesicht verfinsterte sich und mit ziemlich unsanfter Mahnung machte er dem Abschied zwischen Mutter und Tochter ein Ende.

Die Fürstin war seit jenem Tage nicht mehr nach Rom gefahren; aber Margerita hatte ihr mit den Töchtern des Grafen Bandello oft Besuche im Schloß Miraflore gemacht und jedesmal war sie strahlender, glücklicher und schöner gewesen. Es schien fast, als sei sie in den wenigen Wochen ihres Aufenthaltes noch gewachsen, und jungfräulich reifer geworden, so wunderbar blühte sie auf in der veränderten Lebensluft. Nicht ohne gerechten Stolz hatte die Fürstin diese Veränderung wahrgenommen, welche ihre Tochter in der That zu einem der schönsten Mädchen Italiens machte; ihre Besorgnisse schwanden immermehr, und sie fing an, ihrem Bruder für die unerbittliche Durchsetzung seines Willens dankbar zu sein.

Daß die Veränderung, welche mit Margerita vorging, nicht eine äußerliche sei, daß auch in ihrem ganzen Wesen etwas eigentümlich wechselvolles, bald scheu zurückhaltendes, bald übersprudelndes glückseliges liege, das sie vorher noch nicht an ihr gekannt, wollte der Fürstin freilich zuweilen auffallen; aber sie setzte auch das auf Rechnung des noch ungewohnten Verkehrs in der großen Welt und machte sich wenig Sorge darüber.

Dann war auch der schwere Tag der Trennung gekommen und vorüber gegangen. Margerita hatte mit der Familie Bandello die große, auf nicht weniger als zwei Jahre be-

rechnete Reise nach Frankreich und Deutschland angetreten und Paris war dazu ersehen, die erste größere Station des interessanten Weges zu bilden.

Seltsamerweise hatte die Thatsache dieser Reise, welche ihr noch vor wenigen Monaten als der höchste Inbegriff irdischer Glückseligkeit erschienen war, die junge Prinzessin in der letzten Zeit nicht mehr mit jener Freude erfüllt, welche man hätte voraussetzen sollen. Man merkte es ihr beinahe an, daß sie viel lieber zurückgeblieben wäre, und daß nur die Scheu, den wahren Grund für diesen Wunsch anzugeben, sie abhielt, den letzteren zu äußern.

Der Fürstin war diese eigenthümliche Erscheinung zwar nicht entgangen; aber sie hatte auf ihre zärtliche Fragen nur eine ausweichende Antwort erhalten, und hatte zum ersten Mal die betrübende Wahrnehmung machen müssen, daß sie nicht mehr das ganze Vertrauen ihres Kindes besaß. Es war dadurch ein gewisser trüber Mißton in die letzte Stunde ihres Beisammenseins gekommen, und als Beatrice auf ihr einsames Schloß am Golf von Neapel zurückgekehrt, schloß sie sich stundenlang in ihr Schlafgemach ein, um ihren heißen Thränen freien Lauf zu lassen.

Dann war allwöchentlich ein langer Brief von Margerita gekommen, und es war weder an der Ausführlichkeit ihrer Berichte noch an der Zärtlichkeit des Tones, in welchem sie schrieb, auch nur das Geringste auszusetzen gewesen. Trotzdem aber war die Fürstin nicht von ihnen befriedigt worden. Sie hatte sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß etwas gezwungenes und fremdes in diesen Briefen sei, daß Margerita ihr etwas verschweige, das ihre eigenen Gedanken fort-

während beschäftigte. Aber die Andeutung, welche sie in ihren Antworten darüber machte, waren ebenso unberücksichtgt geblieben, als ihre offenen Anfragen, und als sie einmal ihrem Bruder Klemens ihre Besorgnisse geklagt, hatte dieser nur mißbilligend den Kopf dazu geschüttelt und sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Zeiten in denen sie Margerita ganz wie ein Kind ansehen und behandeln konnte, nun doch wohl vorüber seien.

In Paris hatte die Familie Bandello nahezu ein Jahr gelebt; dann hatte sich der Graf und seine Angehörigen einige Monate am Rhein aufgehalten, um von dort aus verschiedene deutsche Städte zu besuchen, in denen sie bald kürzeren, bald längeren Aufenthalt nahmen. Endlich, nach zwei vollen Jahren, welche den jungen Damen wohl wie im Fluge vergangen sein mochten, die aber der einsamen Frau in Schloß Miraflore wie eine Ewigkeit erschienen, trafen die Anzeigen ein, daß man sich zur Heimkehr rüste.

Von diesem Augenblicke an gewannen Margeritas Briefe an die Mutter wieder ein gänzlich verändertes Ansehen. Sie waren voll der ausgelassenen Fröhlichkeit und nicht ein einziges Wort des Bedauerns wurde all' den glänzenden und rauschenden Festlichkeiten gewidmet, die gerade jetzt, in den Wintermonaten, in der deutschen Hauptstadt beinahe Tag um Tag aufeinander folgten.

Auch in Schloß Miraflore herrschte auf die Nachricht von der bevorstehenden Heimkehr der Prinzessin ein freudiges Leben. Ihre seit so vielen Monaten verweist gewesenen Zimmer wurden zur Aufnahme der jungen Herrin hergerichtet, und die Fürstin ließ es sich nicht nehmen, selbst nach Rom

zu fahren, um allerlei kleine Kostbarkeiten und Kunstwerke auszusuchen, mit denen die Gemächer zur fröhlichen Ueberraschung der Ankommenden ausgeschmückt werden sollten.

An dem Tage vor Margeritas Ankunft glich das ganze Lustschloß nur einem einzigen großen Treibhause voll der herrlichsten Rosen und Kamelien, und eine Königin hätte wahrlich nicht besser empfangen werden können, als die junge Fürstentochter, welche allerdings noch viel schöner und imponirender zurückkehrte, als sie vor zwei Jahren Italien verlassen hatte.

Alles was Beatrice während dieser zwei Jahre über den vermeintlichen Mangel an Vertrauen bei ihrem Kinde an Mißstimmung und Trübniß empfunden haben mochte, Alles war bis auf die letzte Spur weggeweht und vergessen, als sie die schöne, stolze, jugendfrische Erscheinung mit überströmendem Wonnegefühl in ihre Arme schließen konnte, und dieser Augenblick war seit jenem Tage, da der arme Musiker in ihren Armen gestorben war, und da sie mit jeglichem Lebensglück abgeschlossen hatte, vielleicht der erste gewesen, in welchem sie ein Gefühl ungetrübter Glückseligkeit empfand.

Doch auch diesmal sollte ein leichter Schatten in die hellen Sonnenstrahlen ihrer Freude fallen. Margerita äußerte zwar das aufrichtigste Entzücken über die Umwandlung, welche ihre Zimmer erfahren hatten und über alle die herrlichen Dinge, mit welchen die Liebe ihrer Mutter dieselben ausgeschmückt; aber es mischte sich doch eine gewisse unverkennbare Verlegenheit in ihre Dankesäußerungen, und plötzlich warf sie sich der Fürstin um den Hals, um ihr in schmeichelnden Worten zu gestehen, daß sie ihren Freundinnen, den Töchtern des Grafen Bandello, das Versprechen gegeben habe, noch ein

weiteres halbes Jahr — oder vielmehr den Rest dieses Winters bei ihnen in Rom zu bleiben, daß sie dann ganz gewiß ihr liebes gutes Mütterchen auch nicht für einen einzigen Tag mehr verlassen würde.

Fürstin Beatrice war von dieser Mittheilung so betroffen, daß sie im ersten Augenblick kein Wort zu erwidern wußte. Auf einen derartigen Wunsch ihrer Tochter war sie allerdings nicht gefaßt gewesen und eine schmerzlichere Kränkung als diese hätte ihr kaum zu Theil werden können. Aber sie war denn doch zu stolz, um eine Rücksicht und eine Aeußerung der Kindesliebe zu erbetteln, die ihr nicht freiwillig entgegengebracht wurde, und so that sie nichts, um Margerita an der Erfüllung ihres scheinbar so wenig liebevollen Versprechens zu hindern. Aber sie war in ihrem Benehmen gegen die Tochter von einer Zurückhaltung und Kälte, welche Margerita nie zuvor von ihr erfahren hatte, und die Folge davon war, daß Mutter und Tochter am nächsten Tage zum ersten Mal mit frostig kühlen Worten voneinander schieden, und daß die Fürstin nicht einmal an das Fenster trat, um dem davonfahrenden Wagen nachzuschauen, welcher Margerita zum Bahnhof von Neapel führte.

Sie war tiefbetrübt und sehnte sich mehr als je nach einem Herzen, dem sie das Leid ihrer gekränkten Liebe anvertrauen könnte. Es erschien ihr wie eine gütige Fügung des Himmels, als gerade heute der Bischof Klemens erschien und ihr durch einen ihrer Diener sagen ließ, daß er sie in einer äußerst wichtigen Angelegenheit auf der Stelle sprechen müsse.

Sie beeilte sich in den Salon hinabzugehen, in welchem

der geistliche Herr sie erwartete. Er ging mit starken Schritten und sichtlich in großer Erregung auf und nieder, und als Beatrice gleich nach der ersten Begrüßung anfangen wollte, von ihrer Tochter zu sprechen, wehrte er mit einer kurzen energischen Handbewegung ab und forderte sie auf, sich zusetzen.

„Die Mittheilung, welche ich Dir zu machen habe, Schwester," sagte er, sichtlich mit Anstrengung nach den rechten Worten suchend, „kann unter gewissen Verhältnissen von einer Bedeutung sein, die sich in diesem Augenblick noch gar nicht absehen läßt. Aber noch handelt es sich dabei um nichts als Vermuthungen, um Behauptungen und Ansprüche, deren Berechtigung bislang durch nichts erwiesen ist, und die wir sorgfältig prüfen müssen, ehe wir uns dem Glauben an die Wahrhaftigkeit dessen hingeben, was man uns da erzählt. Darum warne ich Dich im voraus mit vollem Nachdruck, keine betrügerische Hoffnung in Dein Herz einziehen zu lassen und Dir Ruhe und Fassung durch die Ungeheuerlichkeit der Mittheilung nicht rauben zu lassen. Willst Du mir das versprechen, Beatrice?"

„Um Gotteswillen, Klemens," bat die gnädige Frau. „Erkläre Dich deutlicher! Was ist es, das Du mir zu sagen hast? Betrifft es mein Kind?"

„Ja! Wenn auch nicht dasjenige, an welches Du wahrscheinlich bei Deiner Frage gedacht hast."

„Heilige Jungfrau! Doch nicht — das andere — doch nicht — meinen Ernesto?"

Der Bischof nickte und ehe er es hatte verhindern können, war die Fürstin vor ihm auf die Kniee gesunken und hob beide Hände zu ihm empor.

„Klemens!“ flehte sie mit hochgerötheten Wangen und mit wogender Brust. „Wenn Du barmherzig bist, so rede ohne Zögern! — Was ist es mit Ernesto? — Er lebt? O, all' ihr Heiligen, er lebt?“

Der Prälat runzelte die Stirn und hob die Knieende empor.

„Wenn Du Dich trotz Deiner Jahre nicht besser zu beherrschen weißt, Schwester,“ sagte er mit strengem Ernst, „so wird kein Wort über meine Lippen kommen. Sagte ich Dir nicht, daß es sich nur um leere Vermuthungen handelt, und daß wir vielleicht nur das Opfer eines Betrügers werden sollen? Wie willst Du die Enttäuschung ertragen wenn Dich schon die bloße Andeutung einer entfernten Möglichkeit in einen solchen Zustand versetzen mag.“

Die Fürstin wußte wohl, daß es dem strengen Mann Ernst mit seiner Drohung sei und sie bot ihre Kraft auf, die Leidenschaft, welche in ihrem Innern wühlte und welche ihr die Brust zu zersprengen drohte, zurückzudrängen.

„Sprich!“ sagte sie, hoch aufgerichtet vor ihm stehen bleibend und die zuckenden Lippen fest aufeinanderpressend, während ihre Augen mit glühendem Eifer an jeder Bewegung seines Mundes hingen, und während bei seiner Erzählung zuweilen ein Zucken ihren Körper überlief, das besser als Worte den Sturm in ihrem Herzen verrieth. Der Bischof aber zog einen Brief hervor und sagte, denselben mechanisch zwischen seinen Fingern drehend:

„Es sind wenige Monate vergangen, seitdem ein Mensch bei mir erschien, der allem Anschein nach aus Frankreich oder doch aus einem fränzösisch sprechenden Lande kam, und der

sich erbot, mir Enthüllungen über den Verbleib Deines erstgeborenen Sohnes Ernesto zu machen. Er behauptete, derselbe sei nicht gestorben, sondern auf den Antrieb eines gewissen Jerome Duplessis, der, wenn ich nicht irre, Dein Kammerdiener war, aus Paris entfernt und ihm selbst zur weiteren Erziehung übergeben worden. Der Todtenschein soll demnach eine Fälschung nnd die ganze Erzählung von seiner Krankheit und von seinem Tode nichts als ein Märchen gewesen sein."

Die Fürstin war außer Stande noch länger an sich zu halten, und — beide Hände auf die Brust drückend fiel sie mit bebender Stimme ein:

„Ich habe es geahnt — o mein Gott — ich habe es geahnt! Und eine Stimme in meinem Herzen sagt mir, daß es die volle Wahrheit ist! — Aber warum kam er nicht zurück? — Wo ist er? — Wann werde ich ihn sehen? — O, Bruder Klemens, begreifst Du denn nicht, daß ich außer mir bin, — daß ich nicht mehr einen Tag leben kann, ohne ihn in meine Arme geschlossen zu haben?"

„Ich sehe, daß ich mich in Dir getäuscht habe und daß ich nicht weiter mit Dir über die Sache werde reden können!" war seine kalte Erwiderung. „Wenn Du so vollständig den Kopf verlierst, werde ich es vorziehen, auf meine eigene Faust zu handeln!"

Beatrice stürzten die Thränen aus den Augen und mit inniger Bitte hielt sie den Bischof zurück, der sich in der That der Thür zugewendet hatte.

„Ich verspreche Dir, Dich nicht mehr zu unterbrechen und mich jeder Anordnung zu fügen, die Du für gut befindest!

Ach, wenn Du begreifen könntest, was eine Mutter in solchem Augenblick empfinden muß, Du würdest wahrlich weniger hart mit mir verfahren!"

„Nun so höre denn weiter! Jener Mensch, der sich selbst dazu bekannte, auf Duplessis's Antrieb den Todtenschein gefälscht zu haben, wahrscheinlich, weil Dein Kammerdiener beabsichtigte, auf Grund des Betruges später einmal große Summen von Dir zu erpressen, gestand mir weiter, daß er den Knaben bald nachher einem Mann in Deutschland übergeben und daß er dann im Verlauf der ganzen zwanzig Jahre nichts mehr von ihm gehört habe. Er wollte mir den Namen und Wohnort des deutschen Mannes nicht nennen und verlangte nur die Zusicherung einer großen Belohnung, wenn es ihm gelänge, Deinen Sohn ausfindig zu machen und vollgültigen Beweis dafür zu erbringen, daß wir es wirklich mit dem angeblich Verstorbenen zu thun hätten. Diese Belohnung glaubte ich ihm zusichern zu dürfen, da ich überzeugt war, daß es nicht gelingen würde mich zu hintergehen, und so reiste der Mann nach Deutschland ab. Ich hörte nichts mehr von ihm und ich hatte bisher keine Veranlassung, Dir von seinen angeblichen Enthüllungen Mittheilung zu machen, da ich einmal an der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung zweifelte und da selbst in dem Falle, daß er die Wahrheit sprach, die Möglichkeit des inzwischen eingetretenen Todes Ernestos eine viel zu große war, um daß ich vorzeitige Hoffnungen in Dir hätte erwecken sollen! Nun aber empfing ich gestern einen aus Siena datirten Brief, der mich zwingt, der Angelegenheit näher zu treten und auch Dir davon Mittheilung zu machen. Hier ist er — ich ersuche Dich, ihn selbst zu lesen."

Mit bebender Hand empfing die Fürstin das Papier und es verging eine geraume Weile, ehe sie im Stande war, den in etwas unbeholfenem Italienisch geschriebenen Inhalt zu entziffern.

Das bedeutsame Schreiben enthielt die einfache Mittheilung an den Bischof, daß der, welchen man gesucht habe, gefunden sei, daß zwar der Mann, welcher am ehesten berufen gewesen wäre, alle Zweifel über die Echtheit seiner Person zu beseitigen, nicht mehr unter den Lebenden weile, daß aber der Schreiber des Briefes im stande sei, sich durch vollständige Dokumente und eine Anzahl von Briefen des ehemaligen Kammerdieners Jerome Duplessis als der rechtmäßige Sohn der Fürstin Tomacello zu legitimiren. Er unterschrieb sich denn auch mit stolzen und festen Buchstaben: „Ernesto Principe di Tomacello“ und ersuchte den Bischof, ihm Ort und Stunde für eine Zusammenkunft zu bestimmen, da er die Frau Fürstin, seine Mutter, nicht durch ein unerwartetes Erscheinen in gar zu gewaltige Aufregung versetzen wollte.

Beatrice stieß einen Jubelruf aus, als sie den Brief zu Ende gelesen und drückte in strömender Seligkeit das Blatt an ihre Lippen.

„Er ist es! Er ist es! Er ist es!“ rief sie einmal über das andere. „Die Stimme meines Herzens sagt mir, daß er es ist und sie hat mich noch niemals betrogen! — O, laß uns eilen, Klemens, zu ihm zu fahren! Wenn ich den Schmerz ertragen konnte, ihn zu verlieren, wird mich auch die Freude ihn wiedergefunden zu haben, nicht zu Boden werfen! — Noch in dieser Stunde müssen wir nach Siena;

denn nicht das Glück, aber die Qualen der Ungewißheit und Erwartung würden mich tödten, wenn ich hier bleiben müßte!“

„Und dennoch wirst Du Dich dazu entschließen müssen,“ sagte der Bischof mit großer Bestimmtheit. „Frauen — und namentlich, wenn sie Deine Natur haben — sind nicht dazu gemacht, in solchen Dingen ruhig und mit scharfem Blick zu prüfen! Dir gegenüber würde ein Betrüger leichtes Spiel haben! Hier können wir nicht nach Gefühls-Impulsen handeln, sondern der nüchterne Verstand allein darf für unsere Entschlüsse bestimmend sein. Ich selbst werde nach Siena reisen und aus meinem Munde wirst Du erfahren, ob jener ein Charlatan oder ob er wirklich Dein Sohn ist.“

„Wie grausam Du bist, Klemens! Glaube mir aber, ein Mutterherz ist nicht zu täuschen und ein einziger Blick auf diesen Fremden würde mich besser von der Wahrheit oder Unwahrheit seiner Behauptungen überzeugen, als die genaueste Prüfung seiner Papiere.“

„Das ist eine gefährliche Einbildung, Beatrice. Er zählte wenige Jahre, als Du ihn zum letzten Male gesehen und jetzt ist er ein Mann. Eine zufällige flüchtige Aehnlichkeit würde hinreichen, Dich an seine Echtheit glauben zu lassen, nur weil Du dieselbe wünschest! Ich beharre also bei meinem Willen! Ich reise morgen nach Siena und wenn ich dort Deinen Sohn Ernesto wirklich finde, so führe ich ihn Dir morgen auf diesem Schlosse zu.“

Gegen eine Willensäußerung, welche er einmal mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen hatte, gab es keinen Widerspruch mehr, — das wußte die Fürstin sehr wohl, und darum unter-

warf sie sich auch diesmal ohne eine weitere Einwendung seiner Entscheidung.

Sie stand am Fenster, als unten auf dem längs des Strandes dahinführenden Fahrwege die Equipage des Bischofs davonrollte, und so feurig auch die Rosse ausgriffen, — sie bewegten sich für die vergehende Ungeduld der Fürstin viel zu langsam von der Stelle und sie hätten Flügel haben müssen, wenn sie mit ihrer vorauseilenden Sehnsucht gleichen Schritt halten sollten.

An diesem Tage erschien der Dienerschaft die Fürstin Beatrice, ihre sonst so ruhige und gleichmäßig freundliche Herrin, völlig umgewandelt. Ruhelos wanderte sie aus einem Zimmer in das andere, die widersprechendsten Befehle wurden ertheilt und wieder zurückgenommen und in ihren Mienen prägte sich eine Angst und Aufregung aus, über deren Ursachen sich die Personen ihrer Umgebung die Köpfe zerbrachen.

Von dem Augenblick an, wo sie in Kuxhaven die „Alice" des Kapitän Patterson verließen, hatten Bruno und Schiele kein anderes Ziel im Auge gehabt, als das auf dem kürzesten Wege nach Italien zu gelangen. Die Aufgabe war namentlich für den letzteren eine keineswegs leichte gewesen; er wurde von den Behörden nicht nur als der Theilnahme an dem von dem kahlen Purzel verübten Raubmorde dringend verdächtig angesehen, — sondern man war auch dahinter gekommen, daß er die Seele einer ganzen Reihe verbrecherischer Unternehmungen gewesen war, welche die Kriminal-Polizei der Hauptstadt während der letzten Monate in Athem gehalten hatten, ohne daß man ihrem Urheber hätte auf die Spur kommen können. Die Thatsache, daß er sich der weiteren Untersuchung durch die Flucht entzogen, und die raffinirte Geschicklichkeit und Kühnheit, mit welcher er diese Flucht aus der wohlverwahrten Zelle des Untersuchungsgefängnisses ins Werk gesetzt hatte, konnten den gegen ihn vorliegenden Verdacht nur bestätigen, und so war denn unverzüglich ein Steckbrief hinter ihm erlassen worden, der ihn natürlich auf seiner Flucht nicht wenig gefährdete. Er mußte die größeren Städte, welche durchweg eine aufmerksame und gut geschulte Polizei besaßen, ebenso geflissentlich vermeiden, als die hauptsächlichsten Eisenbahnlinien, auf deren Bahnhöfen man ein schärferes Auge auf die einzelnen Passagiere

zu richten pflegt, — und es war unvermeidlich, daß die Reise in Folge dessen sehr langsam von Statten ging. Am vortheilhaftesten wäre es jedenfalls gewesen, wenn sich die beiden Freunde getrennt und ein Zusammentreffen an einem sichern Orte außerhalb Deutschlands vereinbart hätten; aber von einem solchen Arrangement wollte Bruno trotz der Gefahren, denen er in Schieles Gesellschaft ausgesetzt war, durchaus nichts wissen. Er brannte jetzt vor Eifer, die Rolle zu übernehmen, welche ihm in der neuen Komödie zugedacht war, und die ihm um vieles einfacher und zugleich aussichtsreicher erschien, als diejenige, welche mit dem unglücklichen Duell des Professors Dernberg ein so klägliches Ende gefunden hatte. Da sich aber Schiele auf das entschiedenste weigerte, ihm jene Dokumente, deren er für seine Einführung unumgänglich benöthigte, auszuhändigen, so faßte er kurzweg den Entschluß, seinen Gefährten nicht mehr zu verlassen und alle Widerwärtigkeiten einer so gewagten Flucht mit ihm zu theilen. Daß er selbst nicht verfolgt wurde, war er bald inne geworden, denn er erfuhr aus den Zeitungen, daß der Generallietenant Graf Holzhausen plötzlich verstorben sei und daß die junge Comtesse die Hauptstadt verlassen habe, um einen längeren Erholungsaufenthalt in einem milderen Klima zu nehmen. Der eigentliche Skandal war also, wie er hoffte, glücklich vertuscht und die schriftliche Drohung, mit welcher er sich der größeren Sicherheit halber von Else verabschiedet hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Was aus dem Professor geworden war, hatte er nicht erfahren, und hatte um so weniger Bedeutung für ihn, als er nicht an seinem inzwischen erfolgten Tode zweifelte. Bei dieser Sachlage schloß es immerhin eine gewisse Aufopferung in sich, den

Reisegefährten eines steckbrieflich Verfolgten zu machen. Allerdings wurde die Gefahr durch die außerordentliche Geschicklchkeit und Erfahrung, welche Schiele in diesen Dingen besaß, um ein Erhebliches verringert. Er war unerschöpflich in neuen Erfindungen, wenn es galt, den Argwohn eines Polizeibeamten zu zerstreuen , oder einen Ausweg aus Situationen zu finden, welche jeden Anderen wahrscheinlich in völlige Muthlosigkeit und Verzweiflung versetzt hätten.

Wohl waren sie einige Male nahe genug daran gewesen, den Behörden in die Hände zu fallen, aber jederzeit hatte Schiele's unerschöpfliches Genie noch zur rechten Zeit die geeigneten Mitel zum Entwischen gefunden und obwohl man fast bis zur Grenze auf seiner Spur geblieben war, hatten sie dieselbe doch glücklich überschritten und sie durften damit jede unmittelbare Gefahr als beseitigt betrachten. Auf diesem langen Wege hatte Schiele Zeit genug behabt, Bruno in alle Einzelheiten seiner Aufgabe einzuweihen. Dieselbe war ja diesmal um so leichter, als es sich nicht darum handelte, den vornehmen Mann zu spielen; denn die Thatsache seiner Erziehung in einem armseligen deutschen Hauses mußte jeden etwaigen Verstoß erklären und es war vielleicht wünschenswerth, daß solche Verstöße geschahen. Nachdem sie sich durch vorsichtige Erkundigungen informirt hatten, daß in den Verhältnissen inzwischen noch keine Veränderung eingetreten sei und daß die Fürstin Beatrice Tomacello noch immer auf ihrem Schlosse Miraflore bei Sorrento lebe, während Bischof Klemens seinen Aufenthalt in Rom genommen habe, hatten sie sich in dem Städtchen Siena, also dem Wohnsitz der Fürstin möglichst nahe, niedergelassen, und von dort aus hatte Bruno auf Schiele's

Anweisung jenen Brief an den Bischof geschrieben, der für die Fürstin eine Quelle so großer Angst und so namenloser Sorge geworden war. Sie hatten eine Aufforderung erwartet, sich unverzüglich nach Schloß Miraflore zu begeben und sie waren nicht sehr angenehm überrascht, als ihnen ein Telegramm des Bischofs Klemens dessen persönliches Erscheinen in Siena ankündigte. Namentlich Bruno zeigte eine gewisse Aufregung und Unruhe, welche seinem Genossen durchaus nicht gefiel und welche denselben schließlich zu dem Entschluß bestimmte, den Bischof zunächst allein zu empfangen. Aber die Dispositionen des geistlichen Herrn, welcher augenscheinlich sehr vorsichtig zu Werke gehen wollte, warfen diese Absicht über den Haufen. Statt seiner erschien nämlich um die angegebene Zeit in der einfachen Osteria, in welcher sie abgestiegen waren, ein simpler Pater, der sie im Auftrage seines Priors ersuchte, unverzüglich in das nahe gelegene Franziskanerkloster zu kommen, wo man sie unbedingt zu sprechen verlange. Ohne Zweifel hatte der Bischof diesen Rendezvousplatz für einen passenderen erachtet und es gab kaum einen stichhaltigen Grund, das Erscheinen an demselben zu verweigern.

Nach kurzem Zögern und nach einer flüchtigen Berathung waren sie denn auch Beide entschlossen, der Aufforderung zu folgen und in der Begleitung des Franziskaner-Mönchs betraten sie das ehrwürdige Klostergebäude, dessen hallenden halbdunklen Gänge nicht verfehlen konnten, einen gewissen feierlichen Eindruck auf jeden Eintretenden zu machen, dem noch die geringste Empfänglichkeit für ernste und heilige Dinge geblieben war. Auch Bruno konnte sich diesem Eindruck nicht ganz entziehen und sich einer leichten Beklommenheit nicht erwehren,

während freilich sein Genosse in einer langen Schule der Verstellung und des Verbrechens gelernt hatte, sich gegen jegliche Einwirkung todter äußerlicher Dinge auf sein Gemüth zu verwahren. Der Pater geleitete sie in ein hohes, ebenerdiges Gemach und forderte sie auf, hier zu warten, während er selbst sich auf seinen Sandalen sacht und geräuschlos wie ein Schatten entfernte. Die Situation, in der sie sich befanden, war eine keineswegs behagliche, und dem ganzen Verfahren des Bischofs mußte wohl eine schlaue Berechnung und Menschenkenntniß zu Grunde gelegt haben. Das einzige hohe Bogenfenster des Gemaches gestattete ihnen nur den Ausblick auf einen engen, düsteren Klosterhof, dessen graue, zerbröckelnden Mauerwände unmöglich andere als trübselige Gedanken in dem Beschauer erwecken konnten, und zwischen dessen vielfach geborstenen Steinfließen nicht ein einziges grünes Hälmchen hervorlugte. Die Ausstattung des Zimmers selbst aber war noch weniger danach angethan, sie mit zuversichtlicher Heiterkeit zu erfüllen. Vier kahle weißgetünchte Wände, an deren einer über einem schwarzgebeizten Betpulte ein großes, schön geschnitztes Kruzifix hing, drei steiflehnige, unbequeme Armstühle, deren lederne Bezüge stark verschossen waren und ein mächtiger, vielleicht schon Jahrhunderte alter Tisch von Olivenholz waren die einzigen Dinge, an denen sie ihre Betrachtungen anstellen konnten. Zu solchen Betrachtungen aber ließ ihnen der Bischof Zeit genug und sie mußten fast eine halbe Stunde lang harren, ehe sie draußen auf dem Gange den langsam näherkommenden Schritt eines Mannes vernahmen, Die Thür wurde von demselben Mönch geöffnet, welcher sie hierher geführt hatte, aber hinter ihm erschien auf der Schwelle die hohe gebietende Gestalt des Fürst-Bischofs Klemens selbst.

Sein klares falkenscharfes Auge ruhte eine kleine Weile prüfend auf den beiden Fremden, deren bescheidenen Gruß er nur mit einer geringen Bewegung der Hand und mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes erwidert hatte; — und es war selbst dem schwer zu verwirrenden Schiele nicht ganz wohl unter diesem Blick. Bruno aber fiel unter dem Bann dieses forschenden Auges, und der ganzen, in dem bischöflichen Ornat doppelt imposanten Gestalt, vollständig aus dem verabredeten Programm. Es war zwischen ihnen vereinbart worden, daß Bruno bei der ersten Begegnung mit dem Bischof, der ja von diesem Tage an sein Oheim sein sollte, demselben ohne weiteres um den Hals fallen, — je nach der Situation — wenigstens seine Hand ergreifen und dieselbe stürmisch an seine Lippen führen sollte. Aber ein wichtiger Instinkt sagte dem jungen Manne, daß dieser Persönlichkeit gegenüber ein solcher Theatercoup sehr schlecht am Platze sein würde, und er hätte überdies, so wenig furchtsam er sonst auch sein mochte, in diesem Augenblick sicherlich nicht den Muth dazu gehabt.

Der Bischof war es, welcher zunächst das Wort ergriff. Er trat einen kleinen Schritt auf Bruno zu und fragte ihn mit seiner tiefen, volltönigen Stimme, ob er es sei, der da behauptete, die Fürstin Tomacello seine Mutter nennen zu dürfen. Der Angeredete hatte kaum die Fassung mit einem vernehmlichen „Ja“ zu antworten und statt seiner begann Schiele, welcher von dem Benehmen seines Genossen eine ernstliche Gefährdung ihres ganzen Unternehmens zu befürchten anfing, mit großer Beredsamkeit auf den Fürsten einzusprechen, aber verstummte schon nach den ersten Sätzen wieder vor dem strengen, verweisenden Blick des Prälaten. Zum Glück gewann der junge Mann

allmählich die Sicherheit seiner Haltung wenigstens zum Theil zurück, um den Bischof jenes Märchen zu erzählen, daß sie einander oft genug wiederholt hatten, um im entscheidenden Augenblick vor jedem Fehler sicher zu sein. Soweit seine Erinnerungen reichten, sagte er, sei er in den Händen fremder Leute gewesen, die ihm wohl hier und da dunkle Andeutungen gemacht hätten, daß er von hoher Geburt sei und aus einem fremden Lande stamme, von denen er aber niemals eine volle Aufklärung über seine Herkunft erhalten habe. Er habe eine traurige und freudlose Jugend durchlebt, denn er sei von dem einen zum andern gestoßen worden und habe sich schon frühzeitig sein Brot selbst erwerben müssen. Besonders schlimme Tage seien über ihn hereingebrochon, als auch sein letzter Wohltäter vor wenigen Monaten mit dem Tode abging, und er würde vielleicht gänzlich zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Herr Roedler, ein edler und uneigennütziger Mann — und dabei deutete er auf Schiele — sich seiner angenommen und ihn vor dem Verderben bewahrt hätte. Durch den Eifer dieses Mannes und durch eine Verkettung seltsam glücklicher Zufälle sei es ihm auch allein möglich geworden, jetzt an dieser Stelle zu stehen. Nun erzählte er eine sehr geschickt erfundene und höchst rührende Geschichte, durch welche wunderbare Fügungen er die Bekanntschaft des in einem Krankenhause auf dem Sterbebette liegenden Belgiers gemacht habe, der seiner Spur gefolgt sei, und gerade da, wo er im Begriff gewesen sei, ihn aufzufinden, beinahe zu Grunde gegangen wäre, ohne seine Absicht erreicht zu haben.

Er wußte verschiedene Kennzeichen anzugeben, welche den Bischof nicht in Zweifel lassen konnten, daß wenigstens ein

Theil dieser Geschichte unbedingt auf Wahrheit beruhen müsse und auch das Aeußere des Sprechenden schien diese Annahme zu unterstützen, da das Gesicht des Prälaten immer sinnender und nachdenklicher wurde, je länger und aufmerksamer er den jungen Mann betrachtete.

„Dies mag wohl Wahrheit sein," sagte er endlich; „aber wer ist mir Bürge dafür, da ich keinen von Euch jemals gesehen habe und die heutige Welt voll Trug und Falschheit ist. Sind doch dem Menschen die höchsten Dinge nicht mehr heilig, — wie sollte ich da eine so abenteuerliche Kunde ohne gewichtigere Beweise als Euer Wort auf Treu und Glauben hinnehmen?"

„Auch die gewichtigeren Beweise sind vorhanden, Durchlaucht", mischte sich jetzt Schiele, der sich nicht länger mehr zurückzuhalten vermochte, in das Gespräch. „In dem Nachlasse des Mannes, bei welchem sich mein junger Freund, der durchlauchtigste Prinz Tomacello, zuletzt aufgehalten, fanden sich verschiedene Dokumente, die uns zwar damals unverständlich und bedeutungslos erschienen, die aber eine hohe Wichtigkeit gewannen in dem Augenblicke, wo wir uns in dem Besitz der Enthüllungen des verstorbenen Belgiers befanden. Wollen Eminenz die Gnade haben, diese Dokumente selbst einer Durchsicht zu unterziehen?"

Er legte die Brieftasche, welche er schon lange bereit gehalten, auf den Tisch und begann hastig die Papiere und Briefe, welche dieselbe enthielt, auf dem Tische auszubreiten. Der übergroße Eifer, welchen er dabei an den Tag legte, schien dem noch keineswegs besiegten Argwohn des Bischofs neue Nahrung zu geben und Bruno, welcher die Situation jetzt vollkommen beherrschte und dessen Schauspielernatur sich in die

empfangene Rolle vortrefflich gefunden hatte, bemühte sich vergeblich, ihm durch verstohlene Zeichen auf das Ungeschickte seines Benehmens aufmerksam zu machen. Die Lage wäre vielleicht eine kritische geworden, wenn nicht die Papiere selbst eine sehr überzeugende und schwer anzuzweifelnde Sprache geredet hätten. Da fand sich zunächst eine Reihe von Briefen des verstorbenen Kammerdieners der Fürstin, von deren Echtheit Niemand fester überzeugt sein konnte, als der Prälat, und die er mit ängstlicher Eile durchflog, um sich zu vergewissern, ob sie etwas Kompromittirendes für ihn selbst enthielten. Aber Jerome Duplessis war ein geschickter Intriguant gewesen, der seine schwierige Aufgabe mit bewunderungswürdiger Ueberlegung und Sicherheit durchgeführt hatte.

Seine schriftlichen Instructionen waren stets so abgefaßt gewesen, daß man den hohen Auftraggeber nicht bemerke, der hinter ihnen stand und davon, daß er bei der Uebergabe des Knaben seinen Vertrauensmann in die wahre Sachlage eingeweiht hatte, konnte der Bischof keine Ahnung haben. Mit einem leichten Aufathmen der Befriedigung faltete er die vergilbten Briefe wieder zusammen. Aber er ließ sich vorerst zu keinem Zugeständniß herbei.

„Diese Briefe mögen wohl echt sein“, sagte er, „denn die Verhältnisse, welche in ihnen Erwähnung finden, entsprechen einigermaßen der Wirklichkeit, und es ist mir sogar, als wenn ich eine gewisse Aehnlichkeit der Handschrift entdeckte. Aber was beweisen sie? — Können sie nicht durch einen Zufall in Eure Hände gerathen sein und Euch veranlaßt haben, ein Gaukelspiel ins Werk zu setzen, das meine Schwester und mich bethören soll? — Ich würde mich kaum zu einer Anerkennung

entschließen können, wenn Eure Ansprüche nicht auf festeren Füßen ständen."

„Belieben Eure Eminenz die Prüfung nur fortzusetzen", sagte Schiele geschmeidig, während Bruno einige Schritte zurücktrat und durch das Bogenfenster auf den öden, trostlosen Klosterhof hinausstarrte. Bei der Untersuchung der Papiere war er ja überflüssig, und es lag nur vollständig im Charakter seiner Rolle, wenn er sich den Anschein gab, als ob ihm diese Unterhandlungen außerordentlich peinlich seien. In Wahrheit aber war ihm wieder jenes eigenthümliche, drückende und nagende Gefühl gekommen, das er seit dem heimlichen Verlassen der „Alice" nur zu oft und beinahe immer in solchen Augenblicken empfand, in denen er eine Ursache gehabt hätte, freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen. Unzählige Male schon hatte er sich mit den Argumenten seines Freundes Schiele wiederholt, daß er ja im Grunde nur in Helenen's eigenem Interesse gehandelt habe, daß ihr Loos an seiner Seite bei der Armut und dem Jammer, welcher ihnen mit unfehlbarer Sicherheit bevorstand, wohl nur ein trauriges hätte sein können und daß sie ohne ihn bei ihren Kenntnissen, ihrer Jugend und ihrer Schönheit einer glücklicheren Zukunft entgegen gehe. Aber alle diese Scheingründe und die Versicherung, welche er sich selber immer wiederholte, daß es ja nicht habe sein können, brachten den nagenden Vorwurf in seinem Innern nicht zur Ruhe.

Sie hatte ihm treulich beigestanden in den schwersten Stunden seines Lebens, hatte ihn gewarnt, da er sehenden Auges den abschüssigen Weg betrat, der nur am Rande eines Abgrundes enden konnte, und obwohl er alle ihre treuen Mahnungen verschmäht und rauh zurückgewiesen, obwohl er ihre

Liebe schändlich verrathen hatte, war sie doch dem Gelöbniß treu geblieben, das sie ihm einst gegeben, und in dem Augenblick, da Alles über ihm zusammenbrach, da dem Verzweifelnden und Ertrinkenden keiner mehr die rettende Hand reichen wollte, hatte sie ihn doch aufgerichtet und hatte ihm — dem Geächteten, Friedlosen und Verfehmten — Alles geopfert, was sie besaß: ihre geringe Habe, ihre wahre Freude, ihre Gesundheit, ja selbst das höchste und heiligste Gut des Weibes, ihren guten Namen. — Um ihn zu retten, um ihm eine Stütze und Führerin zu sein auf dem rauhen und schmalen Pfade, welcher ihn wieder zur Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit emporführen könnte, war sie bereit gewesen, ihm trotz der Krankheit und Schwäche in das fremde Land zu folgen und alle Gefahren und Leiden einer schmähligen Flucht auf sich zu nehmen. Und er? — Wie hatte er ihr diese hingebende Treue, diese heldenmüthige Aufopferung gelohnt? — Feige und ehrlos wie ein Dieb hatte er sie verlassen, nicht ein Wort des Abschiedes, nicht eine Bitte der Verzeihung hatte er für sie gehabt und er wußte nicht einmal, ob das Schiff, auf welchem er sie in der Gesellschaft eines notorischen Gauners und seiner rauhen Gesellen zurückgelassen hatte, seinen Bestimmungsort wirklich erreicht habe, oder ob es vielleicht gar eine Beute der Wellen geworden sei! — Es wahr wohl kaum eine wahrhafte Reue, welche er darüber empfand, denn er hätte wahrscheinlich in derselben Situation noch jetzt genau so handelt; aber die Erinnerung war ihm außerordentlich peinigend und er hätte — wenn es in seiner Macht gestanden hätte — gern Jahre seines Lebens hingegeben, um diese Erinnerungen zu bannen. Seinen Genossen durfte er ja nichts von dem häßlichen Gespenst sagen, das ihn un-

ausgesetzt verfolgte — in diesem Manne schien außer Gier nach Gold und nach niedrigem Lebensgenuß Alles erstorben, selbst die Stimme des Gewissens — und er würde sicherlich keine andere Antwort für ihn gehabt haben, als ein höhnisches Gelächter. In seiner Gesellschaft suchte er denn auch den Gedanken an Helene gewaltsam zu bannen, aber es gab doch Augenblicke, in denen er eine völlige Herrschaft über ihn gewann. So erging es ihm auch jetzt, und wie er in den kahlen, schmucklosen, lichtarmen und ausgestorbenen Klosterhof hinausstarrte, kam ihm mit einem Male eine entsetzliche Vorstellung. Wie müsse es ihm ergehen — dachte er — wenn man ihn jetzt oder später ergriff und ihn der trostlosen Einsamkeit eines Gefängnisses überantwortete? Wie sollte er mit dem nagenden Vorwurf in seinem Innern fertig werden, wenn er keine Möglichkeit mehr hätte, denselben durch Aufregungen und Abenteuer durch rauschende Vergnügungen und leidenschaftliches Genießen des Augenblickes zu übertäuben? — Ein Schauder überlief seine Gestalt und für einen Moment war es ihm, als müsse er sich umwenden und dem Priester zu Füßen fallen, um ihm Alles zu gestehen und seine Verzeihung für den geplanten ungeheuren Betrug zu erflehen. — Aber das war ja nur eine thörichte Anwandlung von Schwäche, wie er sich schon in der nächsten Minute selber sagte, und nur die düstere bedrückende Umgebung dieser Klostermauern hatte eine solche Stimmung in ihm erzeugen können! Draußen in dem lachenden goldenen italienischen Sonnenschein wären ihm, seiner eigenen Ueberzeugung nach, solche Grillen gewiß nicht gekommen, und er wollte nicht närrisch genug sein, ihnen einen bestimmten Entschluß auf seine Handlungen einzuräumen. Er verschränkte die Arme

auf der Brust und blickte nicht mehr auf den Klosterhof hinaus, sondern wandte seine Augen wieder dem Tische zu, an welchem Bischof Klemens noch immer und zwar sichtlich in steigender Erregung den Inhalt der Brieftasche prüfte, während Schiele's Haltung eine immer siegesgewissere und triumphirendere wurde.

Es waren in der That ganz unwiderstehliche Beweise, die da in einer Reihe von unscheinbaren Blättern zu Tage kamen. Ein gar gewichtiges Schriftstück war ein Totenschein, ausgestellt vor mehr als zwanzig Jahren von dem Doktor Dumont in Paris über das Ableben des vierjährigen Anatole Bisson, der an der Bräune gestorben sei — ein Attest, das von der Polizeibehörde mit ihrem Siegel beglaubigt war. Dieser echte Totenschein war das Modell gewesen, nach welchem der Belgier damals das gefälschte Attest über Ernesto's Tod ausgefertigt hatte. Er hatte das Vorbild bis auf den Namen nachahmen können, und daß er es verstanden hatte, dies mit meisterlichem Geschick durchzuführen, bewies ein halb ausgeführter Entwurf, den Monsieur Tournay unvorsichtig oder vielleicht auch vorsichtig genug gewesen war, aufzubewahren. Fürst Klemens hatte den damals nach Italien gelangten Totenschein so oft in den Händen gehabt und ihn so oft mit Erstaunen über die Geschicklichkeit seiner Ausführung betrachtet, daß ihn ein einziger rascher Blick von der Aehnlichkeit der Dokumente überzeugte. Aber die Kette der Beweise war damit noch nicht zu Ende, und immer gewichtiger fügte sich Glied an Glied. Edmund Tournay hatte trotz seiner wechselvollen Lebensschicksale seine Dokumente gut aufzubewahren verstanden und Schiele hatte ihnen überdies der größeren Vorsicht halber noch einige Zettel und Briefe eigenen Fabrikates hinzugefügt, welche in der

Menge der echten Schriftstücke keinen Verdacht erregen konnten und welche es selbst einem noch schärferen und mißtrauischeren Richter, als es der Bischof war, die unumstößliche Ueberzeugung hätte beibringen müssen, daß die Ansprüche des Inhabers dieser Papiere auf Namen, Titel und Vermögen seines Großvaters und auf die Mutterliebe der Fürstin vollbegründet seien.

Sinnend und mit gesenktem Haupte stand Fürst Klemens an dem Tische — nachdenklich bald das eine, bald das andere der Papiere durch seine schlanken, weißen, wohlgepflegten Finger gleiten lassend. Er war offenbar beinahe vollständig überzeugt, denn Schiele, der auf keinen einzigen Einwurf unvorbereitet gewesen war, hatte für jede seiner Fragen die rechte befriedigende Antwort bei der Hand gehabt. Aber doch kämpfte im Herzen des geistlichen Würdenträgers seine Neigung, den Worten und Behauptungen des Fremden Glauben zu schenken, mit dem noch immer nicht ganz besiegten Gedanken an die Möglichkeit es mit einem schlau angelegten Betruge zu thun zu haben und er wollte zu einem letzten, außerordentlichen Mittel greifen, um sich volle Beruhigung und Gewißheit zu verschaffen. Er richtete sich plötzlich in seiner vollen imposanten Größe empor und winkte dem am Fenster stehenden jungen Manne, ebenfalls an den Tisch zu treten. Mit durchbohrender Schärfe heftete er seine Blicke auf die beiden Fremden und sagte dann in so langsamen, feierlichen Tone, als stände er vor dem Altar, um ein Hochamt zu celebriren:

„Nur Gott der Allmächtige, der in seiner Allwissenheit jeglicher Kreatur bis ins innerste Herz zu schauen vermag, kann hier die Wahrheit entscheiden! Ich bin nur ein schwacher,

kurzsichtiger Mensch, dessen Augen das Dunkel nicht zu durchdringen vermögen, mit welchem sündige Menschen hier ihr Werk umhüllet haben! — Lasset mich hoffen, daß es die volle Wahrheit gewesen sei, was ich von Euch erfahren! Doch nicht mir, sondern dem allmächtigen und allgegenwärtigen Lenker der Welten selbst sollt Ihr mit einem heiligen Eid beteuern, daß in dieser ernsten Stunde kein unwahres Wort über Eure Lippen gekommen sei, daß kein unwürdiger Betrug Eure Handlungen bestimmt habe! Legt Eure Hände auf dieses Kruzifix und schwört mir bei dem Bilde des Gekreuzigten und so wahr Gott Euch gnädig sein möge in Eurer Sterbestunde, daß Eure Erzählung so wahrhaftig gewesen, wie alle diese Dokumente lauter und echt sind. — In welchem Bekenntniß auch immer man Euch erzogen habe — die furchtbare, ungeheure Sünde eines Meineides muß Euch von Kindesbeinen an vor das Gewissen geführt worden sein, und um Eures eigenen Seelenheiles willen gebe ich mich der Zuversicht hin, daß Ihr lieber reuig umkehren und unbehelligt von dannen ziehen werdet, wenn ein Falsch in Euren Worten ist, als daß Ihr den Namen des Allerhöchsten mißbraucht und Euch selbst um Euer zeitlich Glück und um Eure ewige Seligkeit betrügt!"

Schwer wie ein Keulenschlag war jedes seiner Worte auf Bruno's Haupt niedergefallen und er war außer Stande, den durchdringenden Blick des Priesters zu ertragen. In dem Moment aber, wo er erbleichend die Augen niederschlug, fühlte er die Hand des Sündengenossen auf seinem Arm und die einzige Spanne Zeit, welche ihm blieb, während sich der Bischof dem Cruzifix zuwandte, benutzte Schiele, um ihm kaum merklich ins Ohr zu raunen:

„Nimm dich zusammen! — Schwöre! — Alles hängt davon ab! Auf mich allein die Verantwortung!“

Und derselbe Mann, dessen häßliches, starkknochiges Gesicht die unverwischbare, fahle Farbe des langjährigen Zuchthaussträflings trug, dessen Hände befleckt waren von allen Sünden und Verbrechen, welche die irdischen Gesetze verfolgen und strafen — derselbe hob jetzt ohne Scheu seinen Blick zu dem Gekreuzigten empor und legte seine Finger ohne Zaudern auf das heilige Symbol. Nicht ein einziges Mal stockte seine Stimme, während er dem Priester die Worte des schweren Eides nachsprach, und bei der Schlußformel: „So wahr ich hoffe, daß der Heiland der Welt mir in meinem Sterbestündlein gnädig sei!“ klang es sogar, als hätte er einen besonderen Nachdruck in dieselbe gelegt. Bruno sah nun wohl ein, daß ihm keine Wahl mehr bleibe. Wenn er den Eid verweigerte, so wurde er damit zum Verräther an seinem Gefährten und setzte denselben den höchsten Gefahren aus, während damit auch seine eigene Lage zu einer sehr traurigen, wenn nicht verzweifelten wurde. Leistete er aber den verlangten Schwur, so war das gewagte Spiel so gut wie gewonnen und es eröffnete sich ihm der Blick in eine Zukunft, wie er sie in gleich zauberhaftem Glanze niemals zu erhoffen und zu erträumen gewagt. Die Wahl war nicht schwer und seine Zweifel währten nur wenige Sekunden. Dann trat er auch an das Cruzifix, legte seine Hand auf dasselbe und leistete den Eid, dessen einzelne Worte ihm der Bischof vorsagte. Als das „Amen“ über seine Lippen gekommen war, ergriff Fürst Klemens seine Hände, zog ihn sanft und küßte ihn auf beide Wangen.

„So sei mir denn gegrüßt, Sohn meiner Schwester“,

sagte er in milderem Tone als bisher. „Mit diesem Kuß nehme ich dich auf in den Kreis unserer Familie, Der Herr segne deinen Eingang und Preis und Dank sei ihm, daß er Alles so herrlich geführt hat! — Sie aber, mein Herr“ — wandte er sich mit großer Höflichkeit an Schiele, „werden der Fürstin und mir hoffentlich Gelegenheit geben, Ihnen unsere Dankbarkeit zu beweisen, und Sie werden es nicht verschmähen, vorerst auf Schloß Miraflore der Gast der Fürstin zu sein!“

Der Angeredete hatte große Mühe, einen lauten Ausbruch seines Jubels zurückzuhalten. Er hatte zwar von vornherein nicht daran gezweifelt, daß er an das Ziel seiner Wünsche gelangen würde, aber diese Schnelligkeit des Gelingens übertraf doch seine kühnsten Erwartungen. Er fand kein passendes Wort der Erwiderung und beschränkte sich auf eine stumme Verbeugung, während wenigstens ein rascher Blick des Triumphes, der zu Bruno hinüberflog, diesem seinen Herzensjubel zu erkennen gab.

Eine Stunde darauf war der Bischof Klemens mit seinem wiedergefundenen Neffen und mit dem vermeintlichen Wohlthäter desselben auf dem Wege nach Schloß Miraflore.

Der Konte Bandello gehörte dem angesehensten Adel der italienischen Hauptstadt an, und Bischof Klemens hatte eine vorzügliche Wahl getroffen, als er gerade ihm seine Nichte anvertraute. Der Graf war reich und unabhängig, ein vornehmer feinsinniger Mann und ein treuer Diener der Kirche. In seinem Hause herrschte nichts weniger als eine klösterliche Abgeschlossenheit, und das Regiment, welches er über seine Angehörigen führte, war milde genug. Dessenungeachtet durfte sich der Bischof ganz sicher fühlen, daß Margerita hier vor jeder Berührung mit den Elementen einer Gesellschaft, die für sie nicht angemessen gewesen wäre, vollkommen geschützt war, denn Graf Bandello hatte seine Töchter vorzüglich erzogen und duldete in seiner Umgebung Niemand, der ihm nicht an Rang, Vermögen und Gesinnung vollkommen ebenbürtig gewesen wäre. Man wußte, daß man sich in seinem Hause keinerlei Freiheiten herausnehmen durfte, und seine Gemahlin, eine ebenso liebenswürdige als strenge Dame, wußte die jungen Mädchen stets unter einer zwar wenig drückenden, aber darum nicht minder sorgfältigen Aufsicht zu halten.

Der größeren Vorsicht halber, und auch, um Margerita's eigenen Wünschen Genüge zu thun, hatte die Fürstin überdies eine würdige ältere Dame, welche ursprünglich als Erzieherin

und später als Gesellschafterin bei ihrem Kinde gewesen war — die Mlle. Teresa Burtin — mit nach Rom und auf die große Reise ins Ausland gehen lassen. Teresa war die Tochter eines hoch gestellten französischen Beamten und hatte eine vorzügliche Ausbildung erhalten, von der sie, nachdem ihr Vater ohne Hinterlassung eines nennenswerthen Vermögens gestorben war, in fremdem Dienst hatte Gebrauch machen müssen. Es war ihr sehr bald gelungen, sich die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen der jungen Margerita zu erwerben und eine Trennung von ihr wäre der letzteren vielleicht schwerer gewesen, als die Trennung von ihrer Mutter. Im vollen Bewußtsein von Teresas vortrefflichen Eigenschaften hatte die Gräfin Bandello ihr die Fürsorge und Verantwortung für Margerita in erster Linie überlassen und sich um das Verhalten und die Lebensweise der jungen Prinzessin viel weniger eingehend gekümmert, als um diejenige ihrer eigenen Töchter. Sie wußte ja, daß zwischen den jungen Mädchen die herzlichste Freundschaft bestand und daß darin das beste Vorbeugungsmittel gegen jede Thorheit und Unüberlegtheit liegen würde.

Mit Freuden hatte der Graf seine Zustimmung ertheilt als ihn seine Töchter nach ihrer Rückkehr von der großen Reise mit Bitten bestürmten, Margerita noch für einige weitere Monate nach Rom einladen zu dürfen, aber er war doch ein wenig überrascht gewesen, als diese Einladung ohne Weiteres angenommen und von der Fürstin, die sich vor zwei Jahren nur mit so schwerem Herzen von ihrem Kinde getrennt hatte, gutgeheißen worden war. Gegen seine Kinder ließ er zwar noch nichts von dieser Verwunderung merken, aber zu seiner Gemahlin sprach er sich unumwunden darüber aus

„Diese kleine Prinzessin ist schwer zu durchschauen“, sagte er. „In Deutschland schien sie unter einem so heftigen Heimweh nach ihrer Mutter zu leiden, daß wir um ihretwillen die Vorbereitungen zur Abreise beschleunigten, und kaum auf italienischem Boden angekommen, faßte sie schon wieder den Entschluß, denselben zu verlassen.“

Die Gräfin lächelte fein.

„Ich glaube eine Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch gefunden zu haben“, erwiderte sie mit einiger Beziehung. „Margaritas Heimweh war gewiß von größter Aufrichtigkeit, aber ich glaube fast, daß es nicht so sehr die Mutter war der es galt. Sie ist eben in einem Alter, in welchem die Kindesliebe nicht mehr die erste Stelle im Herzen eines jungen Mädchens einzunehmen pflegt.“

„O, du meinst also, daß die Neigung für einen jungen Mann im Spiele sein könnte?“

„Ich bin überzeugt und müßte mich wirklich schlecht auf Frauenherzen verstehen, wenn ich mich dennoch täuschen sollte.“

„Und wer ist der Glückliche, dem Herz und Hand unserer lieben Margerita gehören soll?“

„Darüber bin ich allerdings zur Stunde noch völlig im Unklaren. Alle meine Vermuthungen in dieser Hinsicht haben sich bei genauer Beobachtung als trügerische erwiesen, denn keinem Gaste unseres Hauses gegenüber trat Margerita bisher aus jener Zurückhaltung, die ich stets als eine ihrer vielen vortrefflichen Eigenschaften geschätzt habe.“

Der Graf wurde ein wenig bedenklich.

„Ich will doch nicht hoffen,“ meinte er, „daß sich ihre Neigung in eine falsche Bahn gelenkt und daß sie Gelegenheit

gefunden habe, einen Menschen kennen zu lernen, der außerhalb unserer Kreise steht. Die Fürstin würde mit Recht die schwersten Vorwürfe gegen uns erheben, denn auf uns läge immerhin die Verantwortung dafür."

„Du machst dir unnütze Sorge, mein Lieber! Margerita hat keine Gelegenheit zu einer derartigen Verirrung gehabt. Denn selbst, wenn meine Aufmerksamkeit eine unzureichende gewesen wäre, würde die treffliche Teresa ihr Kleinod davor behütet haben."

Diese Versicherung war allerdings beruhigend genug und Graf Bandello machte sich keine Sorge weiter. Weder er noch seine treffliche Gemahlin konnten ja eine Ahnung davon haben, wie wenig in dieser Hinsicht die Wirklichkeit ihrer felsenfesten Zuversicht entsprach.

Es war am Abend des zweiten Tages nach Margeritas abermaliger Rückkehr aus Schloß Miraflore. Im Kreise der Familie Bandello und einiger intimer Freunde des Hauses hatte man mehrere heitere Stunden in traulichem Geplauder zugebracht und draußen war bereits die Dämmerung des Abends — von einer völligen Dunkelheit, wie in unseren nordischen Nächten konnte hier ja kaum die Rede sein — hereingebrochen, als man sich im Speisesaal zum Souper zusammenfand. Die kleine Gesellschaft hatte sich in mehrere heiter scherzende Gruppen aufgelöst und erst, als man sich an der Tafel niederließ, machte man die Wahrnehmung, daß Margerita fehlte. Die jungen Damen wollten sich aufmachen, sie zu suchen: aber die Gräfin hielt sie lächelnd davon zurück.

„Wir haben keine Ursache, uns zu beunruhigen", sagte sie, „denn wie ich sehe, ist auch der Sessel unserer guten

Teresa leer geblieben und in ihrer Obhut ist unsere gute Margerita vortrefflich aufgehoben. Muthmaßlich hat sie sich aus irgend einer Ursache für eine kurze Zeit auf ihr Zimmer zurückgezogen und wird bald genug wieder in unserer Mitte erscheinen. Eure Nachforschungen möchten leicht lästig und zudringlich erscheinen!“

Die jungen Gräfinnen leisteten dieser Weisung natürlich Folge und in ihrer heiteren Unterhaltung bemerkten sie nicht, daß Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß ihre Freundin sichtbar geworden wäre.

Margerita hatte sich zu der Zeit, da die Familie und ihre Gäste den Speisesaal betraten, in der That auf ihr Zimmer zurückgezogen und Mademoiselle Teresa war ihr — wie es die Gräfin vermuthet — dorthin gefolgt. In dem kleinen luxuriös ausgestatteten Boudoir aber, welches die Prinzessin in dem gräflichen Hause inne hatte, war dann eine sehr ernste Unterhaltung geführt worden. Während nämlich Margerita eine leichte Spitzenmantille um Kopf und Schultern legte und sich so augenscheinlich noch für einen Weg ins Freie rüstete, versuchte ihre Gesellschafterin und Freundin, sie mit ängstlichen Bitten davon zurückzuhalten.

„Sie sind im Begriff, eine große Unvorsichtigkeit zu begehen, theuerste Prinzessin“, bat sie beinahe weinend, „und Sie verstoßen gegen das Versprechen, welches Sie mir einst gegeben. Gelobten Sie mir nicht damit, daß jene Zusammenkunft mit dem jungen Manne die letzte sein sollte, welche Sie ihm ohne Vorwissen des Grafen oder Ihrer Mutter bewilligen wollten? Ist die Verantwortung, welche ich gegen meine Pflicht durch mein Schweigen auf mich genommen habe-

nicht schon ohnedies schwer genug, als daß Sie sie durch ein solches Beginnen noch vergrößern müssen?"

Margarete fiel der alten Dame um den Hals und verschloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Liebste, beste Teresa, ich habe nichts von alledem vergessen und ich weiß gut genug, wie schwer das Opfer ist, das du mir bringen mußt. Aber du darfst es mir nicht abschlagen, mich jetzt zu begleiten! Was ist denn auch von einer heimlichen Zusammenkunft zu fürchten, bei der ich unter deinem Schutze stehe? Und kannst du im Ernst von mir fordern, daß ich sie ihm verweigern soll? Zwei endlos lange Jahre haben wir uns nicht gesehen und die Hoffnung, daß ich ihm hier im Hause des Grafen begegnen könnte, ist durch Ricardos letztes Auftreten im Parlamente für lange Zeit, wenn nicht gar für immer zerstört. Er würde gewiß nicht geschrieben haben, wenn er mir nicht Dinge von höchster Wichtigkeit mitzutheilen hätte und du, meine liebe Teresa, bist nicht so grausam, mir die schmerzliche Freude dieses Wiedersehens zu rauben."

„Sie wissen nur zu gut, Margerita, daß Sie mit mir machen können, was Ihnen beliebt, aber es wäre wohl besser für Sie und ihn, wenn ich jetzt die Kraft hätte, Ihnen einen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen. Was, um der heiligen Jungfrau willen, soll aus dieser Liebe werden? An eine Einwilligung der Frau Fürstin ist nicht zu denken, das wußten Sie von vornherein gut genug."

„Nein, Teresa, ich glaube nicht an eine solche Hartherzigkeit meiner lieben, zärtlichen Mama. Ist sie denn in ihrer Jugend nicht selbst dem Zuge ihres Herzens gegen den

Willen ihrer Angehörigen gefolgt? Kann sie ihr Kind unglücklich machen wollen, nachdem sie selbst erfahren hat, wie unmöglich es ist, solches Unglück zu ertragen?"

„Um Himmels willen, Prinzessin, denken Sie nicht daran, sich darauf zu berufen! Und selbst wenn die Frau Fürstin nachgeben wollte, Fürst Klemens, Ihr Oheim, wird es niemals thun!"

„Auch ihn beurtheilst du zu hart, Teresa. Er ist allezeit gütig und liebevoll gegen mich gewesen wie ein Vater. Und wenn Ricardo sich durch seine Tüchtigkeit und seine Talente einen geachteten Namen erworben hat, wird er an seiner bürgerlichen Herkunft keinen Anstoß mehr nehmen."

„Unglückseliges Kind", jammerte die alte Dame, „wie blind macht Sie diese Liebe! Ihr Oheim ist einer der stolzesten Aristokraten Italiens. Kein besseres Schicksal würde Ihnen bevorstehen, als es einst Ihrer Mutter zu Theil geworden ist, die nur durch den Tod ihres Gatten mit ihrer Familie wieder ausgesöhnt werden konnte! Doch nein — was sage ich. Noch tausendfach schlimmer würde es Ihnen ergehen, denn der Mann, welchem Sie Ihre Liebe geschenkt haben, ist nicht nur ein Unebenbürtiger, er ist auch ein Feind Ihrer Kirche und damit ein erbitterter Feind Ihres Oheims.

Wenn es ihm ernst gewesen ist mit der Absicht, um Ihren Besitz zu ringen, so hätte er wahrlich nicht in solcher Weise auftreten dürfen, wie er es kürzlich gethan! Einen großen Namen mag er sich damit wohl machen, aber einen Namen, der ihm für immer jede Hoffnung nimmt, sich mit dem Fürsten Klemens zu versöhnen. Ich will Ihnen durch-

aus nicht verhehlen, Prinzessin, daß mich die berühmten Parlamentsrede, von der jetzt alle Zeitungen voll sind, mit Besorgniß erfüllt hat, sein Ehrgeiz möchte größer sein, als seine Liebe zu Ihnen."

„O, wie schlecht kennst du Ricardo, meine gute Teresa und wie schlecht kennst du mich, wenn du glauben kannst, daß ich ihn hindern möchte, seiner Ueberzeugung zu folgen, und das zu thun, was er für seine Pflicht halten muß, selbst wenn die Erfüllung unserer Wünsche dadurch hinausgeschoben werden müßte! Nein, nein, ich werde mich eilen, ihn zu begrüßen, denn schon sind zehn Minuten über die bestimmte Zeit vergangen und wenn seine Sehnsucht, mich wiederzusehen, der meinigen gleicht, so wäre es eine Grausamkeit, ihn noch länger harren zu lassen."

Es klang soviel freudige Zuversicht und zugleich soviel Bestimmtheit aus ihren Worten, daß sich Teresa jeden weiteren Widerspruches begab und ihrer Herrin, wenn auch mit einem schweren Seufzer selbst behilflich war, ihre Mantille zu befestigen, um sie für den heimlichen Ausflug so unkenntlich als möglich zu machen.

Auf einer wenig betretenen Hintertreppe eilten sie in den Garten hinunter, welcher hinter dem Hause des Grafen Bandello lag. Sie mußten über die Terrasse schreiten, in der eine Thür des Speisesaales ausmündete, und da dieselbe geöffnet war, vernahmen sie lustiges Gläserklingen und das heitere Geplauder der Gäste. Aengstlich huschten sie vorüber, aber in dem Dämmerlicht des Abends waren ihre Gestalten von niemand bemerkt worden, und ungehindert überschritten sie die Stufen der Marmortreppe, welche in den Garten

hinunterführte. Jetzt eilte Margerita so schnell durch die Laubgänge dahin, daß die weniger behende Teresa Mühe hatte, ihr zu folgen. Sie versuchte einige Male, sie durch leisen Zuruf zurückzuhalten, aber die Ungeduld beflügelte die Schritte des jungen Mädchens und bald war sie den Blicken der bedauernswerthen Gesellschafterin gänzlich entschwunden. Der ziemlich ausgedehnte Garten war an seiner hinteren Seite durch eine etwa manneshohe Mauer abgeschlossen, deren weiße Marmorquadern schon von Weitem durch das grüne Laub der Büsche schimmerten. Ueber diese Mauer hatte sich schon vor einer Viertelstunde ein schlanker, elegant aussehender junger Mann mit dunklem Haar und Vollbart und mit scharf markirten, aber nicht unschönen Gesichtszügen geschickt in den Garten geschwungen und regungslos auf das Erscheinen derer geharrt, die er zu einer so ungewöhnlichen Stunde um eine Unterredung an diesem Orte gebeten hatte.

Als er ihr helles Kleid zwischen den dunklen Büschen erblickte, machte er einige rasche Schritte auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

„O, Margerita, wie danke ich Ihnen, daß Sie meiner Bitte Folge geleistet haben!" rief er mit unterdrückter, aber leidenschaftlich bewegter Stimme aus. „Verzeihen Sie meine beispiellose Kühnheit, aber ich wußte mir in der That nicht anders zu helfen und die entsetzlich lange Trennung, zu welcher Sie mich verurtheilt hatten, muß meine Vermessenheit entschuldigen."

„Ich habe Ihnen durchaus nichts zu verzeihen", flüsterte sie zurück. „O wie glücklich bin ich, Sie endlich, endlich wiederzusehen!"

„Und Sie haben in all' dem rauschenden Treiben der großen Städte, inmitten all' der Huldigungen, mit welchen man Sie sicherlich überschüttet hat, den armen römischen Advokaten nicht vergessen — Sie haben mir wirklich Ihre Liebe bewahrt, Margerita?"

„Wie können Sie so fragen, Ricardo? Würde ich jetzt allen guten Sitten zum Trotz und des Kummers meiner lieben Teresa ungeachtet hier an Ihrer Seite stehen, wenn ich Sie nicht von ganzem Herzen liebte, wenn Ihnen nicht mein volles Vertrauen gehörte?"

„Darf ich Ihnen gestehen, Margerita, daß ich diesem, seit vierundzwanzig Monaten mit aller Inbrunst meines Herzens ersehnten ersten Zusammentreffen dennoch nicht ohne Bangen entgegengesehen habe? Fürchtete ich doch, daß Sie mir wegen meiner letzten Parlamentsrede zürnen müßten, die mir das Wohlwollen Ihrer Familie eben so wenig eintragen wird, wie dasjenige des Grafen Bandello. Ich habe lange und schwer gekämpft, ehe ich mich zu diesem Auftreten entschloß, aber ich vermochte dem Gebote meiner Pflicht nicht zu widerstehen und Sie selbst, Margerita, sind von zu hoher und edler Gesinnung, als daß Sie mir deshalb im Ernste zürnen könnten. Wie könnte ich mir Ihre Liebe durch ein Verhalten gewinnen, wegen dessen ich mich selber verachten müßte!"

„Ich danke Ihnen für dies Vertrauen, Ricardo", erwiderte sie einfach, „und Sie haben sich nicht in mir getäuscht! Ich verstehe nichts von all' diesen politischen Dingen und ich weiß nicht, auf welcher Seite Recht und Unrecht ist! Das aber weiß ich, daß jedes Wort, was Sie gesprochen, aus

Ihrem innersten Herzen gekommen ist und daß Sie keinen anderen Wunsch gehabt haben als den, Ihrer Ueberzeugung Ausdruck zu geben."

„Und den, meinem Volke zu dienen", fügte er feurig hinzu. „Von meiner frühesten Jugend an habe ich kein höheres, kein begehrenswertheres Ziel gekannt, als das, für die Wahrheit und für das Beste meiner Nebenmenschen zu kämpfen und wenn es sein mußte, zu leiden. Mich der Armen und Bedrängten mit allen Kräften anzunehmen, die mir von Gott verliehen waren, erschien mir als die einzige und würdige Aufgabe meines Lebens, und der Himmel weiß, daß es auch jetzt nicht schnöde Selbstsucht und niedriger Ehrgeiz sind, die meine Handlungsweise bestimmen. Ich habe diesen Platz im Parlament nicht gesucht, aber ich hatte auch kein Recht ihn zurückzuweisen, als ihn mir das Vertrauen meiner Landsleute übertrug. Von der Stunde an, da ich ihn einnahm, mußte ich alle meine persönlichen Interessen jener Pflicht unterordnen, die ich einmal übernommen hatte. Es war ein grausames Verhängniß, daß mich meine Ueberzeugung zum politischen Gegner gerade jenes Mannes machen mußte, in dessen Händen die Entscheidung über das Glück meines Daseins liegt — die Entscheidung über Ihre Vermählung, Margerita! Ihn vor allen hätte ich so gern als meinen Freund gewonnen und das um so eher, als mir seine hohen und persönlichen Tugenden und Fähigkeiten stets eine unbedingte Achtung abnöthigten. Aber die Sache, deren Vorkämpfer er ist, kann ich nicht zu der meinigen machen. Ich würde meiner eigenen Ueberzeugung nach damit einen Verrath an meinem Volke begehen und eine Schuld auf mein Gewissen

laden, von der mich kein irdisches Glück mehr zu befreien vermöchte."

„Und niemand ist da, der Ihnen einen solchen Verrath zumuthet, Ricardo", unterbrach ihn Margerita im Tone warmer Bewunderung. „Ihre Gegner selbst, wenn sie ehrenhafte Männer sind, müssen Achtung empfinden vor der Lauterkeit und dem Ernste Ihres Strebens. Ich habe eine zu hohe Meinung von dem Edelsinn meines Oheims, als daß ich glauben könnte, er möchte geringer von Ihnen denken, weil Sie nicht für seine Sache kämpfen."

Der junge Mann schüttelte traurig den Kopf und sagte mit dem Ausdruck schmerzlicher Bitterkeit:

„Es gab eine Zeit, Margerita, in der auch ich thöricht genug war, so zu glauben; aber seit wenigen Tagen weiß ich, daß es ein verhängnißvoller Irrthum war. Daß ich keine Einladung mehr in das Haus des Grafen Bandello bekam, hätte ich begreifen können, obwohl mir vielleicht gerade das den empfindlichsten Verlust bedeutet; daß aber der Groll des Grafen so weit gehen würde, ohne Weiteres in geradezu beleidigender Weise mit mir zu brechen, hätte ich nicht erwartet. Er ließ meinen achtungsvollen Gruß ohne Erwiderung und hat damit jeder weiteren Verständigung mit voller Absichtlichkeit den Boden entzogen."

„Aber mein Oheim? Er würde sicher nicht so wenig duldsam verfahren."

„Es schmerzt mich, Margerita, daß ich Ihnen auch diese Zuversicht nehmen muß. Aber Bischof Klemens hat sich gegen einen Bekannten, von dem er sehr wohl wußte, daß er mir jedes Wort überbringen würde, über mich so mißliebig

und mit so ungerechter Härte geäußert, daß ich nicht zweifeln kann, welcher Art seine Gesinnung für mich ist. Er haßt mich wie einen erbitterten Feind und ich sehe kein Mittel, ihn umzustimmen."

Ricardos unverkennbare Niedergeschlagenheit wirkte ansteckend auf Margerita. Sie seufzte tief und es trat ein kurzes Schweigen zwischen den beiden jungen Leuten ein. Ein leises Knistern in den Zweigen ließ sie erschrocken zusammenfahren, denn sie hatten guten Grund, eine Ueberraschung zu fürchten. Aber es war nur Teresa, welche jetzt endlich ganz atemlos nachgekommen war und die nicht umhin konnte, noch einmal ihre Klage über die Unvorsichtigkeit der jungen Leute anzustimmen. Doch der Advokat, welcher sie äußerst achtungsvoll begrüßt hatte, ließ sie nicht ausreden und sagte:

„Alle die Vorwürfe, welche Sie gegen mich erheben können, mein liebes Fräulein, habe ich mir bereits selber und vielleicht mit ungleich härteren Worten gemacht, als sie Ihre Liebenswürdigkeit übers Herz bringt. Aber ich bedurfte dieser letzten geheimen Unterredung mit Margerita unbedingt — wäre es auch nur, um ihr das Versprechen zurückzugeben, das ich einst unter anderen, glücklicheren Voraussetzungen von ihr empfing."

„O, Ricardo, dieses harte Wort können Sie nicht im Ernst gesprochen haben", sagte Margerita in tiefer Bewegung. „Wie sollte ich um dieses ersten Hindernisses willen an unserer Liebe verzagen!"

„Aber das Hinderniß ist vielleicht unüberwindlich! Selbst, wenn ich mich meiner Pflicht entziehen und das Mandat zum Parlament niederlegen will, so kann ich doch nichts von dem

zurücknehmen, was ich einmal ausgesprochen habe, so kann ich doch meine Ueberzeugung nicht verkaufen und sei es selbst um den kostbaren Preis meines Lebensglückes. In Ihre Hand Margerita, lege ich nach tagelangen unsäglich schweren Kämpfen die Entscheidung über unsere Zukunft zurück. Sie sind jung, schön und vornehm und die edelsten Männer des Landes werden Ihnen Ihre Huldigungen zu Füßen legen. Wie leicht wiegt dagegen die Liebe eines armen Advokaten, der wenig Aussichten auf Reichthümer und Ehren im landläufigen Sinne des Wortes hat, und dem Sie nicht angehören könnten, ohne auf alles zu verzichten, was Ihnen bisher die Freuden des Lebens ausmachte, selbst auf die Uebereinstimmung mit Ihren nächsten Angehörigen? Ich darf Sie diesen Kämpfen um einer ungewissen Zukunft willen nicht aussetzen, Margerita, und ich selbst bin es, der gekommen ist, Ihnen Ihre volle Freiheit zurückzugeben."

So sehr er sich auch bemüht hatte, mit männlicher Fassung zu sprechen, bei den letzten Worten hatte seine Stimme doch gezittert, und man hörte das schwere Atmen seiner Brust, als seiner Rede tiefe Stille folgte. Plötzlich wandte sich Margerita zu der rathlos dastehenden Teresa:

„Wenn du mich lieb hast, so laß uns nur wenige Augenblicke allein! Was wir noch miteinander zu sprechen haben, kann keinen Zeugen dulden, auch wenn es, wie jetzt, meine liebste, beste Freundin ist. Erfülle mir diesen Herzenswunsch und sei versichert, daß ich in weniger als fünf Minuten wieder bei dir bin!"

„Aber man wird Sie vermissen, Prinzessin", versuchte Teresa schüchtern einzuwenden, „man wird nach Ihnen

forschen! Mein Gott, wenn diese geheime Zusammenkunft an den Tag käme — es wäre mein Tod!"

„Beruhige dich, meine gute Teresa! Hier wird mich niemand suchen und selbst wenn es geschähe, wird man mich sicherlich nicht finden! Dich aber werde ich unter allen Umständen vor Verantwortung zu schützen wissen!"

Aus ihren Worten klang ein Drängen, dem die arme Gesellschafterin nicht länger zu widerstreben wagte. Kopfschüttelnd und leise jammernd schlich sie davon, um sich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten auf einer kleinen Marmorbank niederzulassen. Margerita aber wartete ihre Entfernung kaum ab, um mit kaum unterdrückter Leidenschaft den jungen Advocaten zu fragen:

„Nicht wahr, Ricardo, du liebst mich noch immer so tief und aufrichtig wie an jenem Tage, da du mir auf dieser Stelle ewige Treue gelobtest?"

„Ich wäre ein Ehrloser, wenn es anders wäre, Margerita! Doch wozu diese grausamen Zweifel? Es war wohl ein schweres Unrecht, daß ich mich damals stark genug wähnte, dein Schicksal an das meinige zu fesseln!"

„Es war kein Unrecht, Ricardo! Du schwörst also bei den ewigen Sternen dort über unserem Haupte, bei dem Andenken an deine Mutter, daß nichts fremdes sich zwischen dich und mich gedrängt hat, weder das Bild einer Frau, noch dein Wunsch wieder frei und unabhängig zu sein wie zuvor? Du schwörst mir, daß dir meine Liebe nicht als ein Hemmniß erscheint für dein Vorwärtsstreben und für die Erfüllung deiner Pflicht?"

„Ich schwör es dir, Margerita — bei allem, was mir auf dieser Erde hoch und heilig ist!“

„Wohlan, Ricardo, und ich schwöre dir, daß ich nimmer von dir lassen werde, und wenn eine Welt sich zwischen uns würfe, uns zu trennen! Dir habe ich mich zu eigen gegeben und wenn wir uns niemals angehören können, so wird doch nie ein anderer Mann meine Hand erhalten! Du sagst, daß du gekommen bist, um die Entscheidung über unsere Zukunft in meine Hand zu legen — nun wohl, es soll an dieser Entscheidung nicht fehlen! Weiche nicht um eines Haares Breite von dem Wege ab, den du für den rechten erkannt hast! Folge deiner Pflicht und deiner Ueberzeugung ohne Furcht vor den Menschen und ohne Rücksicht auf meine Angehörigen und laß den Gedanken an mich niemals auch nur die geringste deiner Handlungen beeinflussen! Das allein ist es, was ich von dir verlange! Alles Andere müssen wir dem Himmel anheimgeben und ich bin gewiß, er wird uns auch nicht verlassen!“

Mehr noch als der Inhalt ihrer Worte war es die tiefe seelenvolle Innigkeit, die rückhaltlose Hingebung, welche aus dem Klang ihrer Stimme sprach, die auf das Herz des jungen Mannes von wahrhaft überwältigender Wirkung war. Noch ehe sie geendet, war er vor ihr auf den Boden niedergesunken und hatte ihre Hände in glühender Leidenschaft an seine Brust und Lippen gepreßt. Aber die Worte versagten ihm und nur ihren Namen vermochte er stammelnd hervorzubringen.

„Margerita! O, Margerita!“ rief er aus, aber eine Welt von Empfindungen von hoch aufjauchzender Seligkeit und überströmendem Dankgefühl lag in dem einfachen Namen.

Sie aber neigte sich zu ihm nieder und für eine einzige Sekunde fühlte er ihre weichen Lippen auf seiner brennenden Stirn. Noch hatte er nicht die Fassung gewonnen, ihr eine Antwort zu geben, da ertönten rufende Stimmen aus der Tiefe des Gartens, in der Ferne wurden Windlichter zwischen den Gesträuchern sichtbar und lauter und immer lauter schlug der Name Margerita an ihr Ohr. Sie entzog dem Knieenden ihre Hand, und Ricardo selbst sprang empor.

Im nächsten Augenblicke schon stand auch Teresa an ihrer Seite. Sie zitterte am ganzen Körper und vermochte vor Angst kaum die rechten Worte zu finden.

„Um Christi Barmherzigkeit willen, Herr Doktor, fliehen Sie! Man sucht uns! In weniger als zwei Minuten müssen sie hier sein! Wenn man Sie findet, ist die Ehre der Prinzessin unrettbar kompromittirt! O, mein Gott! Und Sie haben nicht einmal eine Leiter! Wie wollen Sie denn über diese himmelhohe Mauer gelangen?"

„Keine Sorge, liebes Fräulein!" rief der junge Mann mit beinahe übermüthiger Zuversicht. „Lebe wohl, Margerita, mein hochherziges edles Mädchen! Und sei gewiß, daß ich deiner alle Zeit würdig bleiben werde!"

Mit einer Kraft und Behendigkeit, die der alten Dame geradezu wunderbar erschien, hatte er sich auf die Mauer geschwungen und in der nächsten Sekunde war er hinter derselben verschwunden. Es war freilich hohe Zeit dazu gewesen, denn Theresas Vermuthung ging buchstäblich in Erfüllung. Die rufenden Stimmen und die Windlichter waren ganz nahe gekommen, und die beiden Damen fanden kaum Zeit, ihnen

einige Schritte entgegen zu gehen, als man sie auch schon von erschiedenen Seiten wahrgenommen hatte.

„Mein Gott, Margerita“, rief eine der jungen Töchter des Grafen Bandello, „in welche Angst und Aufregung hast du uns versetzt? Was in der Welt treibt dich in den einsamen Garten, während wir dich drinnen beim Souper erwarten? Man könnte beinahe glauben, du habest dir hier mit jemand ein Stelldichein gegeben!“

Die letzten Worte waren nur im Scherz gesprochen; aber sie preßten dem Fräulein einen kleinen Schrei des Entsetzens aus, der glücklicherweise von Keinem gehört oder beachtet wurde. Man hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern; denn jetzt waren auch die Andern näher gekommen und der Graf trat mit einem verschlossenen Papier in der Hand auf Margerita zu.

„Sie haben uns sehr geängstigt, mein liebes Kind,“ sagte er freundlich, „denn wir suchen Sie und Ihre mütterliche Freundin vergeblich im ganzen Hause. Aber wir sehen ja nun Gott sei Dank, daß Sie wohl auf sind und daß unsere Sorge eine überflüssige war. Es ist ein Telegramm von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Klemens für Sie angelangt; aber Sie brauchen nicht zu erschrecken, denn eine Depesche, welche ich gleichzeitig erhielt, hat mich bereits benachrichtigt, daß es nur eine hohe Freudenbotschaft ist, welche Sie da erhalten!“

Die letzten Worte waren allerdings nicht ganz überflüssig gewesen, denn Margerita hatte mit großer Bestürzung nach dem Telegramm gegriffen und trotz der Beruhigung des Grafen zitterte ihre Hand ein wenig, als sie es erbrach. Als

sie es aber hastig überflogen, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus und reichte es der noch immer völlig geknickt dastehenden Teresa, die nun auch ihrerseits in die höchste Aufregung gerieth.

War das Telegramm doch auch in der That ganz darnach angethan, die beiden Damen in Verwirrung zu setzen, denn seine wenigen Worte lauteten:

„Fahre ungesäumt hierher zurück! Dein todtgeglaubter Bruder Ernesto ist wiedergefunden und weilt bei Deiner Mutter, voll Verlangen, Dich zu sehen.

Schloß Miraflore.

Dein Oheim Klemens."

In dieser Nacht wurde im Palast des Grafen Bandello von keinem seiner Bewohner ein Auge geschlossen. Das außerordentliche Ereigniß hielt Alle in Atem und Spannung und wenn nicht die Gräfin ein entscheidendes Machtwort gesprochen hätte, würden ihre Töchter sicherlich nicht mit Bitten nachgelassen haben, bis Margerita ihnen versprochen hätte, sie ohne weiteres am nächsten Morgen mit nach Schloß Miraflore zu nehmen. Davon aber durfte nach dem Willen ihrer Eltern nicht die Rede sein und die Prinzessin mußte ihnen, als sie in früher Morgenstunde des folgenden Tages mit ihrer Gesellschafterin abreiste, nur geloben, ihnen gleich auf das genaueste über den so unverhofft wiedergefundenen Halbbruder zu berichten.

Als der Wagen des Bischofs an dem herrlichen Sorrento vorbei, längst der Küste des neapolitanischen Golfes in der Richtung auf das Schloß Miraflore zurollte, gingen im Herzen Brunos, der sich ja jetzt daran gewöhnen mußte, den Namen Ernesto zu hören, gar wundersame Dinge vor. Obwohl er auf das festeste überzeugt war, diesen gesegneten Fleck der Erde niemals gesehen zu haben, muthete ihn doch alles, was er erblickte, so seltsam bekannt und vertraut an wie etwas, das er einmal im Traume erschaut hätte, und das nun plötzlich zu seiner Verwunderung leibhaftig in die Erscheinung träte. Vor jeder Biegung des Weges wußte er im voraus fast ganz genau, was ihm nun bevorstände, und das seltsame war, daß sich seine Erwartungen beinahe immer erfüllten. Da er nicht ohne Aberglauben war, hielt er sich sehr geneigt, diese unerklärliche Erscheinung für ein ernstliches Vorzeichen zu nehmen und die Zuversicht, mit welcher er den kommenden Ereignissen entgegensah, wurde dadurch nicht wenig erhöht.

Einer solchen Zuversicht aber bedurfte es in der That; denn er konnte nicht wissen, ob es nicht bei weitem der schwerste Theil seiner Aufgabe sei, der ihm noch bevorstand. Würde sich das Herz einer Mutter ebenso leicht täuschen lassen wie das Auge des Priesters, der an ihn geglaubt hatte, sobald

die toten Dokumente seine Legitimität zu bestätigen schienen? Bruno wollte es fast bezweifeln; aber seine Bedenken kamen immer wieder zum Schweigen, sobald er einen Blick auf seinen Genossen warf, der mit der Miene eines Triumphators ihm gegenüber saß und ihm jedesmal, wenn ihre Augen sich begegneten, verständnißvoll zublinzelte. Außerdem fühlte er sich in seiner neuen Rolle bereits so sicher und glaubte in dem Inhalt der bedeutsamen Brieftasche eine so starke Stütze zu besitzen, daß er den Dingen, die da kommen sollten, ganz gelassenen Muthes entgegensah.

Als nun aber auf einer kleinen Anhöhe die schlanken weißen Türmchen des Schlosses über dem dunkelgrünen Laubwerk sichtbar wurden, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag, und ohne Besinnen wendete er sich an den Bischof:

„Eine Stimme in meinem Herzen, mein Oheim, sagt mir, daß jenes Gebäude dort Schloß Miraflore sei, und ich glaube nicht, daß sie mich getäuscht habe.“

„In der That, sie hat dir die Wahrheit berichtet, mein Sohn“, war die Antwort des Prälaten. „In weniger als einer Viertelstunde wirst du deine Mutter in die Arme schließen.“

Die milden Worte klangen dem jungen Mann ganz eigenartig in die Seele. Noch einmal wollte es ihn beschleichen wie Reue über den ungeheuren Betrug, den er unternommen, zugleich aber erfüllte ihn eine Regung bisher ungekannter ahnungsvoller Freude.

Er sollte ja seine Mutter finden! Eine Mutter! Niemals bis zu dieser Stunde hatte er einem lebenden Wesen diesen süßen Namen geben dürfen, niemals hatte er den Kuß einer

Mutter auf seiner Stirn gefühlt, und schon als Knabe hatte er seine Altersgenossen oft glühend um dieses unschätzbare Glück beneidet, dessen sie sich ihm gegenüber erfreuten. Weißberger hatte ihm erzählt, daß sie gestorben sei, bald nachdem sie ihm das Leben gegeben, und er hatte um so weniger Ursache gehabt, an der Richtigkeit dieser Mittheilung zu zweifeln, als er ihm auch ihren Grabhügel auf dem Kirchhof des Städtchens gezeigt hatte. Dieser Grabhügel war eine Zeit lang sein heiligstes Besitzthum und liebste Zufluchtsstätte gewesen. Ihn hatte er aufgesucht, wenn er sich verlassen und einsam fühlte, zu ihm hatte er sich geflüchtet, wenn ihn die anderen Knaben verhöhnt oder mißhandelt hatten, oder wenn irgend etwas sein Herz bedrückte, das er niemanden anvertrauen mochte. Hier hatte er andächtiger gebetet als in der Kirche, zu deren Besuch ihn Weißberger überhaupt sehr wenig angehalten hatte; hier hatte er jederzeit den Trost gefunden, welchen er suchte, und hier hatte er seine besten Vorsätze gefaßt, die freilich nur in den seltensten Fällen die nächste Stunde überdauert hatten. Je mehr aber die bösen und leichtfertigen Neigungen in seinem Herzen die Oberhand gewonnen hatten, desto mehr war ihm das Grab seiner vermeintlichen Mutter in Vergessenheit gekommen, und nur in diesem Augenblick, da er das prächtige, schimmernde Schlößchen am tyrrhenischen Meer von seinen Blicken aufsteigen sah, stand das unscheinbare Erdhäufchen mit seinem schlecht gepflegten Rasenüberzug und seinem spärlichen Blumenschmuck wieder mit voller Deutlichkeit von seiner Seele. —

Aber welch' ein Gegensatz zwischen damals und heute! Als ein armer, viel gehöhnter und mißhandelter Knabe,

den seine Kameraden in ihrer kindlichen Grausamkeit nur zu oft fühlen ließen, wie sehr der Name, den er trug, in der ganzen Stadt verachtet war, hatte er damals bei der toten Mutter Schutz und Trost gesucht, und jetzt fuhr er in einem prächtigen, mit edlen Vollblutrossen bespannten Wagen an der Seite eines stolzen Aristokraten einem paradiesischen Besitzthum zu, auf welchem ihn in fieberhafter Angst eine vornehme Frau, die Trägerin eines der ersten Namen ihres Landes, als ihren Sohn erwartete!

Freilich, der Bischof war ja nicht sein einziger Begleiter — ihm gegenüber saß als sein Freund und Bundesgenosse ein notorischer Verbrecher — ein Mann, dessen Bekanntschaft er in einem Zuchthause gemacht, und von dem er erst vor wenigen Wochen erfahren hatte, daß er der Mitschuldige von Dieben und Mördern sei! Aber gleichviel! Wie auch immer der Weg beschaffen sein mochte, den er bis zu diesem Punkte hatte zurücklegen müssen — ob er auch über das zertretene Glück einer ganzen Familie und eines treuen, hingebenden Mädchenherzens hinweg geführt haben mochte: jetzt, wo er am Ziele stand, wollte er sich durch kein kleinliches Bedenken mehr in dem vollen Genusse jener Lebensfreuden beeinträchtigen lassen, die ihn in unerschöpflicher Fülle erwarteten. Er wollte sich daran gewöhnen, jene fremde Frau, die er seiner Ueberzeugung nach zum ersten Male im Leben erblicken würde, als seine wirkliche Mutter zu betrachten, sie, wenn es sein könnte, zu lieben, und unter allen Umständen die Vorteile festzuhalten, welche ihm ein gutes Glück mit so verschwenderischer Freigebigkeit in den Schoß geworfen hatte.

Von diesen unerschütterlichen Vorsätzen erfüllt und ermu-

thigt sprang er aus dem Wagen, als derselbe vor der Pforte des Parkes von Miraflore hielt. Er war dem Bischof beim Aussteigen behilflich, und Schiele folgte ihnen langsam nach. Sie durchschritten den Park, dessen einzelne nach dem Meere zu abfallende Terrassen durch Marmorstufen mit einander in Verbindung gesetzt wurden und betraten, von zwei reich gallonirten Dienern mit tiefen Verbeugungen empfangen, das Vestibul des Landhauses. Der Bischof fragte nach der Fürstin und hörte, daß sich dieselbe in ihre Gemächer zurückgezogen habe, um dort zu ruhen; doch habe sie den ausdrücklichen Befehl gegeben, sie sofort zu benachrichtigen, sobald seine Durchlaucht zurückgekehrt sei.

Fürst Klemens ersuchte nun Bruno und seinen Freund, in eines der Gemächer einzutreten und dort zu harren, bis er die Fürstin auf die Begegnung mit ihrem wiedergefundenen Sohne genugsam vorbereitet habe. Diese Minuten waren für Bruno vielleicht die peinlichsten in der ganzen Affaire; aber er brauchte sich glücklicherweise nicht zu bemühen, seine Erregung zu unterdrücken, da dieselbe in einer solchen Lage nur zu wohl erklärlich scheinen mußte. Schiele dagegen bewegte sich mit solcher Siegesgewißheit, als wäre jede Möglichkeit eines Mißlingens nunmehr vollständig beseitigt und musterte seine Umgebung mit einer so unverschämten Neugierde, daß Bruno selbst ihn auf das Unpassende seines Beginnens aufmerksam machen mußte. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Ein Diener erschien, um sie zu benachrichtigen, daß sie von der Fürstin erwartet würden, und Bruno hatte die Treppe, welche in die Gemächer der Schloßherrin emporführte, noch nicht ganz erstiegen, als ihm Beatrice, die ihre brennende Ungeduld nicht

länger zu bezähmen vermochte, mit einem lauten Freudenschrei entgegeneilte und ihre Arme um seinen Nacken schlang. Er fühlte es wie einen Glutstrom durch seine Adern rieseln und für einen kurzen Augenblick versagte ihm unter der Wucht dieses bedeutsamen Augenblicks der Athem.

Seine Lippen bewegten sich, um irgend eine angemessene Anrede hervorzubringen, aber seine sonst so schlagfertige Beredsamkeit hatte ihn gänzlich verlassen, und nur die Worte: „Meine Mutter! Meine Mutter!“ kamen ein paar mal unsicher und stammelnd aus seinem Munde. Minutenlang hielt ihn Beatrice so fest in ihrer Umschlingung, als wollte sie ihn nie mehr aus ihren Armen lassen, und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. Dann bog sie den Kopf zurück und heftete ihren Blick so fest auf seine Züge, als könne sie selbst aus dem leisesten Fältchen herauslesen, ob er in Wahrheit der aus dem Reiche der Schatten Wiedererstandene sei. Merkwürdigerweise fühlte sich Bruno fähig, grade diese unvermeidliche Prüfung, vor welcher er vorher die größte Bangigkeit empfunden hatte, jetzt mit voller Unbefangenheit auszuhalten. Er hatte auch der Persönlichkeit der Fürstin gegenüber den nämlichen unverklärlichen Eindruck gehabt als vorhin auf dem Wege nach Schoß Miraflore. Ihre Züge erschienen ihm so bekannt, daß ihm däuchte, er müßte sie aus tausenden herausgefunden haben, und in dem Moment, da er ihre Brust an der seinigen gefühlt hatte, war er wirklich ganz von dem Bewußtsein erfüllt gewesen, seine Mutter in seinen Armen zu halten. Mit voller Sicherheit begegnete darum jetzt sein Blick dem ihrigen, und es erschien ihm wie etwas ganz selbstverständliches, als die ersten Worte, die er aus ihrem Munde vernahm, lauteten:

„O, mein Sohn! Ja, ich erkenne dich und ich hätte dich erkannt auf den ersten Blick. Es ist in jeder Linie das Antlitz deines Vaters! O, mein teurer, mein geliebter Sohn!"

Der Bischof hatte bis dahin der Wiedersehens-Szene als ein stummer Zeuge beigewohnt, und unten am Fuße der Treppe hatten sich neugierig die Diener zusammengedrängt. Als jetzt aber Beatrice unvorsichtig genug war, vor all' diesen Zuhörern ihres ersten Gatten Erwähnung zu thun, umwölkte sich seine Stirn, und er hielt es für angezeigt, sie auf das Unpassende der gewählten Orts aufmerksam zu machen.

„O, was bedeutet das in einem solchen Augenblick!" rief sie in ihrer überströmenden Seligkeit aus, und noch einmal schloß sie ihren Ernesto in die Arme und bedeckte seine Lippen mit ihren Küssen, ehe sie der Mahnung des Bruders gehorchte und sich mit ihm und dem Sohne in ihre Gemächer zurückzog.

Der wackere Schiele hatte es unterdessen für gut befunden, die Zuschauer bei der rührenden Familienszene, welche nicht sonderlich nach seinem Geschmack war, nicht noch um einen völlig überflüssigen zu vermehren und war statt dessen in den Park hinabgegangen, die Vorstellung bei der Fürstin, nach der er wenig Sehnsucht empfand, auf eine gelegenere Zeit verschiebend.

So waren denn die drei nahen Verwandten ganz allein, und nachdem die Fürstin ihren Ernesto neben sich auf den Divan niedergezogen hatte, überschüttete sie ihn mit einer Flut von Fragen, zu deren Beantwortung sie ihm bei ihrer Ungeduld und Herzensfreude kaum die Zeit lassen konnte. Dabei begann sie immer wieder von neuem ihn zu liebkosen und ihrer

grenzenlosen Seligkeit in allen erdenklichen Ausrufungen des Entzückens Ausdruck zu geben, so daß der Bischof Klemens an der Größe ihrer augenblicklichen Freude die Tiefe ihres vorherigen Kummer ermessend, sich einigen nicht angenehmen Mahnungen seines Gewissens nicht entziehen konnte und darum bemüht war, durch verschiedene nachdrückliche Unterbrechungen den ersten leidenschaftlichen Herzensergießungen Beatricens ein Ende zu bereiten.

Bruno — oder, wie er jetzt wohl genannt werden muß — Ernesto — ließ alles wie in einem Traume über sich ergehen. Die Situation, inmitten deren er sich hier befand, erschien ihm in der That nicht mehr wie ein Betrug, sondern wie ein Traum, den man so lange für volle, unbedingte Wirklichkeit nehmen mag, bis das Erwachen mit seinen schmerzlichen Enttäuschungen folgt. Er hätte es nimmer für möglich gehalten, daß er sich so schnell daran gewöhnen könne, eine fremde Frau nicht nur mit den Lippen, sondern auch mit dem Herzen Mutter zu nennen, und daß er sich dabei in die Täuschung einwiegen könne, wirklich die Urheberin seiner Tage vor sich zu sehen. Freilich, etwas älter und ehrwürdiger hatte er sich diese Mutter wohl gedacht. Trotz ihres grauen Haares war ja Beatrice nichts weniger als eine Greisin, und gerade heute, wo ihre schönen, dunklen Augen im Abglanz innerer Glückseligkeit strahlten und wo die Erregung ihre sonst so bleichen Wangen mit einer feinen Röthe überzogen hatte, sah sie schöner und jugendlicher aus als je zuvor.

Es währte lange, ehe sie sich insoweit beruhigt hatte, um ohne tausend Zwischenfragen zuzuhören, als Ernesto auf des Bischofs Wunsch noch einmal im Zusammenhange jene

halb wahrhaftige und halb erlogene Geschichte vortrug, die er jenem bereits im Franziskaner-Kloster zu Siena erzählt hatte. Wo ihn sein Gedächtniß im Stich lassen wollte, oder wo er durch einen Einwurf Beatricens für einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt wurde, half er mit wahren Bruchstücken aus seinem Leben nach, und so gestand er auch auf die plötzlich hingeworfene Frage des Bischofs, die eigentlich als ganz selbstverständlich schon viel früher hätte erfolgen sollen, wie er zu seiner ziemlich gründlichen Kenntniß der italienischen Sprache gekommen sei, ohne Zögern der Wahrheit gemäß ein, daß er sich als Jüngling ein Jahr lang in dienender Stellung in einem Handlungshause zu Mailand aufgehalten habe. Während Fürst Klemens bei dem Gedanken an die tiefe Erniedrigung, welche für einen Prinzen Tomacello in dieser Thatsache lag, wie unter einer schmerzlichen Berührung zusammenzuckte, hatte Beatrice keine andere Erwiderung, als die:

„O, mein Gott, so nahe ist er mir gewesen, und ich hatte keine Ahnung von seinem Dasein — ich mußte mich in ungestilltem Gram verzehren, einem Gram, der um so unerträglicher war, als ich ihn keinem anvertrauen durfte!"

Die letzten Worte trugen ihr wieder einen verweisenden Blick von seiten des Bischofs ein, aber sie war nicht in der Stimmung, sich heute durch seine stummen Mahnungen, die sonst von so großer Bedeutung für sie waren, beirren zu lassen. Ihre Mutterliebe war viel stärker als die Scheu vor seiner Strenge und die Ehrfurcht vor seinem bischöflischen Gewande. In dem wiedergefundenen Sohne erkannte sie Zug für Zug das Ebenbild ihres heißgeliebten, unvergeßlichen Gatten, und es war ihr fast, als ob sie diesen selbst an ihrer Seite sitzen

sähe. Es drängte sich unwiderstehlich, ihm ihr ganzes Herz auszuschütten, und Bischof Klemens sah bald genug ein, daß es unmöglich sein würde, sie daran zu hindern.

So ließ Fürst Klemens denn Mutter und Sohn allein, und erst nach mehreren Stunden fanden sich die Bewohner und Gäste von Schloß Miraflore wieder an der gemeinsamen Mittagstafel zusammen. Auch Schiele empfing jetzt die Danksagungen der Fürstin, aber es war ihr anzumerken, daß sie sich ihm gegenüber nur zur Freundlichkeit zwang. Sein Aeußeres hatte einen mehr als ungünstigen Eindruck auf sie gemacht, und sie empfand etwas wie einen Schauder bei seiner Berührung, als sie ihm beim ersten Gruße für einen Moment ihre Fingerspitzen überließ. Er selbst aber schien diese Wirkung seiner Erscheinung gar nicht zu bemerken oder ihr wenigstens keine Bedeutung beizulegen, denn er ließ sich das vortreffliche Diner auf's beste munden und sprach den einzelnen Gängen desselben mit dem widerwärtigen Gier eines völlig unerzogenen Menschen zu. Als nach aufgehobener Tafel die Fürstin sich mit Ernesto zurückzog, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ihre Meinung über seine sonderbaren Freund und Wohlthäter zu äußern und ihn zu bitten, den Aufenthalt desselben auf Schloß Miraflore nach Möglichkeit abzukürzen, da ihr seine Nähe auf die Dauer gewiß unerträglich werden würde. Ernesto biß sich auf die Lippen, aber er versprach, sein möglichstes zu thun und bat sie nur um Nachsicht für wenige Tage.

Eine bestimmte Zusage vermochte er um so weniger zu machen, als ihm Schiele bis zur Stunde die Bedingungen nicht genannt hatte, welche er ihm zu stellen gesonnen sei. Er war jeder Unterredung über diesen heiklen Gegenstand mit

großer Geschicklichkeit aus dem Wege gegangen, und Ernesto ahnte wohl, daß er in dieser Hinsicht mit ganz besonderen Vorschlägen zutage kommen würde. Immerhin konnte er ja nichts unmögliches von ihm verlangen, und da sich Ernesto überzeugt hielt, daß Schiele selbst in einer Umgebung, die seinen eigenen Neigungen und Gewohnheiten so wenig entsprach, nicht zu Behagen und Ruhe kommen würde, so machte er sich keine besondere Sorge über die Schwierigkeiten seiner baldigen Entfernung.

Ein anderer Gegenstand war es, der ihn vorerst lebhafter beschäftigte. Die Fürstin hatte unausgesetzt von seiner Halbschwester Margerita gesprochen, die zwar bedauerlicherweise grade jetzt in Rom sein müsse, die aber noch heute von dem unerwarteten glücklichen Ereigniß benachrichtigt werden sollte und wohl schon morgen in Miraflore zu erwarten sei. Sie hatte von ihren Tugenden und Vorzügen mit so viel Eifer und Wärme gesprochen, hatte so viel scherzende Andeutungen über ihre Schönheit gemacht, daß Ernesto in der That äußerst begierig sein mußte, sie kennen zu lernen, um sie eher, als er nach ihrer Ankunft hoffen durfte, von den Fragen der Fürstin, die ihn doch zuweilen einige Furcht machten, weniger stark heimgesucht zu werden. Auch Fürst Klemens hatte seiner Nichte mit großer Wärme Erwähnung gethan, und eine Anerkennung aus dem Munde dieses frommen und augenscheinlich sehr sittenstrengen Mannes mußte jedenfalls sehr schwer ins Gewicht fallen. Am liebsten wäre es dem jungen Manne gewesen, wenn man ihn selbst beauftragt hätte, nach Rom zu reisen und seine Stiefschwester von dort abzuholen. Aber Beatrice hätte ihren wiedergefundenen Sohn auch nicht für eine einzige

Stunde ohne dringenden Zwang von ihrer Seite gelassen und da er das gut genug wußte, verzichtete er darauf, seinen Wunsch überhaupt vorzubringen.

Aeußerst fatal mußte es ihm sein, daß sein Oheim schon im Laufe des ersten Tages, als sie für eine kurze Zeit miteinander allein waren, den nämlichen Wunsch aussprach, welchen die Fürstin in Bezug auf Schiele oder Rödler, wie er hier hieß, geäußert hatte.

„Dieser Mann mag wohl ein guter und ehrenwerther Mensch sein,“ sagte er, aber seine Manieren sind wahrlich nicht von der besten Art, und man müßte Bedenken tragen, ihn in eine Gesellschaft unserer Standesgenossen einzuführen. Ich bin bereit, ihm jede Belohnung zukommen zu lassen, nach welcher er Verlangen tragen kann; aber es wäre mir lieb, wenn du ihm bedeuten wolltest, daß sein Aufenthalt in diesem Schlosse nicht von langer Dauer sein darf, daß wir in seinem eigenen Interesse wünschen möchten, er wähle sich eine angemessene Gesellschaft.“

Ernesto war in peinlichster Verlegenheit,, denn auch hier mußte er sich auf die allgemeine Versicherung beschränken, daß er die nämliche Empfindung bereits selbst gehabt, und daß er mit seinem Freunde darüber reden werde. Derselbe sei allerdings, fügte er vorsichtig hinzu, im Punkte der Ehre sehr empfindlich, und sein Oheim dürfe nicht überrascht sein, wenn sein Versuch, ihm das Unzuträgliche seines hiesigen Aufenthalts auf Umwegen klar zu machen, nicht sogleich von Erfolg sein sollte.

Am Abend, als sich Beatrice und Fürst Klemens in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten, fand sich endlich die er-

ehnte Gelegenheit für ihn, unbelauscht und ohne Furcht vor Ueberraschung mit Schiele zu sprechen. Er machte ihm Vorwürfe über sein unpassendes Benehmen und sagte ihm unumwunden, welche Aufträge seine Verwandten ihm gegeben hätten Schiele lachte ihm äußerst gleichmüthig ins Gesicht und blies den Rauch seiner Zigarre gegen den künstlerisch gemalten Plafond des Gemaches.

„Ich werde mich bemühen, den Anforderungen, welche diese vornehme Sippschaft an mein Auftreten stellt, nach Möglichkeit gerecht zu werden. Wenn das aber heißen soll, daß ich in einem fort vor ihnen katzenbuckeln und mich bei ihren Mahlzeiten nicht satt essen soll, so bedaure ich unendlich, ihren Wünschen nicht nachkommen zu können.„

„Du hast also wirklich die Absicht, dich hier noch weiter aufzuhalten, obgleich man dir gesagt hat, daß du lästig bist? Ich möchte dir nicht gern etwas unangenehmes sagen, aber ich muß doch gestehen, daß ich eine solche Hartnäckigkeit ziemlich stark finde.“

„Vortrefflich, mein Bester,“ erwiderte der andere, ohne sich im geringsten aus seiner Ruhe bringen zu lassen. „Du fängst frühzeitig an, hier den Herrn des Hauses zu spielen, und ich bin ganz gewiß der letzte, der etwas dagegen einzuwenden hätte. Aber du wirst gut thun, dich daran zu erinnern. daß ich es bin, dem du diese Herrlichkeit verdankst. Ein Wort von mir, und du bist wieder ein ebenso armseliger Teufel wie ich selbst. Laß dir also nicht in den Sinn kommen, mir Rathschläge zu geben oder gar Befehle zu ertheilen! Ich werde auf diesem Schlosse verweilen, so lange ich es für gut finde, und die üble Laune der Frau Fürstin wird mich ebenso wenig

vertreiben wie die schiefen Gesichter, die mir der geistliche Herr zu schneiden beliebt. Ich habe meine bestimmten Gründe dazu, und wenn es dir beliebt, kannst du ihnen diese Antwort wörtlich ausrichten."

„Ich werde mich hüten," gab Bruno unwirsch zurück, aber ich muß gestehen, daß mir dein Widerstreben ganz unverständlich ist. Du hörst ja, daß man dir eine angemessene Belohnung bietet, und ich selbst werde mich natürlich außerdem erkenntlich zu zeigen wissen. Du kannst dir doch an hundert anderen Orten ein ungleich bequemeres Leben schaffen als grade hier."

„Deine Fürsorge ist wahrhaft rührend, aber ich muß sehr beklagen, keinen Gebrauch von ihr machen zu können. Das, was ihr eine angemessene Belohnung nennt, ist mir ohne Zweifel nichts anderes als ein Bettelgeld. Diesmal will ich denn für den ganzen Rest meines Lebens genug gethan haben, und mein Sinn steht vielleicht nach eben soviel Hunderttausenden, als ihr mir Tausende vor die Füße zu werfen gedenkt! — Nun, du brauchst darüber nicht gleich zu erschrecken, mein Bester, und hast nicht nöthig, eine gar so jämmerliche Miene aufzusetzen. Ich weiß ja im Voraus ganz genau, was du mir erwidern willst! Du verfügst selber nicht über Hunderttausende, meinst du, und weißt nicht, wie du dich in ihren Besitz setzen solltest! Aber das Alles wird sich finden! Du kannst dich darin ganz auf mich verlassen, und wir können auch zuvor noch ein paar mal darüber schlafen, denn gar so eilig ist die Sache nicht, und ich kann es immerhin noch ein Weilchen ansehen, so wenig gewogen mir auch deine lieben Verwandten sind. Also mache dir keine Sorgen, mein guter Junge, rechne

in Bezug auf mein künftiges Benehmen auf meinen besten Willen, laß dir's ums Himmelswillen nicht wieder in den Sinn kommen, mich zum Hause hinauswerfen zu wollen! Und nun genug davon! Ich bin rechtschaffen müde, und die Weine Ihrer Durchlaucht der Fürstin sind nicht ganz leicht! Gute Nacht also, und laß dir angenehme Dinge träumen; denn du weißt ja — was du heute träumen wirst, geht in Erfüllung!"

Aber als der neugebackene Prinz am folgenden Morgen inmitten all' seiner jungen Herrlichkeit mit wüstem Kopf und brennenden Augen erwachte, da hatte er keinen ansehnlicheren Wunsch, als den, daß nichts von alledem in Erfüllung gehen möge, was er in dieser ersten Nacht unter dem Dache von Schloß Miraflore in wirrem Durcheinander geträumt. Der Einzelheiten dieser Träume zwar vermochte er sich nicht mehr zu erinnern, aber die ängstliche Beklemmung, welche sie in ihm erzeugt hatten, lag ihm noch immer schwer auf dem Herzen und als er sich erhob, thaten ihm die schmerzenden Glieder nur mühsam den Dienst. Es war ihm, als habe er eine schwere Krankheit überstanden und er erschrack vor seinem eigenen bleichen Gesicht, das ihm so krankhaft verstört aus dem Spiegel entgegenschaute.

Erst in ziemlich vorgerückter Vormittagsstunde hatte er seine Toilette beendet. Da vernahm er im Hause das Geräusch lebhaft durcheinandertönender Stimmen, und gleich nachher klopfte einer der Diener an seine Thür mit der Meldung, daß ihn die Herrschaften unten erwarteten, da die Prinzessin Margerita aus Rom zurückgekehrt sei.

Er bemühte sich, die Spuren der schlecht verbrachten

Nacht, so gut es angehen wollte, aus seinem Gesicht zu verwischen und leistete der Aufforderung Folge. Aus dem Frühstückssalon vernahm er lebhaftes, heiteres Geplauder. Er hörte die Stimme der Fürstin und diejenige des Bischofs. Dazwischen aber klangen einige Worte, die ihn jäh zusammenzucken ließen und ihn auf die Stufen bannten, die sein Fuß eben betreten hatten. Genau so — mit derselben Betonung, mit demselben melodischen, bestrickend süßen Klange hatte er schon einmal sprechen hören und die wunderbare Stimme hatte sich damals seinem Gedächtniß so fest eingeprägt, daß er sie immer und aus hundert anderen heraus wieder erkennen mußte. Er dachte nicht daran, seinen Weg fortzusetzen, ja, es erfaßte ihn sogar eine Regung, als müsse er zurückfliehen in sein Zimmer und alle Thüren hinter sich verschließen. Aber auch, wenn er diesen wahnwitzigen Vorsatz wirklich hätte ausführen wollen, so wäre es doch jetzt zu spät dazu gewesen; denn die in das Treppenhaus hinausführende Thür wurde von innen geöffnet — die Stimme, deren Klang ihn so mächtig ergriffen hatte, sagte lachend:

„Bruder Ernesto scheint nicht eben große Sehnsucht nach mir zu haben; denn er ist von einer ungalanten Langsamkeit!“ — und die Sprechende — es war Prinzessin Margerita — trat über die Schwelle.

Kaum zwei Schritte von einander entfernt, standen sie sich Auge in Auge gegenüber; Ernesto mit totenbleichem Antlitz, keines Wortes mächtig und die Linke unwillkürlich auf das stürmisch pochende Herz pressend, — während Margerita zwar in der Ueberraschung des ersten Augenblicks ebenfalls verstummte, aber doch in keiner Miene ihres herrlich gebilde-

ten Angesichts die geringste Befangenheit und Bestürzung verrieth.

Der Gedanke, der ihn vorhin durchzuckt, als er sie sprechen hörte, hatte alle volle Bestätigung gefunden. Es war dieselbe blendende hinreißende Schönheit, die auf jener bedeutsamen Soiree bei dem Grafen Holzhausen auf den ersten Blick all' seine Sinne gefangen genommen hatte, obwohl er sie nur wenig länger hatte beobachten können als für den winzigen Zeitraum einer einzigen Minute. Niemand hatte ihm an jenem Abend ihren Namen nennen können, und als er am folgenden Tage dem Grafen Egon ihr Aeußeres beschrieben und ihn gefragt hatte, wer die schöne Italienerin gewesen, da hatte jener gleichmüthig mit den Achseln gezuckt und ihm geantwortet, daß allerdings die Töchter eines Grafen Bandello aus Rom zu der Soiree geladen worden seien, daß er aber bei der Manigfaltigkeit seiner Obliegenheiten nicht einmal bemerkt habe, ob dieselben wirklich erschienen seien. Jedenfalls aber könne die junge Dame nur eine dieser römischen Gräfinnen gewesen sein. Lachend hatte er hinzugefügt, daß er sich alle etwaigen Eroberungslüste wohl vergehen lassen müsse, da Graf Bandello schon im Laufe dieses Tages mit seiner Familie nach Italien zurückgekehrt sei. Damit war zu jener Zeit, in welcher ja auch tausend andere Dinge seine volle Geistesgegenwart in Anspruch nahmen und alle seine Kräfte anspannten, die Angelegenheit abgethan gewesen. Aber der Eindruck, welchen die flüchtige Begegnung auf ihn gemacht, hatte sich als ein völlig unverwischbarer erwiesen, und seine Gedanken waren oft genug zu der schönen Italienerin zurückgekehrt.

Wie aber hätte er ahnen können, daß sie ihm wieder be-

gegnen würde — und gerade jetzt — gerade hier in diesen Hause und — als seine Schwester!

Ihm schwindelte bei diesem Gedanken und es war nicht allein die Furcht, daß sie ihn wiedererkennen könnte, welches ihm alles Blut beklemmend zum Herzen trieb.

Sekundenlang hatte dieser Zustand seiner Erstarrung und ihres stummen Gegenüberstehens gewährt; dann war es Margerita, welche denn Bann zu lösen wußte.

Mit fröhlichem, glockenhellem Auflachen streckte sie ihm beide Hände entgegen und rief:

„Viel tausendmal willkommen, mein schüchterner Bruder! Und dem Himmel sei Dank, daß ich nun einen wirklichen Beschützer gegen die Gefahren dieses Lebens gefunden habe!“

Sie hatte ihn nicht erkannt, und er hätte somit keinen Grund mehr zur Sorge gehabt, aber der beklemmende Druck wich nicht von seiner Brust und in seinen Schläfen pochte noch immer ungestüm das Blut.

Verwirrt stammelte er einige Worte, deren Sinn er selber nicht begriff und nahm ihre weichen, jugendwarmen Hände in die seinigen, die von der Aufregung eiskalt geworden waren. Ihr liebreizendes Antlitz war dem seinigen so nahe, daß er ihren warmen Athem fühlte — leuchtend und doch unergründlich tief strahlten ihm ihre herrlichen Augen entgegen, und es trieb ihn wie mit magischer Gewalt, sie leidenschaftlich wild in seine Arme zu pressen und seine Lippen in flammendem Kusse auf die ihrigen zu drücken. Nichts war ja im Wege das ihn daran hätte hindern können — die eigenthümliche Situation würde alles erklärt und gerechtfertigt haben — und doch hielt ihn eine unerklärliche, heilige Scheu davon zurück.

dieselbe Scheu, die ihn trotz seines Unglaubens verhindert haben würde, irgend eine geweihtes Tempelgerät zu besudeln oder zu zertrümmern.

Er begnügte sich damit, ihre Hände zu küssen und vermied es, ihrer Blicken noch einmal zu begegnen, nachdem sie Seite an Seite in das Frühstückszimmer getreten waren. Aber den ersten unbewachten Augenblick benutzte er, um in den Park hinaus zu eilen, über dem die ganze Pracht des italienischen Himmels mit seiner kristallklaren Luft und seiner tiefen wolkenlosen Bläue lag.

Vor einer marmornen Darstellung des Liebesgottes blieb er stehen, preßte seine fieberhafte Stirn an den kalten Stein des Sockels und murmelte wie in bitterem, verzweiflungsvollem Schmerze vor sich hin:

„Und sie soll meine Schwester sein — meine Schwester? — Nein, nein, nein, es ist unmöglich! — Woher sollte ich die Kraft nehmen, das Uebermenschliche zu ertragen!"

Kapitän Fred Patterson hatte sich kaum genugsam verwundern können über die Ergebung und scheinbare Ruhe, mit welcher sein weiblicher Passagier sich in das unvermeidliche Schicksal gefunden. Ihre stolze Haltung imponierte ihm, der in seinem ganzen Leben nur wenig Gelegenheit gehabt hatte, mit Frauen der guten Gesellschaft in nähere Berührung zu kommen, nicht wenig; und obwohl jene zudringlichen Späße, die er wohl einmal im Beginn der Reise auch ihr gegenüber versucht hatte, eine sehr deutliche, wenn nicht harte Zurückweisung erfahren hatten, schenkte er ihr doch in seiner rauhen und ungelenken Art seine ganze Sympathie. So wenig vertrauenerweckend auch sein Aeußeres, in welchem sich der Ausdruck der Verschmitztheit mit demjenigen der Rohheit paarte, für Helene von vornherein gewesen war, so mußte sie doch aus seinem Benehmen bald die Ueberzeugung gewinnen, daß es ihr gelungen sei, ihm Achtung abzunöthigen, und daß sie nichts von ihm zu fürchten habe. Sie gab daher auch im weiteren Verlauf der Reise das starre Schweigen auf, in welches sie sich anfänglich gehüllt hatte, und wenn sie auch sehr weit davon entfernt war, lange Unterhaltungen mit dem Ka-

pitän der „Alice“ zu führen, so hatte sie doch hin und wieder eine Frage für ihn, deren Beantwortung ihm jedesmal sichtliches Vergnügen bereitete.

Daß sich unter solchen Umständen auch die Matrosen des achtungsvollsten Verhaltens befleißigten, war selbstverständlich, denn Kapitän Patterson führte ein sehr strenges Regiment und würde sichtlich jedes unehrerbietige Wort gegen eine Persönlichkeit, die ausgesprochenermaßen unter seinem besonderen Schutze stand, nachdrücklich und unnachsichtig bestraft haben. So schien sich denn wenigstens diese Ueberfahrt für das unglückliche junge Mädchen weniger qualvoll zu gestalten, als sie es unter den ersten niederschmetternden Eindrücken gefürchtet hatte, und da wirklich angesichts der Unabänderlichkeit ihres Schicksals eine gewisse Ruhe über sie gekommen war, begannen sich auch ihre gesunkenen Kräfte ein wenig zu heben, und die Gefahr einer abermaligen schweren Erkrankung, die anfänglich eine sehr naheliegende gewesen war, trat nun mehr in den Hintergrund.

Am vierten Tage ihrer Reise, als Helene auf dem Verdeck der „Alice“ jenes geschützte und bequeme Plätzchen aufgesucht hatte, das ihr Kapitän Patterson hatte herrichten lassen, trat er an ihre Seite und versuchte mit einiger Befangenheit eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Ein vergnügliches Lächeln ging über sein braunes Gesicht, als Helene, hauptsächlich um ihm ein wenig zu Hilfe zu kommen ragte:

„Wie lange werden wir noch fahren, Herr Kapitän? Ich hätte mir die Reise nach England nicht so lange vor gestellt!“

„Ei, mein Fräulein, Sie werden doch meiner „Alice“ nicht am Ende vorwerfen wollen, daß sie ein träges Frauenzimmer sei? Sie macht ihre Fahrt so schnell wie nur der beste Segler. Mit dem Dampfer wären Sie freilich in ein paar Tagen drüben gewesen; aber wenn uns nicht Wind und Wetter einen Possen spielen, brauchen wir auch nicht mehr wie sechs und einen halben.“

„Sie fürchten doch nicht, daß wir einen Sturm bekommen werden?“

„Fürchten — nein! — Ein rechter Seemann fürchtet sich vor gar nichts — am wenigsten, wenn er so feste Planken unter sich hat, wie es die meiner „Alice“ sind. Sie hat schon manchen hübschen Tanz auf den Wellen mitgemacht und es hat ihr auch nicht so viel geschadet“ — dabei schnippte er mit den Fingern. „Sie hat starke Rippen und es kann ihr nicht so leicht zu arg werden.“

„Es wäre mir doch viel lieber, wenn wir vor einem solchen Tanz bewahrt blieben“, sagte Helene mit einem kleinen Lächeln. „Ich bin nie eine Freundin von Wasserfahrten gewesen, und ein Seesturm erschien mir vollends von jeher als der Inbegriff aller Schrecknisse.“

„Nun, ein Kinderspiel ist's auch eben nicht! Das mögen höchstens die Leute sagen, die daheim hinterm warmen Ofen davon erzählen. Unsereinem aber geht's doch jedesmal von neuem hart an die Nieren; denn es giebt da tausend Möglichkeiten, die selbst das beste Schiff und den tüchtigsten Seemann auf den Grund bringen können! — Aber Sie brauchen sich darum noch nicht zu fürchten, mein liebes Fräulein,“ fügte er in einer Regung von Gutmüthigkeit hinzu, als er

sah, daß Helene ein wenig erblaßte. „Sie haben sich zwar nicht gerade die günstigste Jahreszeit für die Reise gewählt; aber wenn der Wind nicht ganz plötzlich umspringt, haben wir für heute und morgen nichts mehr zu besorgen!“

Er wurde abgerufen und die kurze Unterhaltung war zu Ende.

Kapitän Fred Pattersons Voraussage aber sollte sich sehr schlecht bewahrheiten; denn der Wind sprang in der That ganz plötzlich um, und die steife Brise, die sich in den Nachmittagsstunden aufmachte, fegte viel dunkles, unheimlich drohendes Gewölk zusammen, das sich am Horizont zu ganz ungeheuerlichen schwarzen Wänden auftürmte. Die See fing an, recht hohl zu gehen und die Wellen durchnäßten mit ihrem hoch über das Verdeck spritzenden Schaum die Bemannung des Schiffes ohne Erbarmen. Obwohl von einem eigentlichen Sturm noch gar keine Rede war, wurde die „Alice“ doch recht unmanierlich umhergeworfen, und ein ängstliches, mit den Eigenthümlichkeiten des Meeres wenig vertrautes Gemüth hätte sehr leicht geneigt sein können, schon jetzt an eine wirkliche Gefahr zu glauben.

Kapitän Fred Patterson, der sich augenscheinlich in der ungewohnten Rolle des Beschützers nicht übel gefiel, hielt es darum für seine Pflicht, etwas zur Beruhigung seines einzigen Passagiers beizutragen. Er ging in den Schiffsraum hinunter und klopfte bescheiden an die Thür seiner eigenen Kajüte, die er gleich nach Entfernung der beiden Begleiter Helenens dem jungen Mädchen eingeräumt hatte.

Sie fragte nach seinem Begehr und antwortete ihm auf

seine Bitte, sich nicht zu ängstigen, da keinerlei Gefahr für die „Alice“ vorhanden sei:

„Ich ängstige mich nicht, Herr Kapitän; denn mein Leben steht in Gottes Hand, und ich werde gewiß nicht murren, wenn er beschlossen haben sollte, mich davon zu befreien.

„Ein Wettermädel!“ brummte Fred Patterson, während er langsam die nach dem Verdeck führende Treppe wieder hinaufstieg. „Ich glaube, sie würde sich vor dem Teufel selber nicht fürchten. Weiß der Henker, wie sie in die Gesellschaft dieser Galgenvögel gerathen war, denn daß sie nicht ihresgleichen sei, hätte ich auf den ersten Blick weghaben sollen! — Nun, wahrscheinlich ist es ein Glück für sie, daß die beiden sie im Stich gelassen haben.“

Er hatte nicht viel Zeit, sich weitere Gedanken über diesen Gegenstand zu machen, denn der Wind blies ihm oben doch recht tüchtig um die Ohren, und es galt, die Aufmerksamkeit zusammenzuhalten, um dem heraufziehenden Sturm zu begegnen. Es ächzte und knarrte in dem Takelwerk der „Alice“, und selbst ihre festen Rippen krachten unter dem immer ungestümer werdenden Anprall der Wogen.

Wenn Kapitän Patterson Helenen zugerufen hatte, sich um der heftigen Bewegungen des Schiffes willen nicht zu beunruhigen, so hatte er damit freilich seine feste, innere Ueberzeugung ausgesprochen; denn die einzige Gefahr, welche ihm bei solchem Wetter allenfalls hätte einige Besorgnis abnöthigen können — die Gefahr, daß das Schiff auf eine Sandbank oder eine Klippe getrieben werden könnte — war bei der beträchtlichen Entfernung von der Küste gänzlich ausgeschlossen.

Mochte auch das schlanke Schiff wie eine Nußschale hin- und hergeworfen werden, und mochte sich auch manche gewaltige Sturzsee über das Verdeck ergießen, die „Alice“ hatte in der That schon schlimmeres durchgemacht und noch immer das Vertrauen gerechtfertigt, das der Führer in die ausgezeichnete Festigkeit ihrer Bauart gesetzt.

Doch Kapitän Fred Patterson hatte ein ahnungsvolles Wort gesprochen, als er sagte, daß es tausend Möglichkeiten gäbe, die selbst das beste Schiff und den tüchtigsten Seemann zu grunde richten könnten.

Gegen Mitternacht, als der Sturm eben am heftigsten wüthete, und die Verständigung zwischen den einzelnen Personen der Bemannung durch das Heulen des Windes und durch die tiefe Finsternis beinahe unmöglich gemacht worden war, fühlte Kapitän Patterson seinen Arm plötzlich krampfhaft umklammert, und eine angsterfüllte Stimme rief ihm zu:

„Feuer an Bord, Kapitän! Die Warenballen im Zwischendeck haben sich entzündet und wir beide, der Junge und ich, können's nicht ablöschen!“

„Pest und Hölle!“ fluchte Fred Patterson ingrimmig und offenbar ganz gewaltig erschrocken. „Das hat uns gerade noch gefehlt. Im unteren Schiffsraum stehen zweihundert Ballons mit ätherischen Oelen!“

Ohne Besinnen packte er den Mann, welcher ihm die Meldung erstattet hatte, und welcher zugleich Matrose und Schiffszimmermann war, bei der Hand, und zog ihn mit sich fort. Sie wollten in das Zwischendeck hinunter, aber ein betäubender und beizender Qualm schlug ihnen entgegen, in dem

sie unmöglich auch nur eine einzige Minute zu athmen vermocht hätten.

„Zum Henker — so macht doch, daß ihr mit den Aexten herankommt!“ schrie Patterson mit Stentorstimme, die selbst das Heulen des Sturmes noch übertönte. „Und dann Stangen herbei! Wir müssen versuchen, die brennenden Waren ins Meer zu werfen!“

Es war bei dem Sturmwind und bei den furchtbaren Schwankungen des Schiffes eine schwere Aufgabe, eine Oeffnung in das Verdeck zu hauen; und doch mußte es geschehen wenn man dem erstickenden Qualm einen Abzug nach oben verschaffen und den eigentlichen Herd des Brandes zugänglich machen wollte.

„Vielleicht steigt eine Sturzsee hinein, die uns das Löschen erspart“, meinte Kapitän Patterson. Aber er hatte sich in dieser Hoffnung leider getäuscht. In dem nämlichen Augenblick, in welchem die Luft zu dem Brandherde Zugang erhielt, verwandelte sich die bisherige schwellende Glut, welche einen so widerwärtigen Rauch entwickelt hatte, in eine hoch emporschlagende Flamme, die sich innerhalb weniger Sekunden über die ganze Abtheilung des Zwischendecks verbreitete.

Hier war an ein Löschen garnicht mehr zu denken, und die furchtbare Gefahr, daß sich das Feuer auch dem darunter liegenden Raum mit seinen so leicht entzündlichen Brennstoffen mittheilen könnte, war eine so naheliegende und drohende, daß nicht mehr eine einzige Minute mit unthätigem Zögern verloren werden durfte.

Zum Glück bewahrte Kapitän Patterson seine volle Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, deren es hier um so mehr

bedurfte, als seine zum größten Theil aus ziemlich jungen Seeleuten bestehende Schiffsmannschaft sehr geneigt schien, den Kopf zu verlieren. Er gab den Befehl, die beiden an Bord befindlichen Rettungsboote unverzüglich flott zu machen und schickte, da er selber auf dem Verdeck auch nicht eine einzige Sekunde zu entbehren war, einen seiner Leute in Helenens Kajüte hinunter, um die junge Dame von der Gefahr zu benachrichtigen und sie herauf zu rufen.

Bei allem Unglück war es immerhin noch als ein günstiger Zufall anzusehen, daß der Wind das Feuer zunächst mehr nach oben und nach jener Seite trieb, welche dem Lagerraum der gefährlichen Brennstoffe entgegengesetzt war. Wenn auch die unvermeidliche Katastrophe dadurch nur um ein sehr geringes hinausgeschoben wurde, so blieb doch einige Zeit für Vorkehrungen zur Rettung, und das war in dieser schauerlichen Situation ein geradezu unschätzbarer Gewinn.

Bei klarem Wetter und ruhiger See wäre überhaupt für Leben der auf dem Schiffe befindlichen Personen nur wenig zu fürchten gewesen, denn die Rettungsboote waren in gutem Zustande, und der Kurs, auf welchem sich die „Alice" bewegte, wurde überdies von so vielen Schiffen inngehalten, daß die Schiffbrüchigen unbedingt schon nach kurzer Zeit von einem anderen Fahrzeug bemerkt und aufgenommen werden mußten. Bei dem herrschenden orkanartigen Unwetter aber wurde die Sachlage zu einer mehr als bedenklichen; der gewaltige Seegang mußte es außerordentlich erschweren, die Boote glücklich ins Wasser zu bringen, und bei ihrer leichten Beschaffenheit war überdies die Möglichkeit, daß sie von der ersten größeren Welle überflutet und zum kentern gebracht werden würden,

eine nur zu naheliegende. Er war unter all' den zahlreichen, mehr oder minder abenteuerlichen Erlebnissen in Fred Pattersons Dasein ohne Zweifel bei weitem das gefährlichste und aufregendste, das hier über ihn hereingebrochen war, und zum erstenmale wollte sich eine gewisse Muthlosigkeit seiner bemächtigen.

Aber er that nichtsdestoweniger alles, was er für seine seemännische Schuldigkeit halten mußte, und namentlich, als er sah, wie der in die Kajüte hinabgesandte Matrose, die bleiche, zitternde Helene mehr tragend als führend, wieder auf dem Verdeck erschien, war seine Entschlossenheit, kein Mittel zur Rettung unversucht zu lassen, auf das äußerste gesteigert.

Das größere der beiden Rettungsboote, das naturgemäß noch die meiste Sicherheit bot, war glücklich über Bord gebracht worden und hatte das Wasser erreicht, ohne umzuschlagen, während die Matrosen die Taue festhielten: da hob eine mächtige Woge das leichte Fahrzeug auf ihren Rücken und schleuderte es mit so ungeheurer Wucht gegen die Wandung des Schiffes, das es krachend zerbarst und nun nicht mehr daran zu denken war, es zur Bergung von Menschenleben zu benutzen. Ein Schrei der Wuth und Verzweiflung kam aus dem Munde der Schiffsmannschaft, denn ihre Lage hatte sich dadurch gewaltig verschlimmert. Das gebrechliche Fahrzeug, das ihnen als ihre letzte Hoffnung geblieben war, bot kaum Raum genug für sie alle und war sicherlich überfüllt, wenn keiner zurückbleiben sollte. Das brennende Schiff aber, dessen Vordertheil bereits nahezu vollständig in Flammen stand, mußte binnen kürzester Zeit sinken, so daß zu langer Ueberlegung oder Unterhandlung wahrlich keine Gelegenheit war.

Im Angesicht des beinahe mit Sicherheit bevorstehenden

Verderbens begannen sich auch die Bande der Disziplin bei der Besatzung der „Alice“ zu lockern, die bis dahin noch allen Befehlen des Kapitäns willig und ohne Widerstreben Folge geleistet hatte. Mit der Erkenntniß, daß keine Möglichkeit mehr vorhanden sei, alle zu retten, überkam jeden einzelnen von ihnen die Furcht, gerade ihn könne das Schicksal treffen, zu den dem Untergang geweihten zu gehören, und der Trieb der Selbsterhaltung begann die Neigung zu gehorsamer Pflichterfüllung zu überwiegen.

Zwar wurde dem Befehl des Kapitäns, das zweite Rettungsboot klar zu machen, unverzüglich Folge geleistet, aber als es gelungen war, dasselbe ins Wasser zu bringen, wollte jeder der erste sein, der sich hineindrängte, und das Ringen darum schien zu einem Kampf auf Leben und Tod werden zu sollen. Kapitän Patterson war nun freilich auch in dieser verzweifelten Lage nicht der Mann, jegliches Ansehen bei seinen Leuten zu verlieren, und sie wichen unwillkürlich auseinander, als er mit einem mächtiger Sprunge mitten unter ihnen war und die Streitenden nach rechts und links zur Seite schleuderte.

„Wollt ihr auf der Stelle Vernunft annehmen!“ donnerte er ihnen mit einem urkräftigen Kernfluche zu. „Das wäre eine neue Ordnung, wenn mir auf meinem eigenen Schiffe der Gehorsam aufgekündigt werden sollte. Den ersten, der mir einen Lärm anfängt, werfe ich mit eigener Hand über Bord, und selbst, wenn euch die Haare auf dem Kopfe brennen würden, hättet ihr mir Ordre zu parieren! Merkt euch das!“

Er hatte unterdessen selbst Hand angelegt, und die Macht seiner Persönlichkeit, wie die Gewohnheit des Gehorsams ver-

fehlten selbst auf die von wildester Todesangst Ergriffenen ihre Wirkung nicht ganz. Man ließ es geschehen, daß auf seine Anordnung der Bootsmann zuerst an dem Tau hinunterglitt, welches den wild auf den Wellen tanzenden Kahn mit dem Schiffe verband, und das ihm die beiden ältesten Matrosen folgten. Da diese drei Insassen immerhin einige Herrschaft über das gebrechliche kleine Fahrzeug gewannen, so wurde die Gefahr, daß es gleich dem ersten Rettungsboote an den Schiffswänden zertrümmert werden würde, wesentlich geringer, obgleich es freilich noch immer eine unerhörte Mühe kostete dieser verderblichen Möglichkeit zu begegnen. Als es den unerschrockenen Männern eben wieder gelungen war, dem Schiffe möglichst nahe zu kommen, befahl Patterson den nächststehenden Matrosen, ihm bei der Unterbringung Helenens behilflich zu sein; aber statt aller Antwort machte der junge Mann Miene, selbst in das Boot hinunterzuspringen. Der Kapitän wiederholte seine Aufforderung; aber er erhielt eine rauhe Antwort, und der Mann griff gleichzeitig nach dem Seil.

Das aber war zu viel für Fred Pattersons Langmuth.

„Verwünschter Hund!“ rief er, außer sich vor Wut, und mit einer einzigen raschen Bewegung hatte er den Widerspenstigen gepackt und ihn, noch ehe jener sich genugsam gefaßt hatte, um an seine Verteidigung zu denken, mit Riesenkraft über die niedrige Brüstung des Verdecks ins Meer geschleudert.

Der unglückliche Matrose stieß einen lauten Schrei aus; aber auch seine noch an Bord befindlichen Kameraden sahen dem blitzschnell sich vollziehenden Vorgang nicht unthätig zu. Der Geist der Empörung durchbrach alle bisher noch mühsam

aufrecht erhaltenen Schranken, und mit drohenden Geberden drangen die Männer auf ihren Vorgesetzten ein.

„Hollah, Kapitän — wer hat Euch ein Recht gegeben, ihn zu ermorden!" schrie ihm einer zu. „Laßt das Frauenzimmer zum Teufel gehen! In dem Boote da ist kein Platz für sie!"

„Meinst du Hallunke?" gab Patterson zurück, und in seinen Augen sprühte es auf, wie in denen eines Tigers. „Eine Höflichkeit gegen die andere! Hier hast du deine Antwort!"

Und mit einem fürchterlichen Faustschlag streckte er den Aufsäßigen zu Boden, zugleich mit seinem eigenen Körper verhindernd, daß irgend einer sich des rettenden Seiles zu bemächtigen vermochte. Helene hatte sich an seine Seite geflüchtet, denn die Gesichter der Matrosen hatten einen so wilden und unheimlich drohenden Ausdruck angenommen, daß sie das Aeußerste vor ihnen befürchten mußte. In der That waren die vor dem sicheren Untergange stehenden bis zum letzten entschlossen.

„Werft ihn doch ebenfalls ins Wasser!" schrie einer „Fort mit ihm! Er ist wahnsinnig! Wir brauchen ihm nicht mehr zu gehorchen! brüllte ein anderer.

Dem wüthenden Anprall der weit überlegenen Mehrheit mußte er nothwendig unterliegen, aber er hatte Geistesgegenwart genug, es nicht erst dazu kommen zu lassen.

Er streckte dem Ungehorsamen seinen rasch aus der Tasche gerissenen Revolver entgegen und drohte, den ersten, der noch einen Schritt weiter mache, niederzuschießen. Ein Jungmatrose, der diese Verheißung wohl nicht ganz ernst nehmen mochte,

warf sich ihm dennoch mit hoch geschwungener Faust entgegen. Da krachte ein Schuß, ein gellender Schrei wurde laut, und der Vermessene wälzte sich in seinem Blute auf dem Verdeck.

Außerstande, dieser Greuelszene länger zuzusehen, bedeckte Helene die Augen mit den Händen, aber sie hörte, wie Patterson mit voller Lungenkraft den erschrocken zurückgewichenen zudonnerte:

„Zum Henker, Burschen! Glaubt ihr denn, daß ich spaße? So wie den beiden Rebellen ergeht es jedem, der sich hineinwagt, ehe diese Lady sicher in dem Boot ist! In meinem Revolver stecken noch fünf Kugeln! Uebergenug, um jedem von euch eine davon in den Leib zu jagen! Also richtet euch darnach! Ihr kennt meine Meinung!"

Er schien zu wissen, daß er für die nächsten Augenblicke seiner Leute wieder vollkommen sicher sei, denn er wandte sich zu den Insassen des Bootes und rief ihnen etwas zu, das sie trotz des Heulens und Brausens des Sturmes, trotz des Tobens der See und des Knistern der bereits bis zur Spitze des Hauptmastes hinaufleckenden Flammen verstanden haben mußten, denn sie antworteten ihm ebenfalls mit einem einstimmigen lauten Zuruf, und im nächsten Augenblick sauste aus dem Boot das mit einer Schlinge versehene Ende eines Taues auf das Schiff hinüber. Der Kapitän hatte es geschickt aufgefangen, und ehe Helene wußte, wie ihr geschah und welchen Zweck die ganze Vorkehrung haben sollte, hatte er die Schlinge um ihre Taille befestigt.

Alle diese Vorgänge. von dem Augenblick an, da sie, auf einen Matrosen gestützt, das Verdeck betreten hatte, waren mit solcher Schnelligkeit aufeinandergefolgt, daß Helene kaum zu

vollem Bewußtsein all' der schauerlichen Einzelheiten gekommen war. Wie in einem wüsten, entsetzlichen Traumbilde wirbelte und wogte das alles an ihr vorüber, und das furchtbar schöne Schauspiel, zu welchen sich hier die entfesselten Elemente vereinigt hatten, nöthigte ihr beinahe ebensoviel Bewunderung als Schrecken ab. Erst der Kampf der um ihr Leben ringenden Menschen, die furchtbare Grausamkeit, mit welcher der Kapitän den Meuterern gegenüber sein Ansehen wieder hergestellt hatte und der Anblick des zu ihren Füßen im Todeskampf Zuckenden, erfüllten sie wirklich mit Grauen und Entsetzen, und wären nicht ihre Glieder vollständig gelähmt gewesen, so hätte sie sicherlich einen Sprung ins Meer und einen raschen Tod den Qualen dieser schauerlichen Stunde vorgezogen. Aber sie war an die Stelle, an welcher sie sich befand, wie mit eisernen Ketten festgeschmiedet, und als Patterson sie aufforderte, sich nun ohne Furcht an dem am Schiffe befestigten Seil hinabzulassen, machte sie keine Bewegung, um dieser Aufforderung zu folgen. Doch er hatte nicht Zeit, zu warten, bis sich diese Erstarrung gelöst haben würde, in der sie sich befand und ohne sie erst zu fragen, hob er sie empor und ließ sie an der Außenwand des Schiffes niedergleiten, denen im Boote durch abermaligen Zuruf ein Zeichen gebend. Das junge Mädchen stieß einen schwachen Schrei aus. In der nächsten Sekunde fühlte sie die Wogen über ihrem Haupte zusammenschlagen — dann war ihr Bewußtsein geschwunden.

Eine Wohlthat des Himmels war es gewesen, die ihr die Besinnung genommen und es ihr erspart hatte, Augenzeugin des Fürchterlichen zu sein, das nun geschah. Als sie mit Hilfe des um ihren Leib befestigten Seils von starken

Armen in das schwankende Rettungsboot emporgezogen wurde, ertönte gleichzeitig im Schiffsraum der „Alice" ein fürchterlicher Knall, und ein glühender, lohender Flammenmantel schlug über dem dem Untergang geweihten Schiffe zusammen. Das Feuer hatte den unteren Raum mit seinen explosiblen Waarenvorräthen erreicht, und dieselben waren mit so rapider Geschwindigkeit in Brand gesetzt worden, als hätte ein Blitzstrahl zündend eingeschlagen.

„Herr Gott im Himmel! rief der Bootsmann aus. „Es ist zu spät! Sie sind alle verloren' Vorwärts — das Tau gekappt! Denn wir selber müssen vom Schiffe ab, wenn wir nicht mit ihm zu Grunde gehen wollen!"

Seine Weisung wurde sofort erfüllt, und es war ein Glück für die wenigen Insassen des Bootes daß sie sogleich von einer mächtig heranrollenden Woge weit in die See hinausgeschleudert wurden. Sie bedienten sich der im Boot befindlichen Ruder, so gut es eben gehen wollte, aber die Bestimmung, welche sie damit auf den Lauf des gebrechlichen Fahrzeuges ausüben konnten, war nur sehr gering. Als ein Spielball der empörten Wellen wurde es umhergeschleudert, bald auf der schaumgekrönten Höhe einer Woge schwebend, bald in eine Tiefe gerissen, in welcher sie befürchten mußten, von den nachstürzenden Wasserbergen überflutet und erstickt zu werden. Zwar machten sie verzweifelte Anstrengungen, sich dem brennenden Schiffe so nahe zu halten, als es das Gebot der Selbsterhaltung nur immer zuließ, aber ihr Mühen war umsonst, und die Wellen auf denen ihr Fahrzeug tanzte, entfernten sie immer weiter von der „Alice".

„Es wäre wohl auch vergebens gewesen", meinte der

Bootsmann endlich. „Nach der Explosion waren sie alle verloren! Ich sah es ja, wie die Flammen aus allen Lucken leckten. Da hat wohl keiner mehr die Möglichkeit gehabt, über Bord zu springen! Gott sei ihren armen Seelen gnädig!“

Das war Kapitän Pattersons Leichenrede!

Wie alle Schrecknisse der Welt nur von begrenzter Dauer sind, so ging auch diese entsetzensvolle Sturmnacht zu Ende, und es war den schiffbrüchigen Männern wirklich gelungen, sich in ihrem schwanken Boot erfolgreich gegen Wind und Wellen zu verteidigen. Als im Osten der junge Morgen zu dämmern begann, ging die See zwar noch immer recht ungestüm und hohl, aber die Gewalt des Sturmes war gebrochen, und die zum Tode ermüdeten Männer durften hoffen, der Gefahr für ihr Leben glücklich entronnen zu sein.

Um die Aufmerksamkeit der etwa vorüberfahrenden Schiffe so gut als möglich auf sich zu lenken, richteten sie eines der überflüssigen Ruder im Boote auf und befestigten ein weißes Tuch am Ende desselben. Dann wendeten sie ihre Aufmerksamkeit der geretteten jungen Dame zu, die, bis auf die Haut durchnäßt, auf dem Boden des Fahrzeuges lag. Zwar hatten die Matrosen mitleidig ihre Joppen über sie hingebreitet, aber auch diese Kleidungsstücke waren durchnäßt und konnten darum nur einen sehr unzureichenden Schutz gegen die schneidende nächtliche Kälte gewähren. Helene war noch immer von einer tiefen Ohnmacht befangen, ihre Glieder waren erstarrt und ihre Leidensgefährten hielten sie bereits für todt. Sie klagten untereinander darüber, daß sie kein Mittel besäßen, sich zu er-

wärmen, und keines, den brennenden Durst zu stillen, welcher sie alle peinigte.

Für eine Flasche Branntwein hätte gewiß jeder von ihnen jetzt freudig ein Jahr seines Lebens hingegeben, und mit Schaudern dachten sie an die Möglichkeit, daß noch viele Stunden, ja vielleicht Tag und Nacht vergehen konnten, ehe sie in den Kurs eines Schiffes kamen und von demselben aufgenommen wurden.

Mit desto lauterem Jubel begrüßten die beiden Matrosen die Wahrnehmung des Bootsmannes, dessen scharfes Seemannsauge am fernen Horizont eines jener wohlbekannten Rauchwölkchen entdeckt hatte, das nur aus dem Schornstein eines Dampfers aufsteigen konnte: Ihre gesunkenen Kräfte belebten sich aufs neue: Kälte, Müdigkeit und Durst waren vergessen, und mit einem wahren Feuereifer begannen sie, nach jener Richtung hinzurudern. Aber das Maß ihrer Leiden war noch nicht erfüllt — ihre Anstrengungen blieben vergebens. Sie mußten gegen den Wind arbeiten und konnten infolge dessen durch die hochgehenden Wogen nur sehr langsam vorwärts dringen. Der Dampfer hatte sie nicht wahrgenommen und setzte unbekümmert seinen Kurs fort. Einige Minuten lang zwar glaubten sie, sich ihm zu nähern denn die Rauchwolke wurde deutlicher, und auch die Linien des Schiffsrumpfes meinten sie bereits erkennen zu können; aber ihre Freude war nur von kurzer Dauer und die Enttäuschung, welche ihr folgte, nur von grausamerer Bitterkeit. Der Dampfer begann sich weiter und weiter von ihnen zu entfernen, und ob sie auch ruderten, daß sich ihre Gesichter dunkelrot färbten, es war doch bald nicht mehr daran zu denken, daß sie die mit jeder Se-

kunde größer werdende Entfernung mit ihren schwachen Hilfsmitteln zurücklegen könnten. Der Bootsmann selbst rief ihnen zu, das vergebliche Ringen einzustellen, und eine gewisse stumpfe Muthlosigkeit begann sich ihrer zu bemächtigen.

Da regte sich die am Boden liegende Gestalt des jungen Mädchens, ihre Augen öffneten sich langsam und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. So sehr auch die rauhen Seeleute von ihrem eigenen Schicksal niedergedrückt waren, und so wenig Ritterlichkeit sonst in ihren Gewohnheiten liegen mochte, der stummen und doch so beredten Sprache des Leidens in diesem lieblichen Antlitz gegenüber konnten sie nicht ohne eine Empfindung aufrichtigsten Mitgefühls bleiben. Der Bootsmann beugte sich zu Helenen hinab, fragte sie nach ihrem Befinden und sprach ihr in seiner rauhen Weise Muth ein; aber. als sie die Lippen bewegte um mühsam das Wörtchen „Wasser" hervorzubringen, da war er genöthigt, ihr zu erklären, daß ihm kein Mittel zur Verfügung stände, ihre Leiden zu lindern.

„Vielleicht bekommen wir wenigstens einen tüchtigen Regen," meinte er mit einem schwachen Versuch, sie zu trösten. „Da läßt sich immerhin etwas auffangen, und ich verspreche Ihnen, mein Fräulein, das keiner von uns seine Lippen netzen würde, ehe Sie nicht zufrieden gestellt wären!"

Helene fühlte die ehrliche Theilnahme aus seinen Worten heraus, und wenn sie auch zu schwach war, ihm zu danken, so lächelte sie ihm doch freundlich zu. Und dies milde Lächeln, das ihr blasses, kummervolles Gesicht für einen flüchtigen Moment erhellt hatte, schien eine ganz besonders belebende Wirkung auf den Seemann zu üben. Er forderte die Matrosen auf, sich noch einmal tüchtig in die Ruder zu legen,

und wäre es auch nur, um Kälte und Durst darüber zu vergessen.

„Ein Unglück ist's freilich, daß wir nicht einmal einen Kompaß haben bergen können", meinte er, „denn wir fahren nun vollständig ins Blaue hinein; aber es müßte doch ein ganz besonders unglücklicher Zufall sein, wenn gerade heute nicht ein einziges Schiff mehr unseren Kurs kreuzen sollte."

Und diesmal war seine Mahnung wirklich eine sehr wohl angebrachte gewesen. Nach Verlauf einer halben Stunde wurden sie abermals eines Schiffes ansichtig, das sich ihnen wirklich näherte und auf welchem man ihre Zeichen bemerkt haben mußte, denn dieselben wurden erwidert, und das Schiff wendete sich ihnen zu. Nach einer weiteren halben Stunde vermochten sie ihr Boot an die Seite desselben anzulegen. Eine Schiffstreppe wurde niedergelassen, und die Geretteten, von denen namentlich Helene kaum einer Bewegung fähig war, wurden, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, völlig in Sicherheit gebracht.

Sie befanden sich auf einem französischen Dampfer, dessen Kapitän sie mit großer Menschenfreundlichkeit aufnahm und behandelte. Man versah sie mit trockenen Kleidern, erquickte sie mit Speise und Trank und räumte den Seeleuten einige Hängematten im Zwischendeck ein, während Helene in einer leerstehenden Passagierkajüte ein Lager erhielt und von dem Schiffsarzt sogleich in eine Behandlung genommen wurde, deren ihre heftig erschütterte Konstitution auf dringendste bedurfte.

Als der Dampfer dann seinen Kurs fortsetzte, trieben ihm eine Anzahl verkohlter Balken und halbverbrannter Schiffs-

trümmer entgegen. Es waren die letzten Ueberbleibsel der schlanken „Alice“, die noch vor wenigen Stunden so schmuck und stattlich über die Wellen des Ozeans geglitten war. Von denen aber, die mit ihr untergegangen waren, fand sich keine Spur!

Die „Flamboyante“ war ebenfalls nach England bestimmt und hatte eine ziemlich erhebliche Anzahl von Passagieren an Bord. Die Schiffbrüchigen erregten natürlich das lebhafteste Interesse derselben, und die Matrosen, deren kräftige Naturen schon nach wenigen Stunden eines tiefen Schlafes die Folgen der Katastrophe überwunden hatten, durften nicht müde werden, alle Einzelheiten des schrecklichen Ereignisses immer wieder von neuem zu erzählen. Große Theilnahme fand namentlich das Schicksal der jungen Dame, deren Gesundheitszustand wenigstens in der ersten Zeit nach den Versicherungen des Schiffsarztes zu ernsten Besorgnissen Veranlassung gab. Namentlich eine ältere Dame, die sich mit ihrem Gatten und ihrer fünfzehnjährigen Tochter an Bord befand, äußerte sogleich den lebhaften Wunsch, der Bedauernswerthen nach Möglichkeit nützlich und behilflich zu sein, und sie erhielt denn auch noch am nämlichen Abend von dem Arzt die Erlaubniß, die Kranke zu besuchen.

Helene war wieder bei voller Besinnung, und das Fieber, von dessen Ausbruch am meisten zu befürchten gewesen war hatte sich glücklicherweise nur sehr schwach bemerklich gemacht, wenn auch die Hinfälligkeit ihres Körpers eine sehr große war. Sie war imstande, der freundlichen Dame, die sich

ihr als eine Madame Thibaudin aus Marseille vorstellte mit leiser Stimme auf alle ihre Fragen und theilnehmenden Erkundigungen eine klare Antwort zu geben. Die gewählte Art, in welcher sie sich in der ihr ungewohnten Sprache ausdrückte, und die sanfte Ergebung, welche aus ihren Worten klang, mußten die würdige Frau noch mehr für sie einnehmen, als es schon durch ihr trauriges Geschick geschehen war, und da ihr Helene wiederholt versicherte, daß das Sprechen nichts Angreifendes für sie habe, wendete sich die Unterhaltung bald von den furchtbaren Ereignissen der letzten Stunden ab und den Verhältnissen des jungen Mädchens im allgemeinen zu. Madame Thibaudin fragte nach dem eigentlichen Ziel von Helenens Reise und ob sie etwa in England von Angehörigen oder Bekannten erwartet würde. Die arme Verlassene verneinte mit einem tiefen Seufzer, und ihre traurigen Züge sprachen noch beredter als diese Vereinigung. Die theilnehmende Frau erkannte wohl, daß sie hier eine doppelt Unglückliche vor sich habe, und in ihrer mildernsten Weise drang sie nun weiter in Helenen, ihr ihr ganzes Vertrauen zu schenken, da sie gern bereit sei, ihr zu dienen, soweit sie nur immer vermöchte. Das junge Mädchen fühlte sich aufs lebhafteste zu der freundlichen Dame hingezogen, aber sie konnte ihr freilich nicht alles anvertrauen, was während der letzten Monate und Tage an schweren Leiden über sie hereingebrochen war. Sie beschränkte sich deshalb darauf, ihr mitzutheilen, daß sie bisher in Deutschland ihren Unterhalt als Lehrerin gewonnen habe, daß sie aber, nachdem sie infolge einer schweren Erkrankung ihre Schülerinnen eingebüßt und nachdem ihr andere persönliche Erlebnisse trauriger Art den Aufenthalt

in ihrem Vaterlande verleidet hätten, zu dem Entschluß gekommen sei, sich in das Ausland zu begeben. Ein kleines ererbtes Vermögen hätte ihr über die unvermeidlichen Schwierigkeiten der ersten Zeit hinweghelfen sollen, aber es sei ihr nun bei dem Untergange der „Alice" verloren gegangen, so daß sie in diesem Augenblick in der That ohne alle Mittel sei. Die ganze Art, in welcher sie diese einfache Geschichte vorgetragen, überzeugte Madame Thibaudin, daß sie nur die volle Wahrheit gesprochen, und zugleich, daß es nicht in ihrer Absicht gelegen haben könnte, dadurch irgend eine demüthigende Unterstützung zu verlangen. Sie dachte denn auch nicht daran, ihr eine solche anzubieten, aber ihr Gesicht wurde sehr nachdenklich, und nach einer kleinen Weile kam sie mit einem Vorschlage heraus, dessen Großmuth freilich im ersten Augenblick für Helene etwas völlig Niederdrückendes hatte.

„Mein Gatte hat vor kurzem aus Gesundheitsrücksichten das Amt, welches er in Marseille inne gehabt, niederlegen müssen", sagte sie, „und wir sind im Begriff, in England meine schwer erkrankte Mutter aufzusuchen, um uns dann für eine längere Zeit nach dem Süden zu begeben. Wir hatten die Absicht, in London eine tüchtige Erzieherin zu gewinnen, welche meiner Hortense eine Gesellschafterin und ältere Freundin sein könnte. Wenn Sie nun Neigung haben, uns in dieser Eigenschaft zu begleiten, so glaube ich Ihnen versprechen zu können, daß mein Gatte, der mir in diesen Dingen vollständig freie Hand läßt, Sie sehr gern willkommen heißen wird."

Das edelherzige Anerbieten war so überraschend, daß

Helene in der ersten Verwirrung keine Antwort fand. Aber Madame Thibaudin kam ihr zu Hilfe und sagte freundlich:

„Ich verlange natürlich nicht von Ihnen, daß Sie sich auf der Stelle entscheiden sollen. Sie müssen wohl vor allem mein Töchterchen selbst kennen lernen, und wenn es Ihr Befinden gestattet, werde ich Ihnen dasselbe morgen früh zuführen. Auch sollen Sie in London, wo Sie sich ja vor allem vollständig erholen müssen, Gelegenheit haben, sich mit uns genauer bekannt zu machen, und es wird Ihnen jederzeit frei stehen, von unserem Uebereinkommen zurückzutreten.“

Es war selbstverständlich, daß Helene mit Worten des wärmsten Dankes auf diesen Vorschlag einging, und da sich jetzt, trotz ihrer gegentheiligen Erklärung, die Zeichen der Abspannung in ihrem Antlitz sehr deutlich bemerkbar machten, so erhob sich Madame Thibaudin, um sich für heute von der Kranken zu verabschieden. Die unerwartete Theilnahme und Freundschaft aber, welche diese nach all' dem Traurigen der letzten Zeit hier gefunden, war doch von nicht geringem Einfluß auf die Besserung ihres Befindens. Sie verbrachte die Nacht in ruhigem und erquickendem Schlummer, und als sie am nächsten Morgen erwachte, fühlte sie sich so weit gekräftigt, daß sie sich von ihrem Lager erheben und ohne fremde Hilfe ankleiden konnte. Der Arzt fand sie zu seiner Ueberraschung im fertigen Anzuge vor, und er überzeugte sich bald, daß die Gefahr in der That glücklich vorübergegangen sei.

Mit begreiflicher Spannung erwartete sie den Besuch der Madame Thibaudin, und auch diese war freudig erstaunt, als ihr die unter so seltsamen Umständen gewonnene Gesell=

schafterin bei ihrem Eintritt in die Kajüte selbst entgegen kam. Sie nöthigte sie indessen, sich sofort wieder niederzusetzen und stellte ihr dann ihre Tochter Hortense vor, die etwas zaghaft und schüchtern hinter der Mutter hereingeschlüpft war. Es war ein auf der Grenze des Kindesalters stehendes, zart und schlank gebautes, junges Mädchen, mit einem hübschen offenen Gesicht und großen, halb scheu und halb übermüthig in die Welt blickenden Augen, welche die neue Freundin mit unverhohlener Neugierde musterten. Als Helene einige freundliche Worte an sie richtete, gab sie anfänglich nur einsilbige und kleinlaute Antworten, und ihre Mutter fügte, gleichsam zur Erklärung dieses schüchternen Benehmens, hinzu:

„Meine Tochter ist an ein sehr einfaches und zurückgezogenes Leben gewöhnt, denn die Stellung meines Gatten und die traurige Bestimmung des Hauses, in welchem er gezwungen war, mit seiner Familie zu wohnen, nöthigte uns zu großer Abgeschlossenheit und hielt uns von aller Geselligkeit fern. Er war nämlich — und Sie brauchen darüber nicht zu erschrecken, mein liebes Kind — der Direktor des Zuchthauses in Marseille, und Sie können sich wohl denken, daß diese unerfreuliche Umgebung nicht ohne Wirkung auf meine Hortense bleiben konnte, so sorgsam wir sie auch selbstverständlich vor jeder Berührung mit den Sträflingen hüteten.

Bei der Erwähnung des Zuchthauses hatte Helene einen leisen Schauer gefühlt, und ein gewisses Unbehagen mußte sich wohl auch in ihren Mienen ausprägen, denn Madame Thibaudin fügte mit einem feinen Lächeln hinzu:

„Sie werden sich meinen Gatten nun wohl als einen entsetzlichen, rauhen, bärbeißigen Mann vorstellen und werden

gewiß Bedenken tragen, meinen Vorschlag jetzt noch anzunehmen. Aber ich hoffe, Sie werden einigermaßen angenehm enttäuscht werden, denn Thibaudin ist nicht schlimmer, als irgend ein anderer, und seine edle Natur hat ihn vor jener Verbitterung und Menschenverachtung bewahrt, die sich freilich in einer Stellung, wie es die seinige war, nur zu leicht einfinden mögen."

Helene schämte sich dann auch vor sich selbst des unzeitigen Mißtrauens und beeilte sich, der liebenswürdigen Dame zu versichern, daß sie sehr weit davon entfernt sei, ihr großmüthiges Anerbieten um einer so nichtigen Ursache willen abzulehnen, und sie verdoppelte ihr Bemühen, sich das Zutrauen der schüchternen Hortense zu erwerben. Das war denn auch keineswegs so schwer, als es im Anfang hatte erscheinen wollen, und Madame Thibaudin sah mit Vergnügen, daß ihr Töchterchen schon nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit seine zaghafte Zurückhaltung aufgab und sich in ein lustiges, zutrauliches Plaudern mit der neuen Gesellschafterin vertiefte. Helene hatte sogleich erkannt, wie dieses unberührte jugendliche Gemüth behandelt werden müsse, und sie hatte rasch die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Aufgabe hier eine ebenso leichte als angenehme und erfreuliche sein würde. Als endlich Madame Thibaudin ihre Tochter fortschickte, konnte sie ihr mit gutem Gewissen die Zusicherung geben, daß sie bereits die herzlichste Zuneigung für Hortense empfände, und daß es ihr von der damit gebotenen Versorgung ganz abgesehen, eine wahre Herzensfreude sein würde, beständig an der Seite dieses lieblichen und knospenhaften Wesens zu weilen. Nur als die liebenswürdige Dame von den pekuniären Bedingungen ihrer

Stellung sprechen wollte, wehrte sie mit freundlicher Entschiedenheit ab, um zu versichern, daß ihr dieselben durchaus gleichgiltig seien, und daß sie es als eine dankenswerthe Wohlthat empfinden würde, wenn ihrer vorläufig nicht weiter Erwähnung geschähe.

„Ganz wie Sie wünschen, mein liebes Fräulein," sagte Madame Thibaudin; ich zweifle ja auch nicht, daß wir darüber jederzeit leicht eine Einigung erzielen werden. Lieb wäre es mir nun doch, wenn Sie sich auch mit meinem Gatten bekannt machen wollten. Es ist ja immerhin nicht unmöglich, daß Sie ihn doch etwas weniger günstig beurtheilen würden, als ich, die ihn trotz der langen Dauer unsere Ehe vielleicht noch immer mit gar zu verliebten Augen ansieht."

Helene wollte zwar beschämt dagegen protestieren, aber es blieb ihr keine Zeit dazu, denn ein Klopfen an die Kajütenthür störte ihre Unterhaltung, und gleich darauf schob sich der Kopf eines alten Herrn durch die halbgeöffnete Thür, und eine sehr jovial klingende Stimme fragte, ob es erlaubt sei, einzutreten.

Wie wenig entsprach dieser Zuchthausdirektor der Vorstellung, welche Helene sich selbst bei dem größten Wohlwollen von ihm hätte machen können! Mit ritterlicher Zuvorkommenheit trat er auf sie zu, bot ihr seine Hand und beglückwünschte sie in herzlichen Worten zu ihrer wunderbaren Rettung und zu ihrer schnellen Wiederherstellung. Ein gewinnendes Lächeln lag auf seinem milden, wohlwollenden Gesicht und in seinem ganzen Benehmen sprach sich so viel wahre Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte aus, daß Helene sehr

wohl begriff, warum seine Gattin mit so inniger Wärme und Liebe von ihm sprechen konnte.

„Mir scheint, als wenn wir selbst die meiste Ursache hätten, uns zu Ihrer Stellung zu gratulieren," sagte er, „denn meine Hortense, die sonst nicht eben sehr geneigt ist, sich ohne weiteres an Fremde anzuschließen, fließt bereits so von Begeisterung und Schwärmerei für Sie über, daß es ihr sicherlich das schwerste Herzeleid bereiten würde, wenn Sie noch jetzt die Grausamkeit haben könnten, sich wieder von uns zu trennen."

Davon war denn nun auch freilich nicht mehr die Rede, und Helene pries sich im Grunde ihres Herzens überglücklich, diese liebenswerthen und trefflichen Menschen gefunden zu haben, in deren Mitte sie am ehesten hoffen durfte, ihre verlorene Ruhe und den Frieden ihrer Seele zurückzugewinnen.

Noch an diesem Abend sollte die „Flamboyante" das Ziel ihrer Reise erreichen, und da sich das Wetter inzwischen wieder völlig aufgeklärt hatte, so begaben sich in den Nachmittagsstunden bereits sämmtliche Passagiere auf das Verdeck, um das Schauspiel der Landung zu genießen. Auf den Rath des Arztes, welcher die frische Seeluft als sehr zuträglich für seine so rasch genesende Patientin hielt, war auch Helene diesem Beispiele gefolgt, und sie saß nun zwischen Madame Thibaudin und Hortense in einem sehr bequemen Stuhl an der geschütztesten Stelle des Mitteldecks.

Wenige Schritte von ihnen entfernt stand Herr Thibaudin inmitten einer Gruppe von Herren, die sichtlich mit großem Interesse den Erzählungen des ehemaligen Zuchthausdirektors lauschten. Sie sprachen so laut, daß den Damen

kein Wort ihrer Unterhaltung entgehen konnte, und daß Helene alles hören mußte, ohne daß sie die Absicht gehabt hätte, zu lauschen.

Einer der Herren hatte die Behauptung aufgeworfen, daß im großen und ganzen die Einrichtungen unserer modernen Gefängnisse viel zu human seien, und wirklich abschreckend auf die Verbrecher zu wirken, und daß ohne Zweifel eine große Anzahl von Strafthaten nur begangen würde, weil für ihre Urheber die Gefängnißstrafe nichts Entsetzliches habe und sie dort im Gegentheil zumeist viel besser untergebracht und verpflegt seien, als außerhalb desselben.

Auf diese Behauptung hin aber schüttelte Herr Thibaudin sehr ernst den Kopf und sagte:

„Sie würden von der Unrichtigkeit dieser Anschauung sicherlich überzeugt sein, mein Herr, wenn Sie Gelegenheit gehabt hätten, zu sehen, mit wie todesmuthiger Tollkühnheit selbst Gefangene, die nur eine verhältnißmäßig kurze Strafe zu verbüßen haben, oft ihr Leben aufs Spiel setzen, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Ich könnte Ihnen dafür die wunderbarsten Beispiele anführen, denn ich habe bei solchen Gelegenheiten oft Proben von einem Muthe und einer Erfindungsgabe der Sträflinge gehabt, die mich trotz all' meiner Erfahrungen immer wieder von neuem in Staunen setzte. Den eklatantesten derartigen Fall erlebte ich vor wenigen Jahren an zwei Gefangenen deutscher Nationalität, und wenn es Sie nicht langweilt, mir zuzuhören —“

Natürlich protestierten die anderen eifrigst gegen diese Vermuthung, und Herr Thibaudin erzählte:

„Die beiden Gefangenen waren beinahe gleichzeitig in das

Zuchthaus eingeliefert worden — der eine, ein sehr junger Mann, wegen einer langen Reihe raffinierter Unterschlagungen und Fälschungen, deren er sich als Buchhalter eines Geschäftshauses schuldig gemacht, der andere, ein oft bestraftes Individuum und ein im vollsten Sinne des Wortes hartgesottener Verbrecher, wegen der Anstiftung zu einem Raubmorde. Bei dem ersteren lautete das richterliche Urtheil nur auf eine Freiheitsstrafe von vier Jahren, während der letztgenannte den Rest seines Lebens im Zuchthause zubringen sollte. Die Namen der beiden sind mir im Augenblick nicht gegenwärtig und haben für unsere Erzählung ja auch keine Bedeutung; aber ich muß offen gestehen, daß ich mit dem jungen Manne, der äußerst zerknirscht und niedergeschlagen in mein Bureau geführt wurde, das herzlichste Mitleid hatte. Er sah gar nicht wie ein Verbrecher aus und machte dabei den Eindruck bester Herkunft und sorgfältigster Erziehung, so daß ich ihn für das Opfer irgend einer Verführung hielt und mir vornahm, ihm seine schwere Buße durch eine möglichst milde Behandlung zu erleichtern. Auch hielt ich es für meine Pflicht, ihn vor jener vollen sittlichen Verderbniß zu bewahren, die beinahe unausbleiblich ist, wenn ein Sträfling in einem der gemeinsamen Arbeits- und Schlafsäle untergebracht wird. Hier läßt sich selbst bei der äußersten Aufmerksamkeit der heimliche Verkehr der Gefangenen untereinander nicht verhindern, und es ist eine traurige Erfahrung, daß die moralische Verderbniß des einzelnen dabei nur zu rasche Fortschritte macht. So wies ich ihm denn eine jener Isolierzellen an, in der ihm jegliche, auch die geringfügigste Verbindung mit seinen Mitgefangenen abgeschnitten war, oder, wie ich wohl sagen muß, abgeschnitten sein sollte. Nicht einmal des Gefängniß-

wärters, der ihn beaufsichtigte und für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, wurde er ansichtig, denn durch eine in der Thür angebrachte Klappe reichte ihm dieser an jedem Morgen zunächst die Geräthschaften zur Reinigung seiner Zelle und dann seine Suppe und sein Brod.

Selbst bei den einstündigen Spaziergängen, die für die Gefangenen alltäglich vorgeschrieben waren, und bei dem Kirchgange den sie an jedem Sonntag unternahmen, war das System der vollständigen Isolierung aufs strengste durchgeführt, und die Möglichkeit, sich untereinander durch Zeichen oder gar durch Worte zu verständigen, war unserer Meinung nach gänzlich ausgeschlossen. Ich will gern zugestehen, daß in diesem strengen Absperrungsverfahren eine gewisse Härte und Grausamkeit zu liegen scheint, und daß die gezwungene Einsamkeit stets von niederdrückendster Wirkung auf die Gemütsstimmung der Sträflinge ist; aber es geschieht doch schließlich nur zu ihrem Besten, und ich vermag darin noch immer das einzige Mittel zu erblicken, die Strafe zugleich zu einem Mittel der Besserung für sie zu machen. Bei Individuen, die zu längeren oder gar zu lebenslänglichen Zuchthausstrafen verurtheilt waren, pflegte ich die Isolierhaft nur dann in Anwendung zu bringen, wenn ich von ihnen einen besonders verderblichen Einfluß auf ihre Mitgefangenen erwartete, oder sie für ein widersetzliches, brutales Benehmen empfindlich strafen wollte. Beide Ursachen wirkten zusammen, um mich zur Verhängung dieser Maßregel über den wegen Anstiftung zum Raubmorde Verurtheilten zu bestimmen, und ein Zufall wollte es, daß seine Zelle derjenigen des vorerwähnten jungen Mannes gerade benachbart war. Da man früher die Erfahrung gemacht hat, daß sich Gefangene

in solchen Fällen durch Klopfen an den Wänden Zeichen zu geben pflegen, so hatte man beim Bau des Marseiller Zuchthauses die einzelnen Zwischenwände aus sehr festem und dickem Mauerwerk aufgeführt, und jedem Beamten des Hauses wäre der bloße Gedanke an einen Verkehr zweier Nachbarn durch die Wand hindurch als eine Thorheit erschienen. Trotzdem sollten wir bald zu unserem Schaden erfahren, daß wir die Geschicklichkeit und Ausdauer mancher Verbrecher erheblich unterschätzt hatten, und daß es unter ihnen Subjekte giebt, für die keine Schwierigkeit zu groß oder gar unüberwindlich ist. Obwohl jeder schon bei seiner Einführung in das Zuchthaus aufs genaueste untersucht wird, und obwohl diese Visitationen öfter in unerwarteter Weise wiederholt werden, mußte es doch dem älteren meiner beiden Sträflinge — ich will ihn alter Gewohnheit nach mit der Nummer seiner Zelle — also mit Nummer 24 bezeichnen — auf eine mir noch heutigen Tages ganz unerklärliche Weise gelungen sein, irgend ein kleines, scharfes und dauerhaftes Instrument an seinem Körper zu verbergen, mit dessen Hilfe er daran ging, an einer sehr geschickt gewählten Stelle, die sich dem Wärter bei seinem Blick durch die Klappe in der Thür nothwendig entziehen mußte, eine winzige Oeffnung in der Verbindungswand der beiden Zellen zu bohren. Ob durch Zufall oder mit Hilfe irgend welcher Berechnung, muß ich dahin gestellt sein lassen — genug, er hatte gerade eine Mörtelfuge zwischen zwei Steinen getroffen und dadurch wesentlich leichteres Spiel gewonnen, als wenn er auf den Stein selbst gestoßen wäre, der seinen Bemühungen doch wohl energischer widerstanden hätte. Da er sich bei seiner Arbeit Zeit genug lassen konnte und offenbar nur diejenigen Minuten dazu benutzte,

in denen er ganz sicher sein konnte, daß der Gefängniswärter, anderweitig in Anspruch genommen sei und keine Ueberraschung zu befürchten war, so brachte er es wirklich dahin, eine winzige Oeffnung herzustellen, die klein genug war, daß er sie mit etwas gekautem Brod verkleben und dadurch in Farbe und Aussehen der umgebenden Wand gleichmachen konnte, und doch wieder ausreichend, um ihm als ein bequemes Sprachrohr für die Unterhaltung mit Nummer Fünfundzwanzig – seinem Nachbar — zu dienen. Monatelang muß diese Verbindung bestanden haben, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, und erst ein tollkühner Fluchtversuch des jungen Mannes, der noch im Moment des scheinbaren Gelingens durch die Wachsamkeit eines unten aufgestellten Postens verhindert werden konnte, führte die Entdeckung herbei. Höchstwahrscheinlich war Nummer Vierundzwanzig nach Erwägung aller Eventualitäten und nach möglichst eingehender Rekognoszierung des Terrains zu der Ueberzeugung gekommen, daß er selbst bei der Natur der ganzen Oertlichkeit an einen erfolgreichen Fluchtversuch ohne eine wirksame Hilfe von außen her nicht denken könne.

Das mit starken Eisenstangen vergitterte Fenster seiner im dritten Stock befindlichen Zelle lag nämlich so hoch über dem gepflasterten Boden des Zuchthaushofes, daß es zum Niederlassen eines sehr langen und festen Seiles bedurft hätte. und daß ein Durchfeilen der Eisenstäbe, selbst wenn es unbemerkt bewerkstelligt werden konnte, ganz nutzlos für ihn gewesen wäre, Zwar helfen sich in solchen Fällen die Geschickteren unter den freiheitsdurstigen Gefangenen in der Regel damit, daß sie sich aus ihrem in Streifen gerissenen Hemd, dem Handtuch und allenfalls auch aus dem Ueberzug ihrer Matratze eine Art von

Seil anfertigen, dem sie sich denn auf eine geringe Höhe auch vielleicht ganz wohl anvertrauen können. Daran war aber hier nicht zu denken. Auch wenn ein derartiges improvisiertes Tau die Last eines Körpers wirklich getragen hätte, mußte sich mein Gefangener sagen, daß er mit demselben niemals die Erde erreichen würde. Das Fenster lag eben so hoch, und er hätte kaum anders als mit zerschmetterten Gliedern auf dem Pflaster des Hofes anlangen können. Bei Nummer Fünfundzwanzig aber lagen die Verhältnisse für eine Flucht erheblich günstiger, wenn auch hier schon die äußerste Todesverachtung zur Ausführung des tollkühnen Planes nothwendig war. In ganz geringer Entfernung von seinem Fenster nämlich und von demselben sehr wohl zu erreichen, lief eine blecherne Regenrinne vom Dach des Hauses längs der Mauer in vertikaler Richtung bis zum Erdboden nieder, und ihr Verfertiger — der wohl an eine solche Benutzung seines Erzeugnisses nicht gedacht — hatte die nicht geringe Ungeschicklichkeit begangen, einen Abstand von mehreren Zollen zwischen der Mauer und der Rinne zu lassen. Für einen halbwegs gewandten und entschlossenen Mann war es darum ein Leichtes, sich an dieser Rinne niedergleiten zu lassen, vorausgesetzt, daß es ihm einmal gelungen war, die Gosse zu fassen. Um seinen Gefährten, von dem er wohl später ebenfalls irgend einen Beistand erwarten mochte, dieses Wagestück zu ermöglichen, hatte Nummer Vierundzwanzig sein Instrument, jedenfalls war es eine kleine Feile oder Säge von besonders ausgezeichnetem Stahl, durch die Oeffnung in der Verbindungswand geschoben, und mit ihrer Hilfe hatte jener denn auch wirklich nächtlicherweile mehrere Stangen soweit zu lockern vermocht, daß es nur noch einer Arbeit von wenigen

Stunden bedurfte, um sie vollends zu beseitigen und den gefährlichen Weg in die Tiefe frei zu machen. Vorsorglicherweise wählte er sich eine sehr dunkle und stürmische Herbstnacht zur Ausführung seines Vorhabens, eine Nacht, in welcher ihm nicht nur tiefe Finsterniß, sondern auch das laute Niederprasseln des Regens und das Heulen und Pfeifen des Windes als mächtige Bundesgenossen zu Hilfe kamen. Ungehindert konnte er die Eisenstangen losbrechen, und obwohl eine von ihnen in den Hof hinabgestürzt war, hatte doch niemand von dem Vorhaben des Gefangenen etwas bemerkt und er war im stande, durch die entstandene Öffnung sich herauszuzwängen und die Regenrinne mit den ausgestreckten Händen zu erreichen. Sein Beginnen war ein außerordentlich gefährliches, und es bedurfte einer sehr großen Entschlossenheit, Gewandtheit und Körperkraft, um ein Hinabstürzen zu verhindern. Seiner eigenen Erzählung nach war seine Situation dadurch noch kritischer geworden, daß er gerade in dem Augenblick, in welchem er zwischen Himmel und Erde schwebte, von unten herauf den Schritt des Wachtpostens vernahm, der zu seinem Unglück auf seinem Rundgange nun gerade an dieser Stelle Halt machte, gleichsam als hätte er ahnen können, wie nothwendig gerade hier seine Anwesenheit sei. Minutenlang hing der Gefangene in wahrer Todesangst an der Rinne, die vom Regen so glatt und schlüpferig geworden war, daß er sich nur mit Aufbietung seiner ganzen Körperkraft in seiner Lage zu halten vermochte. Endlich hörte er, wie sich der Posten langsam entfernte, und er zögerte nun nicht mehr, aus seiner gefährlichen Höhe niederzugleiten. Das war nun freilich ebenfalls ein keineswegs einfaches Turnerstückchen, denn die eisernen Schrau-

ben, mit welchen die einzelnen Stücke der Regenröhre aneinander befestigt waren, zerrissen ihm das Fleisch der Hände bis auf die Knochen und fügten ihm dadurch ebenso erhebliche als schmerzliche Verletzungen zu. Aber er erreichte doch glücklich den Erdboden und konnte den schwierigsten und gefährlichsten Teil seiner Flucht als gelungen betrachten. Wenn der Posten, wie er mit einigem Recht vermuthen konnte, seinen Rundgang fortgesetzt hatte, so lief er nicht mehr Gefahr, ihm zu begegnen, und konnte in verhältnißmäßiger Ruhe daran gehen, die äußerste Umfassungsmauer zu überklettern, eine Aufgabe, die für seine Gewandtheit und Körerstärke keineswegs zu den unmöglichen Dingen zu rechnen war. —

Aber er hatte sich in der Wachsamkeit und Aufmerksamkeit unseres Posten doch getäuscht. Der Soldat war nämlich beim Weitergehen mit dem Fuße an eine jener herausgefeilten Eisenstangen gestoßen, welche vorhin in den Hof hinabgestürzt war. Er hatte sie aufgehoben und war glücklicherweise scharfsinnig genug gewesen, um bei ihrer Betrachtung sogleich den Zusammenhang zu errathen. So hatte er sich den ganz dicht an die Mauer des Gefängnißgebäudes gedrückt und war, von der Dunkelheit und von dem heulenden Geräusch des Sturmes begünstigt, ungesehen und unhörbar zurückgeschlichen.

Er hatte die dunkle Gestalt des Gefangenen wahrgenommen, der sich mit äußerster Anstrengung bemühte, die Höhe der Mauer zu erreichen, und dem die Schmerzen in den verwundeten Händen dabei allerlei halblaute Verwünschungen erpreßten.

Als er sich überzeugt hatte, daß ihn seine Wahrnehmung in der That nicht getäuscht, hatte der Soldat den Flüchtigen

nicht nur angegriffen, sondern ihm zugleich, da er wohl auf einen Widerstand gefaßt sein mußte, mit der kurzen Eisenstange, die er noch immer in der Hand hielt, einen Schlag über den Arm versetzt, welcher den Außreißer unschädlich machen sollte. Aber die Erkenntniß, daß für ihn alles verloren sei, sobald es dem Posten gelänge, die übrige Wachmannschaft zu alarmiren, und der glühende Durst nach Freiheit gaben dem jungen Manne fast übermenschliche Kräfte, so daß der Soldat erst nach einem minutenlangen, verzweiflungsvollen Ringen im stande war, einen Schuß abzufeuern und dadurch Hilfe herbeizurufen. Der mehrfach verwundete Gefangene wurde nun von der Uebermacht leicht bezwungen und gefesselt in das Gefängniß zurückgebracht, wo er bis zur Beendigung seiner Strafzeit in sicherer Bewachung blieb.

Ich habe Ihnen diese kleine Geschichte mit solcher Ausführlichkeit erzählt, meine Herrschaften," fügte der ehemalige Zuchthausdirektor hinzu, „weil ich Ihnen den Beweis liefern wollte, daß der Drang nach Freiheit selbst in denjenigen Gefangenen, die sich einer verhältnißmäßig sehr guten Behandlung zu erfreuen haben, stärker ist, als jedes andere Gefühl, stärker selbst als die Furcht vor einem beinahe gewissen Tode. Dieser junge Deutsche, den ich bis dahin als meinen besonderen Schützling angesehen hatte, dem ich jede nur immer erdenkliche und erlaubte Erleichterung zu theil werden ließ, und der ja überhaupt nur noch einen verhältnißmäßig kleinen Rest seiner Strafzeit zu verbüßen hatte, setzte damals ohne Bedenken sein Leben aufs Spiel, nur um der Möglichkeit willen, seinem Aufenthalt im Gefängniß schon früher ein Ende zu machen, und er würde seinen Fluchtversuch gewiß wiederholt haben,

wenn ihm nicht durch unsere verdoppelte und verdreifachte Wachsamkeit für die Folge wirklich jede Möglichkeit dazu abgeschnitten worden wäre."

„Was aber wurde aus dem andern Verbrecher, den Sie vorhin als den Verführer des jungen Mannes bezeichneten?" fragte einer der Zuhörer. „Sein Fluchtplan war ja nun ebenfalls vereitelt, und er hat vermuthlich sein Leben im Zuchthause beschlossen."

Herr Thibaudin lächelte ein wenig und erwiederte:

„Nicht doch, meine Herren! Dieser abgefeimte Hallunke war vielmehr klüger als wir alle, und er wußte unseren vermeintlichen Scharfblick durch seine Verschlagenheit schnöde zu Schanden zu machen. Vorerst freilich, als er seine Schliche entdeckt sah, verhielt er sich sehr still und legte eine gut gespielte Reue und Zerknirschung an den Tag. Aber er hatte schon wieder einen neuen Plan geschmiedet, dessen Durchführung freilich eine wesentlich längere Zeit in Anspruch nahm, der ihn aber desto sicherer zum Ziele führen konnte. Er stellte sich nämlich tiefsinnig, ließ sich nur mit großer Mühe bewegen, Speise und Trank zu sich zu nehmen und gab allgemach immer deutlichere Beweise dafür, daß sein Geisteszustand aufgehört habe, ein normaler zu sein. Nun waren wir freilich an derartige Simulationen längst gewohnt, und unsere Gefängnißärzte hatten auf diesem Gebiet eine Erfahrung gesammelt, durch welche sie sich gegen jede Täuschung hinreichend gesichert glaubten.

Auch dem Gebahren des Gefangenen Nummer fünfundzwanzig schenkten sie im Anfang wenig Beachtung, weil sie darin nur eine der landläufigen Betrügereien erblickten; aber

die Art, in welcher er sein Spiel durchführte, machte sie doch bald stutzig und zweifelhaft. Der Sträfling wurde unausgesetzt beobachtet, auch zu solchen Zeiten, in denen er selbst keine Ahnung davon haben konnte, und es wurden die mannigfachsten Versuche mit ihm angestellt, welche bis dahin doch noch immer zur Entlarvung der Simulanten geführt hatten.

Keiner der Manipulationen der Aerzte gelang es jedoch, den Mann auf einen Widerspruch oder einer Unsicherheit in seinem Benehmen zu ertappen, und nach Ablauf einiger Monate waren wir alle darüber einig, daß der Gefangene im Begriff sei, in völligen Blödsinn zu verfallen. Hatten wir ihm doch, um ihn auf die Probe zu stellen, wiederholt in ganz unauffälliger Weise scheinbar die verlockendsten Gelegenheiten zum Entweichen gegeben, ohne daß er auch nur ein einziges Mal den geringsten Versuch gemacht hätte, dieselben zu benutzen Sein Schicksal schien ihm überhaupt nicht mehr den geringsten Kummer zu bereiten, und er war in seinen Lebensgewohnheiten nachgerade auf eine völlig thierische Stufe hinabgesunken. Obwohl er dabei von größter Harmlosigkeit war, zwang uns doch unsere ganz bestimmte Instruction, ihn endlich der Irrenstation des Gefängnisses zu überweisen, in welcher die Bewachung naturgemäß ebenso wie die ganze Behandlung eine viel weniger strenge war. Von dort aus hätte der Verbrecher vielleicht schon in den ersten Wochen mit einiger Aussicht auf Erfolg einen erneuten Fluchtversuch wagen können, aber er war klug genug, nichts Derartiges zu unternehmen und die Aufsichtsbeamten zunächst in völlige Sicherheit hinsichtlich seines Geisteszustandes einzuwiegen. Das gelang ihm denn auch nur zu gut, und nach Ablauf eines Jahres wurde er kaum noch wie

ein gefährlicher Gefangener behandelt. Man verwendete ihn zu allerlei leichten Verrichtungen und achtete sehr wenig darauf, ob ihm durch eine derselben eine Gelegenheit zum Entweichen geboten wurde oder nicht. Damit war er denn glücklich an das gewünschte Ziel gekommen, und eines schönen Tages kehrte er dem Gefängniß auf Nimmerwiedersehen den Rücken. Um uns aber ja nicht im Zweifel darüber zu lassen, daß er uns in der raffinirtesten Weise hinters Licht geführt habe, sandte er mir vom Bord des Schiffes, welches ihn entführte, einen böhmischen Brief, der mir sein ganzes Lügensystem klarlegte und der mit der spöttischen Mahnung schloß, ich möge in Zukunft blödsinnigen Verbrechern gegenüber weniger leichtgläubig sein. Natürlich wurde sofort alles Erdenkliche aufgeboten, um des Flüchtigen von neuem habhaft zu werden, aber er hatte seinen Plan von so langer Hand vorbereitet und seine Maßregeln mit solcher Umsicht und Sorgfalt getroffen, daß wir das Nachsehen hatten und froh sein mußten, nicht noch obendrein wegen unserer sehr thörichten Leichtgläubigkeit verspottet zu werden."

Herr Thibaudin hatte sich von seinen Erinnerungen offenbar hinreißen lassen, etwas ausführlicher zu werden, als es ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte, und er bat nun die Gesellschaft wegen seiner langen Geschichte um Entschuldigung. In der Folge war von den beiden Verbrechern, an denen natürlich niemand ein besonderes Interesse nahm, nicht weiter die Rede. Nur Helene vermochte ihre Gedanken seltsamerweise nicht von der Erzählung des Zuchthausdirektors loszumachen, und allerlei unbestimmte Ahnungen und Vorstellungen, die sich für sie mit derselben verbanden, ängstigten und quälten sie in peinigender Weise.

Madame Thibaudin und ihre Tochter Hortense setzten den nervösen und aufgeregten Zustand des jungen Mädchens noch immer auf die Rechnung der schrecklichen Gefahr, welcher sie nur mit genauer Noth lebend entronnen war, und sie behandelten sie mit einer Freundlichkeit und Schonung, welche ihnen die ganze Liebe und das volle Vertrauen des vielgeprüften Mädchens gewinnen mußten.

Auch die Verwandten des ehemaligen Zuchthausdirektors, zu denen sich die kleine Familie nach ihrer Landung in London begab, nahmen die Erzieherin der jungen Hortense mit größter Liebenswürdigkeit auf und ließen es, nachdem sie von ihrem Schicksal unterrichtet worden waren, nicht an allen erdenklichen Aufmerksamkeiten fehlen. So konnte sie sich denn im Hause der wackeren Menschen wenigstens körperlich bald vollständig erholen, wenn auch in ihr Herz noch immer nicht jener Friede einziehen wollte, nach dem sie sich so sehr sehnte und der ihr doch nun für immer versagt zu bleiben schien.

Der Aufenthalt in der englischen Hauptstadt zog sich etwas länger hin, als es von der Familie Thibaudin ursprünglich beabsichtigt worden war, und erst nach Ablauf einer geraumen Zeit traten sie in Helenens Begleitung, die jetzt nur wünschte, für immer mit diesen edlen Menschen vereinigt zu bleiben, die Reise nach Süden an, als deren erstes Ziel Nizza in Aussicht genommen war.

Auf Schloß Miraflore hatte sich die erste große Erregung, welche mit der Wiederkehr des so lange als tot beweinten Ernesto nothwendig verbunden sein mußte, bereits einigermaßen besänftigt. Die Fürstin Beatrice war vielleicht die einzige, deren seelisches Gleichgewicht durch das unerhoffte Glück zu gewaltig erschüttert war, als daß sie schon innerhalb weniger Wochen in das gewöhnliche Geleise des Alltagslebens hätte zurückkehren können. Sie ging umher wie eine Träumende. Ein feuchter Glanz höchster Glückseligkeit strahlte beständig aus ihren noch immer schönen Augen, und jedesmal, wenn sie Ernestos ansichtig wurde, leuchtete in ihren Zügen eine Freude auf, welche sie um ein Jahrzehnt zu verjüngen schien. Sie konnte es sich dann niemals versagen, beide Hände des jungen Mannes zu ergreifen und ihn mit überströmender Zärtlichkeit auf Stirn und Wangen zu küssen. Es schien sie zu bekümmern, daß Ernesto diese Zärtlichkeit nicht mit gleicher Wärme und gewissermaßen nur gezwungen erwiderte, und daß er überhaupt dem Begegnen mit seiner Mutter soviel als möglich auszuweichen suchte. Mehr als einmal war sie offenbar nahe daran, eine Frage nach der Ursache dieses seltsamen Verhaltens an ihn zu richten, aber das Wort erstarb ihr jedesmal auf den Lippen, wenn sie ihm ins Gesicht sah und wenn sie den kühlen

Ausdruck desselben bemerkte. Ihre Furcht, daß ihr seine Antwort einen Beweis dafür liefern könnte, daß seine Liebe zu ihr keine wahre und aufrichtige sei, machte sie immer wieder verstummen, und sie versuchte sich mit der schwachen Hoffnung zu trösten, daß nur die Fremdartigkeit der Verhältnisse, in welche er plötzlich hineingeraten, die Schuld an seiner eigentümlichen Zurückhaltung trage.

Aber es war noch etwas anderes vorhanden, das ihr ernste und aufrichtige Betrübniß bereitete. Herr Roedler, der Freund, und angebliche Wohlthäter Ernestos, hatte sich trotz der mehr oder minder deutlichen Winke und Hinweise, die ihm sowohl von der Fürstin als von dem Bischof zu theil geworden waren, noch nicht dazu entschließen können, Schloß Miraflore zu verlassen, und das einzige Zugeständniß, welches bisher von ihm zu erlangen gewesen war, bestand darin, daß er die eleganten Zimmer in der Vorderfront des Gebäudes, welche ihm anfänglich eingeräumt worden waren, verlassen und sich mit einer bescheideneren Wohnung begnügt hatte.

Der Vorschlag dazu war von ihm selber ausgegangen. Ernesto, dessen Vermittelung er sich dabei wie bei all seinen sonstigen Wünschen bedient hatte, war nicht im Zweifel darüber gewesen, daß sein kluger Freund irgend eine ganz bestimmte Absicht damit verbinde; aber er hatte vergebens eine Aufklärung darüber zu erhalten versucht und sich endlich mit der Versicherung begnügen müssen, daß Roedler-Schiele diesen veränderten Beobachtungsposten auch in seinem Interesse bezogen habe. Seine wiederholten Bemühungen, den Sündengenossen und Mitwisser seines Geheimnisses überhaupt zu entfernen, waren ebenso wie der erste Versuch an dem starren

und entschiedenen Widerspruch desselben gescheitert, und so peinlich dadurch Ernestos Lage dem Bischof gegenüber wurde, so vollständig war doch hier seine Macht erschöpft. Seine Furcht, daß ihn das ungeschickte und oft geradezu unschickliche Benehmen seines Freundes verrathen könne, hatte sich freilich bald gelegt, denn Schiele behandelte ihn in Gegenwart der anderen so respektvoll und mit so großer Rücksichtnahme, daß bei keinem der Verdacht aufkommen konnte, als handele es sich um ein Einverständniß zwischen beiden, und jede seiner scheinbar so treuherzigen Erzählungen war nur eine neue Bestätigung für das gut ersonnene Märchen, mit welchem sich Schiele bei dem Bischof als der Gönner seines jungen Freundes eingeführt hatte.

Die Sorge, welche Ernesto bedrückte, welche ihn zu keinem freudigen Genusse des Reichthums und des Glanzes kommen ließ, der ihn hier umgab, war von einer ganz anderen Art.

Seine Leidenschaft für jenes schöne Mädchen, dessen Anblick schon bei der ersten, flüchtigen Begegnung sein Herz in Flammen gesetzt hatte, und das er hier mit einer Mischung von Jubel und Entsetzen unter so seltsamen Verhältnissen wiedergefunden, hatte schon nach wenigen Tagen des Verweilens in ihrer Nähe von seinem ganzen Wesen so vollständig Besitz ergriffen, daß er nicht im stande war, sich von diesen Fesseln zu befreien. Wohl hatte er anfänglich versucht, diese verderbliche Neigung zu bekämpfen und ihr dadurch, daß er Margerita nach Möglichkeit auswich, jede neue Nahrung zu entziehen. Aber das war der elementaren Gewalt dieser Liebe gegenüber ein thörichtes, ohnmächtiges Beginnen — um so fruchtloser, als Margerita selbst in ihrer heiteren Ahnungslosigkeit unabsichtlich all' seine guten Vorsätze immer wieder durchkreuzte.

Das Bewußtsein, plötzlich einen erwachsenen Bruder gefunden zu haben, und die hohe Vorstellung, welche sie von dem Verhältnis zwischen Geschwistern hatte, bestimmte sie Ernesto gegenüber zu einer Wärme und Vertraulichkeit, die ihn unter anderen Verhältnissen überglücklich gemacht haben würde, die ihm aber hier nur zu einer Quelle der größten Qualen und Peinigungen wurde.

Sie suchte ihn bei seinen Spaziergängen im Park und am Meeresufer auf, hängte sich lachend in seinen Arm und machte sich mit ihrer silberhellen Stimme über seine Menschenscheu und seine Vorliebe für verlassene Gegenden lustig. Er mußte dann jedesmal seine ganze Willenskraft aufbieten, um so viel hinreißender Anmut und so viel blendender Schönheit gegenüber in seiner Bruderrolle zu verbleiben, und mehr als einmal überkam ihn das wilde Verlangen, sie an seine Brust zu reißen, ihre schwellenden Lippen mit heißen Küssen zu bedecken und sich dann mit ihr von einem Felsen des Ufers hinabzustürzen in das Meer.

Er preßte dann die Zähne aufeinander, daß sie vernehmlich knirschten und blickte starr vor sich hin, um nur die holde Gestalt an seiner Seite nicht ansehen zu müssen und über ihre bestrickende Schönheit nicht den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung und seiner klaren Besinnung zu verlieren. Seine merkwürdige Wortkargheit war ihr dann aufs neue Anlaß zu allerlei lustigen und mutwilligen Neckereien, bis sie endlich seiner Schweigsamkeit müde wurde und ihn mit irgend einem Scherzwort sich selber überließ. Dann machte er sich wohl nach ihrer Entfernung die heftigsten Vorwürfe über sein thörichtes und unverantwortliches Benehmen. Er war ja klug genug

um einzusehen, daß er sein Geheimniß dadurch nicht minder leicht verraten könnte, als durch ein offenes Geständniß, und er nahm sich denn auch jedesmal nach einer solchen Szene vor, für die Folge wenigstens den Schein der nämlichen Unbefangenheit zu erheucheln, welche Margerita ihm entgegenbrachte. Aber wenn dann der bedeutsame Augenblick gekommen war, in welchem er diesen Vorsatz zur Ausführung bringen wollte, so wiederholte sich doch jedesmal das nämliche Schauspiel, und die innere Zerrissenheit Ernestos nahm durch jede dieser Begegnungen nur noch um ein bedenkliches zu. Die Fürstin gewahrte von diesen eigentümlichen Vorgängen zwischen ihren Kindern nichts, und nur das Auge des Bischofs ruhte zuweilen mit einem gewissen Mißtrauen auf den beiden jungen Leuten. Vor ihm empfand Ernesto denn auch eine beständige Furcht. Sein durchdringender Blick hatte etwas von dem Blick eines Adlers, der des Momentes harrt, in welchem er sich auf seine sichere Beute herabstürzen kann, und der junge Mann war nicht im stande, zu ihm aufzuschauen, wenn diese scharfen Augen auf ihm ruhten.

Er suchte sich einzureden, daß mit der Entfernung Schieles dieser schier unerträgliche Zustand ein Ende nehmen würde, aber er befand sich darin in einer gewaltigen Täuschung, die ihm selbst früher oder später klar werden mußte. Es drängte ihn, dem Sündengenossen sein Herz auszuschütten und von ihm Rath und Beistand auch in diesem Herzenskonflikt zu fordern, der ihn grausamer peinigte, als alle vorhergegangenen Aufregungen und Verirrungen. Aber jedesmal, wenn er ernstlich daran dachte, Schiele zu seinem Vertrauten zu machen, erinnerte er sich auch mit Schaudern der Rathschläge, welche ihm derselbe

einst in Bezug auf Helene gegeben, und es wäre ihm dann nicht mehr möglich gewesen, auch nur ein einziges Wort von seinem furchtbaren Geheimnis über die Lippen zu bringen.

Wie schlecht beurteilte er doch seinen Genossen und wie wenig kannte er den Scharfblick desselben, wenn er glauben konnte, daß ihm der Zustand seines Herzens noch verborgen geblieben sei, und wenn er der Meinung war, daß es eines besonderen Geständnisses bedürfe, um ihn davon zu unterrichten, von welcher Art die Gefühle waren, die Ernesto für seine schöne Halbschwester hegte.

Wenn der angebliche Herr Roedeler mit seinem widrigen gemeinen Aussehen, seinen plumpen, rohen Manieren und seinem schlechten Italienisch auch ohne Zweifel jedem Bewohner des Schlosses höchst unangenehm und widerwärtig war, so äußerte doch vielleicht niemand seine Abneigung gegen den ungeschickten Gesellen so offen und unverholen als gerade Margerita.

Sie hatte mit der größten Bestimmtheit erklärt, daß sie niemals an einer Tafel speisen würde, an der auch dieser Mensch einen Platz gefunden hätte, und sie hatte es auch durchgesetzt, daß ihm ohne eine vorherige Auseinandersetzung über diesen delikaten Gegenstand die Speisen auf seinem Zimmer serviert wurden. Für Schiele war es um so weniger schwer gewesen, den eigentlichen Urheber dieser für ihn so demüthigenden Neuerung zu errathen, als Margerita sich auch sonst nicht die geringste Mühe gab, ihren Abscheu vor ihm zu verbergen.

Sie wendete sich kurzweg und in ziemlich auffälliger Weise

um, wenn sie ihn irgendwo auf sich zukommen sah, und wenn es dazu zu spät war, so daß sich eine Begegnung nicht mehr vermeiden ließ, so maß sie ihn mit einem so kalten, vornehmen Blick und erwiderte seinen kriechend demütigen Gruß nur mit einem so unmerklichen Neigen ihres schönen, stolzen Köpfchens, daß selbst der ärmste Bettler auf der Landstraße sich von Seiten der jungen Prinzessin einer aufmerksameren Behandlung rühmen durfte, als der vermeintliche Wohlthäter ihres Bruders.

Die Fürstin hatte ihrem Kinde wohl in den ersten Tagen einmal freundliche Vorstellungen darüber gemacht; aber sie hatte auf die offene Frage Margeritas zugeben müssen, daß auch ihr dieser Mensch mit seinem fahlen Verbrechergesicht in hohem Grade unsympathisch sei, und daß sie von ganzem Herzen seine Entfernung wünsche. Darauf hatte ihr Margerita mit aller Entschiedenheit erwidert, es käme ihr unter solchen Umständen durchaus nicht in den Sinn, ihr Verhalten gegen den Mann zu ändern, und sie glaubte es wohl verantworten zu können, wenn sie in diesem Falle nur den Einflüsterungen ihres Herzens Folge leiste. Sie war in der Folge nur noch kälter und hochfahrender gegen ihn gewesen, ohne daß Herr Roedeler selbst sein demüthig unterwürfiges Verhalten gegen sie geändert hätte, und ohne daß eines seiner Worte oder seine Mienen irgend welche Empfindlichkeit an den Tag gelegt hätten.

Eines Tages zeigte sich Margerita während der Mittagstafel auffällig schweigsam und zerstreut. Sie ließ die Speisen unangerührt vorübergehen und fuhr jedesmal, wenn ihre Mutter oder ihr Oheim eine Frage an sie richteten, erschreckt zusammen, als wäre sie aus irgend einem süßen Traum gerissen worden.

In den Mienen ihrer Mutter prägte sich eine wachsende Betrübniß und Sorge aus. Die Fürstin war mehr und mehr zur Erkenntniß gekommen, daß sie das Vertrauen ihres Kindes verloren habe, und sie hing an Margerita mit einer so heißen Zärtlichkeit und Liebe, daß die Entfremdung, welche zwischen ihnen eingetreten war, ihr den herbsten Kummer bereitete. Auch dem Bischof, welcher diesmal ungewöhnlich lange auf Schloß Miraflore verweilte, war Margeritas heutiges, auffallend verändertes Benehmen nicht entgangen; doch die Empfindung, welche ihm dadurch verursacht wurde, war von einer wesentlich andern Art, als diejenige der Fürstin Beatrice. Wie er überhaupt in hohem Grade zum Mißtrauen geneigt war und Lüge und Verrat in allem witterte, was er nicht sogleich bis auf den Grund durchschauen konnte, so suchten seine Gedanken auch hier nach irgend einer versteckten Ursache, nach einem Geheimniß, welches ihm ängstlich verborgen werden sollte, weil eine Entdeckung seinen Unwillen hätte erregen müssen.

Mehr als einmal riefen seine forschenden und durchdringenden Blicke eine dunkle Röthe auf den Wangen des jungen Mädchens hervor, und sie wagte es nicht, zu ihm aufzusehen, als sie seine Frage nach der Ursache ihrer Schweigsamkeit mit dem verlegen vorgebrachten Vorwande eines Unwohlseins beantwortete. Des Bischofs unmutiges Räuspern bewies, daß er dieser Erklärung keinen Glauben schenkte, und die Stimmung an der Tafel wurde nachgerade eine so unbehagliche, daß sichtlich alle Theilnehmer sehr froh waren, als sie sich erheben und in ihre Zimmer zurückziehen konnten.

Ernesto machte seiner Gewohnheit nach einen langen, einsamen Spaziergang durch den Park und dann am Meeresufer

dahin. Diesmal war ihm Margerita nicht gefolgt, und er konnte ungestört seinen Gedanken nachhängen, die wahrlich nicht von der wohlthuendsten und erfreulichsten Art waren. Er zermarterte sein Gehirn, um eine Erklärung für Margeritas Zerstreutheit zu finden, die ihm nicht minder aufgefallen war, als allen andern, ja vielleicht ihm noch in höherem Maße als jenen, da er während der ganzen Dauer des Diners keinen Blick von ihrem Antlitz gewandt hatte. Zwar hatte er sich nicht ein einziges Mal zu ihr, die unmittelbar an seiner Seite saß, gewendet; aber ein Spiegel, welcher ihnen gegenüber einen Teil der Wandfläche bedeckte, gab ihm die bequemste Gelegenheit, sie unauffällig zu beobachten — eine Gelegenheit, die er sich nicht entgehen lassen konnte, obschon er sich selber wegen seines thörichten und selbstquälerischen Verhaltens zürnte. Da hatte er denn die Wahrnehmung gemacht, daß Margeritas Augen zuweilen mit einem seltsam verklärten und träumerischen Ausdruck ins Leere starrten und es über ihr Antlitz glitt, wie das Glück einer seligen Erinnerung oder die freudige Hoffnung auf ein nahe bevorstehendes, fröhliches Ereigniß. Als Anzeichen eines Unwohlseins konnte diese Erscheinung sicherlich nicht gedeutet werden, und Ernesto hatte zum ersten Male seit seiner Wiederbegegnung mit ihr daran gedacht, daß bereits ein anderer Mann von ihrem Herzen Besitz genommen haben könnte und daß sich in ihrer Seele für einen andern dieselbe leidenschaftliche Empfindung regen könnte, welche er für sie empfand. Zwar hatte er sich alsbald wieder gesagt, daß Margeritas träumerische Stimmung noch keineswegs als ein Beweis dafür angesehen werden könnte, da ja die Launen eines jungen Mädchens für jeden andern oft so unberechenbar als unverständlich

sind. Aber der Stachel, der sich da einmal in sein Herz gedrückt hatte, ließ sich nicht wieder entfernen, und während er langsam am Strande dahinschritt, quälte er sich selbst mit allerlei Vorstellungen und Bildern, die seine Stimmung nachgerade zu einer verzweifelten machte.

Es war ihm eine sehr erfreuliche Ueberraschung, als er hinter seinem Rücken seinen Namen rufen hörte, und als er beim Umwenden der kleinen, vierschrötigen Gestalt Schieles ansichtig wurde, welcher hastig und keuchend vom Park aus hinter ihm her gelaufen war. Am liebsten hätte er die Schnelligkeit seiner Schritte verdoppelt, um dem Zusammentreffen mit dem widrigen Menschen aus dem Wege zu gehen, aber er dachte noch rechtzeitig daran, daß man ihn möglicherweise von den Fenstern des Schlosses aus beobachten könnte und daß seine Flucht vor dem vermeintlichen Wohlthäter dann höchst auffällig und verdächtig erscheinen mußte. So blieb er denn stehen, um, wenn auch mit keineswegs freudigem Gesicht, seinen Bundesgenossen zu erwarten.

„Es ist ja ein Wunder, daß man deiner überhaupt noch einmal habhaft werden kann!“ rief ihm Schiele atemlos entgegen. „Ich habe da einige so vortreffliche Neuigkeiten für dich, daß es schon der Mühe wert ist, ihnen ein Viertelstündchen deiner kostbaren Zeit zu opfern, aber wie es scheint, hast du den Wunsch, deinen Verkehr mit mir überhaupt vollständig aufzugeben.“

„Es könnte dich doch kaum Wunder nehmen, wenn mich in der That dieser oder ein ähnlicher Wunsch erfüllte,“ gab Ernesto bitter zurück. „Die Erinnerungen und Befürchtungen welche dein Anblick in mir wachrufen muß, sind wenig danach

angethan, meine Stimmung zu verbessern und mir dann den Aufenthalt auf diesem heißen Boden erträglicher zu machen."

„Die Dankbarkeit ist keine deiner hervorragendsten Eigenschaften, mein Lieber," sagte Schiele mit einem eigenthümlichen Zwinkern seiner kleinen, zusammengekniffenen Augen; „du würdest mich sonst jedenfalls freundlicher und mit etwas mehr Rücksichtnahme behandeln. Aber das thut nichts; an dergleichen bin ich bei den Leuten, denen ich Wohlthaten erwiesen, bereits gewöhnt, und nur in deinem eigenen Interesse würde ich es für rathsamer halten, daß du diesem Gesindel da oben zum Trotz zu mir hieltest. Schließlich bin ich ja doch der einzige, der dich vor Verlegenheiten bewahren kann, und es bereiten sich überdies gerade jetzt allerlei Dinge vor, die dich persönlich zwar vielleicht nichts angehen, die aber doch sicherlich nicht ohne Interesse für dich sind."

„Ich glaube, du thätest besser, das Schleichen und Spionieren vorläufig ganz aufzugeben," sagte Ernesto mit großer Bestimmtheit. „Die Verhältnisse sind hier nicht dieselben, wie in Deutschland, und du bewegst dich ja auf einem Boden, auf dem du sehr leicht zu Fall kommen und mich obendrein mit dir reißen kannst."

„Mach' dir darum keine Sorge, mein Freund, und spare deine guten Rathschläge, wenigstens so lange bis du die Ueberzeugung gewonnen hast, daß sie am Platze sind. Meine erste Neuigkeit also betrifft Fräulein Helene Weißberger, und wenn es auch eigentlich eine Trauerbotschaft ist, die ich dir da mitzuteilen habe, so hast du doch Veranlassung genug, mit dem gnädigen Walten des Zufalls wohl zufrieden zu sein. Da lies selbst, was ich vor einigen Tagen zufällig in einer alten

deutschen Zeitung, die mir mit mehreren andern in die Hände geriet, gefunden habe."

Er reichte ihm ein vielfach zusammengefaltetes, schmutziges Zeitungsblatt, welches er in der Brusttasche seines Rockes getragen hatte, und er deutete dabei mit dem Finger auf eine Stelle, um die er einen dicken Tintenrand gezogen hatte.

Die bloße Erwähnung von Helenens Namen war hinreichend gewesen, um Ernesto in eine fieberhafte Aufregung zu versetzen. Mit zitternder Hand riß er dem andern die Zeitung fort, und angstvoll irrten seine Augen über die Spalten. Als er die von Schiele bezeichnete Notiz gelesen hatte, ließ er das Blatt mit einem dumpfen Aufschrei zu Boden sinken und stützte sich selbst auf einen der Felsen des Ufers, weil er wirklich eine Ohnmachtsanwandlung fühlte.

Die wenigen, verhängnißvollen Zeilen brachten ihm ja in der That eine völlig niederschmetternde Kunde, denn sie lauteten in ihrer grausamen Kürze:

„Die Vermuthung, daß das Schiff „Alice", Kapitän Fred Patterson, auf der Fahrt von Hamburg nach England verloren gegangen sei, bestätigt sich leider in vollem Umfange, und es ist nunmehr als ganz feststehend anzusehen, daß auch nicht ein einziger von der Besatzung im stande gewesen ist, sein Leben zu retten. Nach Ausweis der Schiffsliste befanden sich Passagiere glücklicherweise nicht an Bord des Seglers. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die „Alice" auf hoher See verbrannt ist, denn das Schiff war von einer solchen Bauart, daß ihm der Sturm wohl nur wenig hätte anhaben können und einige Nordseefischer haben auch halbverkohlte Schiffstrümmer aufgefischt, welche allem Anschein nach von der „Alice" stammten.

Mehrere Minuten lang war Ernesto nicht im stande, in seiner tiefen Erschütterung auch nur ein einziges Wort hervorzubringen. Noch nie zuvor hatte ihn das Bewußtsein von der Schlechtigkeit und Verworfenheit seiner Handlungsweise so mächtig erfaßt, als in diesem Augenblick, und es war ihm, als sei er erst durch dies Ereigniß wirklich zu einem Verbrecher gestempelt worden. Das widerwärtige Antlitz Schieles, der ihn mit der größten Gleichgiltigkeit betrachtete, flößte ihm einen unsäglichen Ekel und Abscheu ein, und er fuhr plötzlich auf seinen Verführer und Sündengenossen los, als ob er ihn mit seinen Händen erwürgen wollte.

„Welche neue Schurkerei steckt hinter dieser Nachricht?“ rief er mit bebender Stimme aus. „Ist es Wahrheit oder ist es eine neue, schändliche Lüge, die du ersonnen hast, um mich zu quälen oder mich zu irgend einem deiner nichtswürdigen Pläne gefügig zu machen? Sage mir daß es erlogen ist, und ich will dir die Qualen verzeihen, welche mir diese Minute bereitet hat.“

Schiele war ein wenig zurückgewichen, ohne daß sein hartes Gesicht den vorigen stumpfen und gleichmüthigen Ausdruck verloren hatte.

„Mir scheint, daß du nicht ganz zurechnungsfähig seiest,“ sagte er; du würdest sonst nicht auf die abenteuerliche Vermutung kommen, daß ich im stande sei, von hier aus derartige Nachrichten in eine Zeitung zu bringen. Aber deine Erregung ist mir vollständig unbegreiflich, wenn sie auch deinem weichen Herzen alle Ehre macht. Ich hatte viel eher geglaubt, daß du mir in größter Freude um den Hals fallen würdest, denn ohne mich und meine guten Rathschläge lägest du ja jetzt eben-

falls auf dem Boden der Nordsee, der ohne Zweifel ein viel weniger angenehmer Aufenthalt ist, als dieser schöne Erdstrich hier. Daß die tugendhafte junge Dame auf eine solche Weise ihren Tod finden sollte, habe ich weder vorausgesehen, noch gewünscht; aber da es nun einmal geschehen ist, sehe ich auch keine Veranlassung, daß wir uns sonderlich darüber ereifern sollten. Immerhin sind wir doch damit einer schweren Sorge ledig geworden, und unser eigenes Gewissen ist ohne Vorwurf geblieben.

„Schweig, Nichtswürdiger!" stieß Ernesto zwischen den Zähnen hervor. „Was wir an der Unglücklichen verbrochen, ist viel schlimmer als ein Mord, und ich wollte wahrhaftig, ich wäre deinen niederträchtigen Rathschlägen niemals gefolgt. Wäre ich mit ihr zusammen untergegangen, so hätte ich damit wenigstens all' das schwere Unrecht gebüßt, dessen ich mich bereits schuldig gemacht hatte, und es wäre immerhin noch ein Ende gewesen, wie ich es besser und ehrenvoller wahrlich nicht verdiente. O, warum mußte ich auch am Sterbelager meines Vaters schwach genug sein, deinen schändlichen Einflüsternngen Gehör zu geben."

Schiele ließ den Ausbruch einer zornigen Verzweiflung über sich ergehen, ohne sich gegen die Vorwürfe Ernestos zu verwahren. Er beschränkte sich darauf, mit einer mitleidigen Geberde und mit einem Achselzucken neben dem hastig vorwärts stürmenden jungen Manne einher zu gehen und schweigend den Augenblick zu erwarten, in welchem es ihm möglich sein würde, den leidenschaftlichen Erguß zu unterbrechen, ohne Ernestos Unmut damit noch mehr zu reizen.

„Reden wir nicht weiter darüber", sagte er endlich, als

dieser Augenblick eingetreten war. „Ich bin gewiß, daß du mit der Zeit noch anderer Meinung darüber werden wirst, und ich bin nicht so empfindlich, daß ich dir wegen deiner ungerechten Vorwürfe ernstlich böse sein sollte. Meine zweite Neuigkeit hast du ja auch noch gar nicht vernommen, und sie ist für den Augenblick viel bedeutsamer und wichtiger als die erste."

„Schweig' mir mit deinem Geschwätz!" fiel Ernesto ihm unwillig ins Wort. „Ich will nichts mehr von dir hören und nichts mehr mit dir zu schaffen haben, denn du hast mich durch deine Schändlichkeiten um den Frieden und das Glück meines Lebens gebracht."

„Nun, wie dir beliebt!" war Schieles höhnische Erwiderung. „Es thut mir allerdings leid, daß ich mir um deinetwillen so viel Mühe gegeben habe, das Herzensgeheimniß deines holden Schwesterchens zu erforschen. In Zukunft werde ich mit meinen Freundschaftsdiensten in der That nicht mehr so freigebig sein."

In dem Augenblick, in welchem Margeritas Erwähnung gethan worden war, hatte die Erregung des jungen Mannes sogleich eine Ableitung erfahren. Er kannte seinen Spießgesellen gut genug, um zu wissen, daß derselbe die Person des jungen Mädchens sicherlich nicht ohne einen genügenden Grund in ihr Gespräch hineingezogen hatte, und er wußte auch, daß Schiele bereits zum Mitwisser seines Geheimnisses geworden war welches er doch sorgfältig vor jedem fremden Blick gehütet zu haben glaubte. Sonst würde jener ja gewiß eine andere Form zur Einleitung für seine Mitteilung gewählt haben — für eine Mitteilung, die allerdings für Ernesto von höchstem In-

teresse sein mußte, sofern sie wirklich das enthielt, was Schieles Worte anzudeuten schienen.

„Du weißt, daß du mich in deiner Gewalt hast!" sagte er finster. „Du bist der böse Geist meines Lebens gewesen, und ich werde mich deiner wohl nicht früher entledigen können, als bis mir selbst die letzte Stunde geschlagen hat. Sprich also schnell: Was hast du mir mitzutheilen und wie bist du dazu gekommen, dich um Dinge zu kümmern, die dich doch eigentlich nichts angehen?"

„Nun, die Entscheidung über diesen Punkt wirst du wohl meinem eigenen Ermessen anheim geben müssen. Jedenfalls war es noch immer nicht der schlechteste Gebrauch, den ich von meiner Muße machen konnte, daß ich ein wenig die Augen offen hielt für diejenigen Dinge, welche sich hier hinter den Coulissen abspielen. Ich habe in meiner Praxis die Erfahrung gemacht, daß der Besitz eines Privatgeheimnisses anderer Personen immer Geld wert ist, selbst wenn das Geheimniß an und für sich so harmloser Natur ist, wie in dem vorliegenden Falle. Oder erscheint es dir anders als sehr harmlos, daß die Prinzessin Margerita ohne Vorwissen ihrer Mutter und ihres Oheims ein Liebesverhältniß mit einem jungen römischen Advokaten unterhält und daß sie ihm hier im Park von Miraflore geheime Zusammenkünfte bewilligt, bei denen es herzlich und zärtlich genug zugeht, wie ich aus eigener Anschauung bestätigen kann!"

Vielleicht war die Wirkung, welche diese Mitteilung auf Ernesto hervorbrachte, eine noch stärkere und schmerzlichere, als die Schieles erster Neuigkeit. Die brutale Bestimmtheit, mit welcher hier ausgesprochen wurde, was er bis dahin wohl als

eine schreckliche Möglichkeit geahnt und gefürchtet, aber schließlich doch immer als gar zu unwahrscheinlich von sich abgewiesen hatte, erschütterte ihn sehr tief, und wenn er sich auch nach Kräften zusammennahm, um dem andern durch seine Niedergeschlagenheit nicht noch mehr von dem Zustande seines Innern zu verraten, als er bisher schon gethan, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Farbe aus seinen Wangen entwich, und daß seine Gesichtszüge den Ausdruck eines verzweiflungsvollen Schmerzes annahmen.

Wohl fünf Minuten lang wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt, und Schiele war offenbar der Meinung, daß vorerst jede weitere Hinzufügung den Eindruck seines ersten mit geschickter Berechnung geführten Schlages nur beeinträchtigen könne, und er wartete daher geduldig ab, bis sein Begleiter eine weitere Frage an ihn richten würde. Eine solche Frage ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen sagte Ernesto endlich:

„Du mußt dich getäuscht haben, Schiele, denn was du mir da erzählst, ist so ungeheuerlich und unglaublich, daß ich es nur für eine Ausgeburt deiner Phantasie halten kann, wenn ich nicht an eine böswillige Erfindung glauben soll."

„Auf solche Zweifel bin ich einigermaßen vorbereitet gewesen, mein Bester, und ich freue mich, daß ich in der Lage bin, sie durch einen unzweideutigen und unwiderleglichen Beweis zu entkräften. Wenn der bestochene Diener, dessen Verschwiegenheit ich durch eine entsprechend höhere Belohnung zu durchbrechen gewußt habe, mir nicht zu seinem eigenen Schaden falsch berichtet hat, so wird sich die erbauliche Szene, deren Zeuge ich gestern gewesen bin, am heutigen Abend wieder-

holen, und es wird dir freigestellt sein, dich mit deinen eigenen Ohren von der Richtigkeit meiner Mitteilung gefälligst zu überzeugen.“

Er erzählte nun, ohne daß Ernesto noch einmal den Muth gefunden hätte, ihn zu unterbrechen, daß er schon seit einiger Zeit einen Verdacht gegen Margerita gehegt und sich deshalb mit der Dienerschaft den Schlosses auf einem möglichst vertrauten Fuß gesetzt habe, weil ihm dieser Weg jederzeit als der sicherste zur Erforschuug der Geheimnisse der Herrschaft erschienen sei. Auch in diesem Falle habe ihn seine Vermutung nicht betrogen, und er habe um so leichteres Spiel gehabt, als der Diener, dessen Margerita zur Vermittelung ihrer Korespondenz sich bediente, äußerst ungeschickt und für derartige delikate Missionen sehr wenig geeignet war. Er hatte das ihm anvertraute Geheimniß preis gegeben, ohne daß ihm dieser Verstoß gegen die gelobte Dienertreue selber so recht zum Bewußtsein gekommen wäre, und es war dem verschlagenen Schiele in der Folge nicht schwer geworden, den Gang der Ereignisse mit seinen schlauen Kombinationen zu verfolgen. Er hatte es mit großem Raffinement so einzurichten gewußt, daß er sich gewöhnlich in der Nähe befand, wenn der Diener den unter seiner Adresse mit der Post von Rom einlaufenden Brief, der in besonderem Umschlage das an Margerita gerichtete Billet enthielt, seiner jungen Herrin an einer bestimmten versteckt gelegenen Stelle des Parkes übergab, und er hatte nicht versäumt, dabei die Gesichtszüge der jungen Dame stets aufs schärfste zu beobachten. Am vorgestrigen Tage nun hatte sich diese Aufmerksamkeit und Ausdauer endlich aufs beste belohnt. Margerita, die sich augenscheinlich schon vorher in großer Auf=

regung befunden, hatte das Billet sehr hastig aus der Hand des Dieners genommen und ihm befohlen, an der nämlichen Stelle ihre Rückkehr zu erwarten, da sie vielleicht noch einen Auftrag für ihn haben würde.

Dann hatte sie sich in einen der dunkeln Laubgänge zurückgezogen, in welchem sie sich vor allen zudringlichen Späheraugen sicher glauben konnte und in welchem sie unverzüglich an die Lektüre des Briefes gegangen war. Schiele hatte sich nahe genug herangeschlichen, um sie beobachten zu können, und und er war Zeuge davon gewesen, wie sie nach Durchsicht des Billets ein Blatt aus ihrem kleinen Notizbuch gerissen, und mit Bleistift hastig einige Worte geschrieben hatte. Sie war darauf zu dem Orte zurückgekehrt, an welchem sie von dem Diener erwartet wurde, und hatte ihm das zusammengefaltete Blättchen mit der Weisung eingehändigt, es unverzüglich zur Telegraphenstation zu schaffen.

Während sie sich nun nach dem Schlosse zu entfernte, war Schiele dem davoneilenden Diener gefolgt und hatte seine ganze List und Verschlagenheit aufgeboten, um in das demselben übergebene Telegramm Einsicht zu erlangen. Der beschränkte Mensch, welcher seltsamerweise noch immer keinen Argwohn gegen den wißbegierigen Fremden hegte, hatte sich zwar anfänglich ein wenig gesträubt; aber als der vermeintliche Herr Roedeler nun ein blankes Goldstück gar verführerisch zwischen seinen fetten Fingern glänzen ließ, da hatte seine Beharrlichkeit doch einen gar zu empfindlichen Stoß erlitten, und er hatte um so weniger gezögert, den gewünschten Verrath zu begehen, als er vor Neugierde brannte den Inhalt des Zettels zu erfahren — ein Verlangen, dessen Befriedigung ihm wegen seiner völligen Un=

kenntniß in der edlen Kunst des Lesens ohne fremde Hilfe nicht möglich gewesen wäre.

Die Depesche enthielt außer der Adresse des jungen Advokaten nichts weiter als die Worte: „Muß Sie morgen Abend unbedingt sprechen. Luigi wird am Parkeingange sein. Margerita." — Und es bedurfte nun keines besonderen Scharfsinnes mehr, um zu der unumstößlichen Gewißheit zu gelangen, daß es sich hie um ein beabsichtigtes Stelldichein zwischen zwei Liebenden handele. Natürlich war Schiele klug genug gewesen, den Diener — es war eben jener in der Depesche erwähnte Luigi — über den Wortlaut des Telegramms und über den Namen des Adressaten im Unklaren zu lassen, und er selber hatte ihm unter Darreichung des verheißenen Trinkgeldes das strengste Stillschweigen gegen jeden andern eingeschärft.

„Aber warum hast du mich denn nicht gleich vorgestern von all' diesen schönen Dingen unterrichtet?" fuhr Ernesto, der ihm bis dahin mit wortlosem Ingrimm zugehört hatte, heftig auf. „Das unschickliche Rendezvous hätte verhindert, Margerita hätte vor einer Verirrung bewahrt bleiben müssen, deren nachträgliche Entdeckung sie unfehlbar kompromittieren mußte!"

„Die Sache scheint dir ja doch nicht ganz so uninteressant zu sein, als ich anfänglich befürchtete", höhnte Schiele. „Ich glaube fast, du wirst mir am Ende noch Dank wissen für die Aufmerksamkeit,, mit welcher ich über die Ehre deiner erlauchten Familie gewacht. Was aber deine Frage anbetrifft, so kann ich nicht umhin, dieselbe einigermaßen naiv zu finden, denn mit einer so vorzeitigen Alarmierung würde

ich doch ohne Zweifel nichts anders erreicht haben, als daß man mich wegen meiner unbefugten Einmischung in Angelegenheiten, welche mich nichts angehen, etwas unsanft zum Hause hinaus befördert hätte, und daß die Prinzessin für die Zukunft etwas vorsichtiger geworden wäre. Nein, mein Bester, mein Geheimniß mußte noch werthvoller sein, ehe ich daran denken konnte, es für eine angemessene Entlohnung preiszugeben! — Und auf eine solche Entlohnung rechnete ich bei all' meiner Freundschaft von vorn herein — das magst du dir zur Vermeidung von Mißverständnissen immerhin gesagt sein lassen!"

„Halunke!" murmelte Ernesto vor sich hin, deutlich genug, daß Schiele es hören konnte, aber ohne daß dieser anders als mit einem raschen, giftigen Blick darauf geantwortet hätte. Und nach einer Weile sagte er:

„Gut also! Deine Gesinnung sollte ich allerdings bereits kennen. Und was geschah weiter?"

„Das habe ich dir eigentlich bereits gesagt, mein Freund! Jenes Telegramm wurde abgeschickt, und der junge Advokat beeilte sich natürlich nicht wenig, einer so angenehmen und schmeichelhaften Einladung Folge zu leisten. Potz Wetter, er wäre auch ein Narr gewesen, wenn er sich da noch hätte bedenken wollen. Zu nächtlicher Stunde im verschwiegenen Garten ein trauliches Tête-à-tête mit diesem schönen Mädchen —"

„Schweig, Nichtswürdiger!" donnerte ihm Ernesto entgegen. „Du weißt, daß mir jedes deiner Worte wie ein Messer in das Herz fährt, und du hast deine Freude daran, mich zu quälen. Aber ich rathe dir, auf deiner Hut zu sein

und meine Geduld nicht zu überschätzen. Deine Worte enthalten eine Beschimpfung für Margerita, und ich werde es niemals dulden, daß irgend jemand sie beschimpft — am wenigsten ein Mensch von deinem Schlage!"

„Oho, mein Herr Bruno Weißberger," fiel ihm Schiele mit scharfer Betonung ins Wort. „Du bist im Begriff, in denselben Fehler zu verfallen, auf dem ich Dich schon früher einmal ertappen mußte, du vergißt, daß du nichts bist, als mein Geschöpf, daß ich dich ganz in meiner Gewalt habe, und daß es mir nur ein einziges Wort kostet, dich von der Höhe, auf der du dich schon sicher fühlst, hinabzuschleudern in den Staub, aus dem du gekommen bist. Es thut mir leid, daß ich dich auf diese Thatsache aufmerksam machen muß," fügte er mit heuchlerischer Freundlichkeit hinzu, „aber du hast mich durch deine Drohung dazu gezwungen, und es schien mir nothwendig, deine allzu feinfühlige Empfindlichkeit einmal wieder auf das richtige Maaß zurückzuführen! Was aber meine Geschichte anbetrifft, die dich in eine so bedauerliche Aufregung versetzt hat, so bin ich leider nicht im stande, an den unleugbaren Thatsachen irgend etwas zu ändern, und du wirst vernünftig genug sein, mich nicht das vergelten zu lassen, was doch ganz und gar nicht mein Verschulden ist. Am gestrigen Abend war ich natürlich rechtzeitig in der Nähe der Parkpforte, an welcher mein guter Luigi, zu dem die Prinzessin seltsamerweise ein ganz unbegrenztes Vertrauen zu haben scheint, sich bereits eingefunden hatte. Das Glück hatt die beiden Liebenden insofern begünstigt, als die Nacht so dunkel war, wie es unter diesem gesegneten italienischen Himmel überhaupt möglich ist. Aber diese kam nicht nur

ihnen, sondern auch mir zu statten, indem sie es mir ermöglichte, mich ungesehen ganz dicht bei dem wackeren Luigi zu halten und ihm in geringer Entfernung zu folgen, als er den Erwarteten in Empfang nahm und ihn zu dem Rendezvousplätzchen führte."

„Und war es wirklich ein junger Mann?" fragte Ernesto hastig, einen besonderen Nachdruck auf das Eigenschaftswort legend. „Kannst du dich hinsichtlich seines Alters und in Bezug auf den Zweck seines Kommens nicht in einem Irrthum befunden haben?"

„Ich denke — nein! Und was sein Alter und sein Aussehen anbetrifft, so war es allerdings, wie ich schon sagte, merkwürdig dunkel; aber das hinderte mich nicht, wahrzunehmen, daß er von sehr schlanker und elastischer Gestalt war, kraftvoll und geschmeidig, mit dem Auftreten eines vollendeten Elegants und doch von einer gewissen Männlichkeit und Würde, die nothwendig Bewunderung und Hochachtung für ihn einflößen mußte."

Ernesto biß sich auf die Lippen und warf dem Erzähler einen ingrimmigen Blick zu, denn er wußte sehr wohl, daß jener die äußeren Vorzüge seines Nebenbuhlers nur deshalb in so lebhaften Farben schilderte, weil er damit den peinigenden Eindruck seiner Mittheilung ersehen wollte. Aber er unterbrach ihn nicht zum zweiten Mal und harrte ruhig darauf, bis Schiele in der Darstellung seiner Beobachtung fortfahren würde.

„Wie ich von vornherein nicht anders hatte annehmen können," nahm jener denn auch nach einer kleinen Pause von neuem das Wort, „war für das Stelldichein das nämliche

Plätzchen gewählt worden, an welchem Margerita die Briefe des Dieners in Empfang zu nehmen pflegte. Als Luigi mit dem jungen Herrn dort ankam, war die Prinzessin noch nicht erschienen, aber sie ließ, wie es sich für eine Liebende schickt, nicht lange auf sich warten. In Begleitung ihrer Gesellschaftsdame und bis an die Stirne hinauf vermummt, kam sie wenige Minuten später an und warf sich ohne viele Umstände an die Brust des glücklichen Advokaten."

„Ich will dir die Einzelheiten erlassen," fiel ihm Ernesto hastig ins Wort. „Es genügt mir, zu wissen, was zwischen beiden gesprochen wurde. Für alles andere wird sich ohne Zweifel eine Aufklärung finden, welche deine Verdächtigung entkräftet."

„Nun, was das anbetrifft, so muß ich dir allerdings gestehen, daß meine Kenntnisse hier noch eine empfindliche Lücke haben. Ich hatte meinen Standort in allzu großer Vorsicht insofern nicht ganz glücklich gewählt, als ich zwar alles sehen aber keineswegs alles hören konnte. So fing ich denn von der Unterhaltung nicht mehr, als einige Bruchstücke auf, die mir wohl eine Bestätigung dafür waren, daß weder die Fürstin noch der hochwürdige Herr Bischof von dieser Liebe etwas erfahren durften, die mich im übrigen aber bezüglich der Einzelheiten nicht genügend aufklären konnten. Meinen Platz durfte ich nicht verändern, wenn ich mich nicht der Gefahr einer Entdeckung aussetzen wollte, und so mußte ich mich denn wohl mit dem Wenigen begnügen, was sich erhaschen ließ."

„Nachdem die gewissenhafte Gesellschafterin, welche sich in einer sehr großen Angst zu befinden schien und bei jedem Ge-

räusch kleine Angstrufe ausstieß, wiederholt vergeblich auf eine Beendigung des zärtlichen Beisammenseins gedrängt hatte, entschloß man sich endlich, Abschied von einander zu nehmen, und es gab dabei so viel echt italienische Umarmungen und Küsse, daß mir selber in meinem Versteck ganz warm wurde, und daß ich wohl gewünscht hätte, du wärest ein Augenzeuge dieses lieblichen Schauspiels gewesen. Erst als ich mich vergewissert hatte, daß sich niemand mehr im Park befand, trat auch ich den Heimweg nach meiner Wohnung an, in meinen Gedanken aufs eifrigste mit der Erwägung der Frage beschäftigt, wie sich meine unbezahlbare Entdeckung in deinem und meinem Interesse am besten verwerthen ließe."

„Diese niedrige Berechnung entspricht nur deinem Charakter", sagte Ernesto verächtlich, „aber du wirst dir's in diesem Falle schon gefallen lassen müssen, daß ich deine Anschläge durchkreuze und meine Handlungsweise so einrichte, als ich es meiner gegenwärtigen Stellung zu der fürstlichen Familie schuldig bin. Ich werde der Fürstin und ihrem Bruder von der Verirrung der Prinzessin Mittheilung machen und werde es ihnen überlassen, zur Verhinderung einer Wiederkehr solcher Vorkommnisse diejenigen Maßregeln zu treffen, welche sie der Ehre ihres Hauses schuldig sind."

„Bravo, mein Lieber, bravo!" rief Schiele, indem er die Geberde des Händeklatschens machte. „Gerade das ist es ja, was ich von dir erwarte und was ich dir in Vorschlag bringen wollte. Aber es wird sich darum handeln, für eine solche Mittheilung den richtigen Zeitpunkt zu wählen, und ich hoffe, daß du dich in dieser Beziehung auch diesmal meiner Leitung anvertraust. In der Hauptsache sind wir ja miteinander

einverstanden, und wenn meine Beweggründe auch vielleicht andere sind, als die deinigen, so wird das nicht verhindern daß wir im besten Einvernehmen mit einander handeln."

Auf weitere Erklärungen wollte er sich trotz Ernestos Andrängen nicht einlassen, aber er theilte ihm mit, daß sich nach der Aussage des schwatzhaften Luigi das Stelldichein am heutigen Abend wiederholen und Ernesto dabei Gelegenheit haben würde, sich auf die bequemste Weise von der Richtigkeit seiner Mittheilung zu überzeugen. Der von leidenschaftlichster Eifersucht entflammte junge Mann stimmte unbedenklich allem zu, denn er brannte vor Begierde, jenen glücklichen Sterblichen zu sehen welchem Margeritas Liebe als ein köstliches Geschenk zugefallen sein sollte.

Doch Schiele hatte auch diesmal seine bestimmten Bedingungen, deren Annahme er als eine nothwendige Voraussetzung für seine Mitwirkung bezeichnete. Ernesto mußte ihm das feierliche und bündige Versprechen geben, daß er sich während des zu beobachtenden Rendezvous ganz still verhalten und durch keine Unvorsichtigkeit irgend welcher Art seine Anwesenheit verrathen wolle.

„So sollte uns also jener Nichtswürdige unbestraft entwischen, der es gewagt hat, Margerita in seine Netze zu ziehen und sie durch seine leichte Handlungsweise der Gefahr eines öffentlichen Skandals auszusetzen!" rief Ernesto aus. „Gerade ihm hatte ich eine Lektion zugedacht, welche ihm die Lust zu weiteren Ausflügen nach Schloß Miraflore wohl für immer verleidet haben würde."

„Sei unbesorgt, mein Freund!" versicherte Schiele. „Es wird dir nicht an Gelegenheit dazu fehlen, auch wenn du den

beneidenswerthen Römer heute unbehelligt seiner Wege gehen lassen mußt. Es kommt vor allem darauf an, die Fürstin, wie besonders den Bischof nicht zu erzürnen und sie auf deiner Seite zu behalten. Mit je größerer Ruhe und Besonnenheit du aber zu Werke gehst, desto mehr Aussicht ist dafür vorhanden. Jedenfalls würden sie dir wenig Dank wissen, wenn durch deine Unbedachtsamkeit vorzeitig ein öffentlicher Skandal herbeigeführt würde."

Mit diesen und ähnlichen Argumenten wußte Schiele in der That den andern, der nun einmal völlig unter seiner Herrschaft stand, seinen Wünschen gefügig zu machen, und sie verabredeten mit einander, daß sie sich nach Eintritt der Dunkelheit hinter dem von Schiele bewohnten Häuschen im Parke treffen und von da aus zu jenem Platze begeben wollten, an welchem gestern das von Schiele belauschte Rendezvous stattgefunden hatte.

Herr Thibaudin hatte mit seiner Frau und Tochter, wie mit der Gesellschafterin der letzteren in einem ruhigen Privathause zu Nizza Wohnung genommen, und die kleine Familie lebte hier ganz der Erholung, welche sie sich von dem Aufenthalt unter dem lachenden Himmel der Riviera versprochen hatte. Helene fühlte sich in der Umgebung dieser wackeren Menschen so glücklich, als es eben nach allem Vorhergegangenen überhaupt möglich war. Ihr jugendlicher Zögling, Hortense, hatte im Verkehr mit ihr längst jene ängstliche Scheu und Zurückhaltung abgelegt, welche ihr sonst fremden Menschen gegenüber eigen gewesen waren. Sie hatte sich mit der innigsten Zärtlichkeit und Liebe an Helene angeschlossen, und ihre Eltern priesen sich glücklich, in jener eine so vorzügliche Lehrerin und Gefährtin für ihr einziges Kind gefunden zu haben.

Da sich Madame Thibaudin während der ersten Wochen ihres Aufenthalts in Nizza sehr leidend gefühlt hatte, so waren auch Hortense und Helene nur selten über die nächste Umgebung ihres Hauses hinausgekommen, und sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt, in dem weltberühmten Kurort, der, wie zu jeder andern Zeit, auch jetzt mit Vergnügungsreisenden und Erholungssuchenden überfüllt war, irgend welche Bekanntschaft zu machen. Von der

Vermietherin des Hauses, einer alten, alleinstehenden Französin, hatten sieallerdings gehört, daß einige Parterrezimmer der kleinen Villa noch von einem andern Kurgaste, einem deutschen Landsmann Helenens, bewohnt seien, der sich indessen in sehr leidendem Zustande befände und von der weiten Reise so angegriffen sei, daß er bisher das Haus noch nicht ein einziges Mal habe verlassen können. Herr Thibaudin hatte darauf den Wunsch ausgesprochen, dem bedauernswerthen Nachbarn einen Besuch abzustatten, aber die Vermietherin hatte ihm nach einer vorherigen Erkundigung bei dem Fremden, dessen Name ihr nicht einmal im Gedächtniß geblieben war, mit Rücksicht auf den angegriffenen Zustand desselben gerathen, davon Abstand zu nehmen, so daß sie seiner bisher nicht ansichtig geworden waren.

An einem jener herrlichen Vormittage, die sich eben in gleicher Schönheit an keinem andern Orte Europas erleben lassen, als hier, gingen die beiden jungen Damen in dem großen Park spazieren, welcher zwar nicht eigentlich zu der von ihnen bewohnten Villa gehörte dessen Benutzung aber doch von dem Besitzer allen Fremden aufs beireitwilligste gestattet wurde. Dieser Park suchte an Schönheit in der That selbst auf diesem gesegnetem Erdstriche seinesgleichen und Hortense wie Helene fanden kaum Worte genug, um einander in Entzücken über all' diese unbeschreibliche Herrlichkeit auszudrücken. Da gab es die wundersamsten Haine und Wäldchen von Oliven, Pinien und Cypressen, herrliche Lorbeeren, Magnolien nnd Rosenbüsche, welche über und über mit duftigen, farbenprächtigen Blüthen bedeckt waren. Auch rothe und weiße Camelien blühten rings umher, und an den Orangebäumen sah man neben den goldgelben Früchten bereits

neue Knospen und Blüthen, welche die Luft mit ihrem köstlichen Wohlgeruch füllten.

Die jungen Mädchen hatten sich, von diesen Wundern der Natur halb berauscht und in süße Träumereien eingewiegt, auf einer der in dunklem Laubwerk fast ganz versteckten Ruhebänke niedergelassen, als sie durch ein leises Geräusch aufgeschreckt wurden, welches sich in ihrer unmittelbaren Nähe vernehmlich machte. Es war das Knirschen von Rädern auf dem Kies des Weges, nnd als die jungen Damen auffahen, gewahrten sie den Diener ihrer Hauswirthin, welcher einen anscheinend sehr leidenden Herrn in einem Rollstuhl vor sich herschob. Es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß es ihr bis dahin unsichtbar gebliebener Nachbar war, mit welchem sie hier zusammentrafen, und die alte Französin hatte sich gewiß keiner Uebertreibung schuldig gemacht, wenn sie von einer schweren Krankheit des jungen Deutschen gesprochen hatte. Aber trotz der furchtbaren Veränderungen, welche in seinem Aeußern vorgegangen waren, hatte Helene auf den ersten Blick erkannt, daß der Mann in dem Rollstuhl ihr keineswegs ein Fremder sei, sondern daß sich ihre Lebensschicksale schon einmal für eine geraume Zeit aufs innigste miteinander verkettet hatten. Trotz seiner geisterbleichen Gesichtsfarbe, trotz seiner eingesunkenen Wangen und seiner tiefliegenden Augen hatte sie in dem Kranken den Professor Dernberg erkannt, den sie an diesem Orte vielleicht am allerwenigsten anzutreffen geglaubt hatte.

Ein jähes Erschrecken durchzuckte ihren Körper, als sie sah, welch' eine traurige Ruine aus dem schönen und kraftvollen Manne geworden war, den sie in so blühender Gesundheit

verlassen hatte. Seine hohe Gestalt lag jetzt matt und gebrochen in den Polstern des Krankenstuhls, und seine Hände waren durchsichtig und abgemagert wie die eines Sterbenden. Ihre Bestürzung war eine so große, daß sie vorerst nicht einmal Kraft genug hatte, sich zu erheben und den Professor anzureden. Erst als sich der Stuhl unmittelbar vor ihr befand, und als Dernberg seine bis dahin geschlossenen Augen zu ihr aufschlug, fand sie die Herrschaft über ihren Willen wieder. Auch er mußte sich bei ihrem Anblick ihrer früheren Begegnungen erinnert haben, wenn auch sein Erkennen vielleicht noch kein vollständiges war. Er hatte sie ja nur in einem Zustande gesehen ,welcher große Aehnlichkeit mit demjenigen gehabt hatte, in welchem er sich augenblicklich befand. Und auch sie hatte sich seither bedeutend verändert, wenn auch im entgegengesetzten Sinne, wie ihr beklagenswerther Freund. Aber als sie nun mit ausgestreckten Händen auf ihn zutrat, keines Wortes mächtig und mit Thränen in den Augen, da erkannte er sie ebenfalls, und ein wehmüthiges Lächeln glitt über seine von Gram und Krankheit entstellten Züge. Er reichte ihr seine Hand, welche kraftlos und trotz des schwülen, Tages eiskalt in der ihrigen lag, und äußerte mit schwacher Stimme seine Freude über das unerhoffte Wiedersehen. Zu langen Erklärungen und Auseinandersetzungen war freilich hier nicht der rechte Ort, und überdies hätten wohl die Kräfte des Leidenden dazu nicht im entferntesten ausgereicht. Schon die einfache Thatsache dieser unerwarteten Begegnung, welche freilich mancherlei schmerzliche Erinnerungen in ihm wachrufen mochte, versetzte ihn sichtlich in eine gewaltige Erregung, denn er hatte kaum wenige Worte mit Helene gewechselt, als eine

brennende Fieberröthe auf seine Wangen trat und als ihm ein sehr heftiger Hustenanfall für mehrere Minuten die Fähigkeit zu sprechen raubte.

Helene befand sich in der peinlichsten und schmerzlichsten Lage und sie hatte große Mühe die Thränen zurück zu drängen, welche ihr heiß in die Augen stiegen. Wie gerne hätte sie dem edlen Mann, der ihr mit so großer Aufopferung in den Tagen der Not beigestanden hatte, jetzt Hilfe und Erleichterung gebracht. Aber seine Leiden waren ja von einer Art, die sich jedem Versuch einer Heilung durch sie entzog, und sie konnte nichts anders thun, als ihn aus tiefster Seele beklagen. Sie wagte nicht einmal eine Frage nach den Ursachen und der Natur seiner Krankheit, und er selbst war es, der ihr, nachdem er wieder zu Atem gekommen war, eine ausführliche Auskunft darüber gab.

„Sie sind ebenfalls erstaunt, mein liebes Fräulein, mich in einer so traurigen Verfassung wieder zu finden“, sagte er mit einem schwachen Versuch, einen heiteren Ton anzuschlagen, „aber Sie werden noch mehr erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bereits von all' meinen Aerzten zum Tode verurtheilt war und mich nicht einmal bis hierhin hätte schleppen können, wenn mich nicht ein sehr kühner chirurgischer Eingriff vor dem Aeußersten bewahrt oder dies sogenannte Aeußerste wenigstens noch um eine kleine Weile hinausgeschoben hätte. Ich hatte nämlich durch meine eigene Unvorsichtigkeit eine Verwundung in der Brust erlitten, und meine Lunge ist dabei so übel fortgekommen, daß ich vielleicht gar keine Ursache habe, meinem Lebensretter dankbar zu sein für die Galgenfrist, die seine Kunst mir verschafft hat.“

Ein erneuter Hustenanfall hinderte ihn daran, weiter zu sprechen, und nun bat ihn Helene selbst, sich zu schonen und eine Erzählung seiner traurigen Erlebnisse auf eine spätere Gelegenheit zu verschieben, da er sich hoffentlich unter dem Einfluß des segensreichen italienischen Klimas bald um vieles wohler und kräftiger fühlen würde.

Sie teilte ihm mit, in welchem Verhältniß sie zu der Familie des Herrn Thibaudin stehe, welche mit ihm unter einem Dache wohne, und sie machte ihn mit ihrer Freundin Hortense bekannt. Der Professor hatte sich während dieser Förmlichkeit soweit in seinen Polstern aufgerichtet, als es ihm seine Kräfte gestatteten; dabei aber hatten sich die Kissen ein wenig verschoben, und Helene beeilte sich dienstbereit, sie wieder in Ordnung zu bringen.

Da vernahm sie plötzlich einen leisen Aufschrei des Kranken wie ihn nur ein starker Schmerz oder eine sehr große Ueberraschung demselben erpreßt haben konnte, und in demselben Augenblick fiel der Schatten einer menschlichen Gestalt über den Weg. Helene sah rasch und besorgt empor, und sie glaubte kaum ihren Augen trauen zu dürfen, als sie in der hochgewachsenen, schlanken jungen Dame, welche mit raschen Schritten an ihnen vorüberging, diejenige wieder erkannte, deren Besuch in dem Atelier des Professors von so verhängnißvollen Folgen begleitet gewesen war. Es war kein Zweifel, daß auch jetzt nur diese Begegnung dem Kranken jenen Aufschrei entlockt hatte, und auch auf Seiten der Dame war der Schrecken und die Ueberraschung keine geringere gewesen. Ihr ohnehin sehr bleiches Gesicht, welches durch die tiefschwarze Farbe ihrer Kleidung nur noch mehr das Aussehen des Marmors erhielt,

nahm einen seltsam starren und schmerzlichen Ausdruck an, ihre schönen, weit geöffneten Augen waren für einen Moment starr auf den Kranken geheftet, gleichsam als wäre es die Erscheinung eines aus dem Grabe Erstandenen, deren sie ansichtig geworden war, und sie hatte eine Bewegung gemacht, als ob sie mit Ungestüm auf ihn zueilen wollte.

Aber nur wenige Sekunden währte diese Szene stummer Ueberraschung auf beiden Seiten. So wie die Blicke der schwarzgekleideten Dame denjenigen Helenens begegneten, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts vollständig; eine gewisse hochmüthige Kälte lagerte sich über die schönen Züge, und sie ging vorüber mit einem kurzen Neigen des Hauptes, ohne ein Wort an den Professor gerichtet zu haben.

„Elsa, Elsa!“ murmelte der Kranke sichtlich tief ergriffen vor sich hin, und dann, als ob er bei Helene und ihrem Schützling den Eindruck des kleinen Auftritts abschwächen wollte, sagte er mit einem gezwungenen, gleichmüthigen Tone:

„Es war die Komtesse Elsa von Holzhausen, eine der mir bekannten Damen aus der Residenz.“

Der Professor nahm sich sichtlich mit gewaltiger Anstrengung zusammen, um die furchtbare Aufregung, welche ihn ergriffen hatte, vor den beiden jungen Damen zu verbergen, aber es gelang ihm doch nur sehr unvollständig, so daß es Helene für dringend geboten hielt, sich von ihm zu verabschieden und ihn sich selbst zu überlassen. Er erkannte unzweifelhaft ihre gute Absicht, und er drückte ihr gleichsam als Anerkennung für dieselbe dankbar die Hand.

„Es ist hoffentlich nicht das letzte Mal gewesen, daß wir uns hier begegneten,“ sagte er; „ich habe Ihnen doch vielleicht noch

manches zu erzählen und ich möchte jedenfalls auch von Ihnen näheres über Ihre Erlebnisse erfahren."

Während die Damen noch weiter in den Park hineingingen, und während Helene ihrer jungen Schülerin von den Wohlthaten, die sie dem Professor zu verdanken hatte, so viel erzählte, als sie thun durfte, ohne ihr ganzes Geheimniß preiszugeben, hatte Dernberg dem Diener befohlen, ihn wieder nach der Villa zurückzufahren, obwohl die Zeit, welche ihm der Arzt für seinen Aufenthalt im Freien bestimmt hatte, noch nicht zur Hälfte verstrichen war.

Helene blieb während des ganzen übrigen Tages sehr ernst und schweigsam. Der traurige Zustand des Professors bereitete ihr aufrichtige Betrübniß, und sie zweifelte nicht, daß sich unter seinen unvollständigen Andeutungen über die Ursachen desselben irgend ein schmerzliches Geheimniß verbarg. Mit Sehnsucht erwartete sie den Augenblick, in welchem sie über all diese Dinge eine Aufklärung von ihm erhalten würde, aber am folgenden Morgen empfing sie statt dessen eine Neuigkeit, welche nur noch mehr darnach angethan war, sie zu beunruhigen und zu betrüben. Die alte Französin teilte nämlich der Familie Thibaudin in großer Aufregung mit, daß der deutsche Professor heute Morgen erklärt habe, er werde im Laufe des Tages nicht nur ihr Haus, sondern auch Nizza verlassen — und das alles, nachdem er eine sehr schlechte Nacht gehabt habe, und nachdem der Arzt, welcher ihn schon in aller Frühe besucht hatte, mit der allergrößten Bestimmtheit erklärt, daß jede Uebersiedelung an einen andern Ort bei dem gegenwärtigen Zustande des Kranken gleichbedeutend sein würde mit seinem sicheren Tode. Alle ihre Ueberredungsversuche seien an

dem starren Eigenwillen des Kranken gescheitert, der ihr nicht einmal einen Grund für seine unvernünftige Entschließung angegeben habe, und der sich offenbar der Gefahr, von welcher er bedroht war, vollkommen bewußt sei. Er habe bereits alle Befehle und Anordnungen getroffen und seine Rechnung berichtigt, so, daß seiner Abreise nichts mehr im Wege stände. Sein Reiseziel aber sei nicht etwa einer der benachbarten Orte der Riviera, sondern eine Küstenstadt Unter-Italiens, von wo aus er sich dann, wie er sagte, nach Aegypten oder nach der Insel Madeira begeben wollte. Aber der Arzt habe mit dem größten Nachdruck versichert, daß der Patient nicht die ersten zwanzig Meilen des Weges lebend überstehen würde und sie sei trostlos darüber, daß ein so schöner und liebenswürdiger junger Mann durch seine eigene Thorheit so kläglich zu Grunde gehen solle.

Mit großer Bestürzung hatte Helene diesen Mittheilungen zugehört, und es erschien ihr jetzt eine unabweisbare Pflicht, all' den Einfluß, welchen sie vielleicht noch auf den Professor hatte, aufzubieten, um ihn andern Sinnes zu machen. Aber sie war lange im Zweifel, wie sie es beginnen sollte, mit ihm zu sprechen. Es war gewiß nicht schicklich, daß sie allein zu dem Kranken ging, der nicht einmal den Wunsch ausgesprochen hatte, sie zu sehen. Und doch galt es keine Zeit mehr zu verlieren, da er ja die Absicht hatte, noch an diesem Vormittage seine Reise anzutreten. In ihrer Not wußte sich Helene keinen andern Rat als den, sich an Madame Thibaudin zu wenden, um sie um ihren Beistand zu bitten. Sie erzählte ihr, allerdings ohne Brunos Namen zu nennen und ohne ihr Verhältniß zu dem jungen Manne seinem wahren Charakter nach

darzulegen, in welcher Weise sie die Bekanntschaft des Professors gemacht und wie unendlich viel sie ihm zu verdanken habe. Die wackere Frau, welche den Bericht der alten Französin ohnedies mit lebhaften Bedauern und aufrichtigen Mitgefühl angehört hatte, zögerte nicht, ihr sogleich die gewünschte Antwort zu geben. Sie erklärte ganz bestimmt, daß Helene alles aufbieten müsse, um den Maler an der Ausführung seines selbstmörderischen Entschlusses zu hindern.

„Bei Ihrer älteren Bekanntschaft mit dem Professor wird es Ihnen auch wohl leichter werden, die eigentlichen Beweggründe zu dieser plötzlichen Abreise zu erfahren“, sagte sie, und ich denke, es wird sich dann hoffentlich auch ein Mittel finden lassen, diese Ursache aus dem Wege zu räumen und ihn zu längerem Bleiben zu bewegen. Daß es vielleicht ein wenig gegen die gute Sitte verstößt, wenn Sie sich zu dem kranken Herrn begeben, darf Sie davon nicht zurückhalten, denn hier steht das Leben eines Menschen auf dem Spiel, und einer solchen Gefahr gegenüber müssen alle kleinlichen Rücksichten und Bedenklichkeiten schweigen.“

Nun zögerte Helene in der That nicht länger, dem ersten Antrieb ihres Herzens zu folgen, und mit zitterndem Finger klopfte sie eine Viertelstunde später an die Zimmerthür des Professors. Sie erschrak fast noch mehr als am gestrigen Tage, als sie ihres hochherzigen Freundes ansichtig wurde. Sein Aussehen hatte sich noch beträchtlich verschlechtert, und es hätte der vorigen Versicherung der Vermietherin kaum bedurft, um Helene aufs bestimmteste zu überzeugen, daß eine Uebersiedelung des Professors unter solchen Umständen die höchste Gefahr in sich schließe. Er war sichtlich angenehm überrascht,

als er sie eintreten sah, aber er schüttelte mit wehmütiger Bestimmtheit den Kopf, als sie ihn gleich in ihren ersten Worten flehentlich beschwor, seine Absicht, Nizza zu verlassen, vorerst noch nicht zur Wirklichkeit zu machen.

„Dringen Sie nicht in mich, mein liebes Fräulein“, sagt er, „denn ich bin diesmal leider nicht im stande, Ihren gutgemeinten Wünschen Genüge zu thun. Es giebt etwas, das mich von hier wegtreibt und das viel stärker ist, als alle anderen Rücksichten und Erwägungen. Ich kann Ihnen in diesem Augenblick nichts Ausführlicheres darüber sagen, denn es würde einer sehr langen Erzählung bedürfen, ehe Sie mich verstehen könnten. Aber glauben Sie mir immerhin, daß ich nicht anders handeln kann, und daß es sich um ein so unabänderliches Gebot der Notwendigkeit handelt, daß mich die Gefahr für mein Leben nicht von seiner Befolgung zurückhalten darf.“

Seine Worte waren in der That so unverkennbar der Ausfluß einer unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Helenens Hoffnung, seinen Entschluß zu ändern, sogleich vollständig zusammenbrach. Aber sie gab sich dennoch mit seiner kurzen Ablehnung nicht ganz zufrieden und flehte ihn an, ihr wenigstens den Grund zu nennen, der sich so plötzlich für seinen schwerwiegenden Entschluß geltend gemacht habe. Da der Professor an der Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme nicht zweifeln konnte, und da er die Thränen wahrnahm, welche bei ihren Ueberredungsversuchen in ihren sanften Augen schimmerten, so verstand er sich endlich dazu, ihr eine nähere Andeutung zu machen, welche sie über die Beweggründe seiner Handlungsweise zwar noch keineswegs vollständig aufklärte, aber doch immerhin geeignet war, ihr ein Verständniß derselben zu erschließen.

„Sie haben die junge Dame gesehen, welche uns gestern im Park begegnete“, sagte er, „und es wird Ihnen bei meiner geringen Verstellungsfähigkeit gewiß nicht entgangen sein, daß jene Bewegung sowohl auf die Dame wie auf mich selbst einen sehr großen Eindruck machte. Lassen Sie mich nun hinzufügen, daß mir mein Arzt, welchen ich noch gestern Abend nach dem Leiden der Komtesse befragte, ahnungslos mittheilte, die Krankheit der Dame bestehe in einer hochgradigen Erschütterung des ganzen Nervensystems, und auf ihre Wiederherstellung sei nur bei völligster Ruhe und bei dem Fernhalten jeglicher Aufregung zu denken, während jeder neue Gemüthsaffekt die verhängnißvollsten Folgen haben müsse. Das Bewußtsein meiner Nähe aber schließt für jene junge Dame unzweifelhaft eine Quelle der Aufregung in sich ein; es ist unmöglich, daß sie auch nur für eine kurze Zeit mit mir an dem nämlichen Orte weilen kann, und ich bin es ihr sowohl wie meiner eigenen Ehre schuldig, ihr diese Ursache der Erregung unverzüglich aus dem Wege zu räumen.

Seine Worte waren nur die unzweideutige Bestätigung einer Vermuthung gewesen, welche sich Helenen schon früher aufgedrängt hatte. Der Professor wurde also bei seinem Entschluß von keinem andern Beweggrunde geleitet als von dem Wunsch, der Komtesse von Holzhausen zu entfliehen und der Möglichkeit einer abermaligen Begegnung vorzubeugen. Sie versuchte zwar auch jetzt noch, ihm das Thörichte seines Entschlusses zum Bewußtsein zu bringen; aber ihre Ueberredungskünste brachten nicht die geringste Wirkung auf ihn hervor, und sie mußte ihn angesichts seiner hochgradigen Erschöpfung nach einer kurzen Zeit verlassen, ohne ihre heißen Herzenswünsche in Erfüllung gehen zu sehen.

Aber sie hielt sich mit diesem fehlgeschlagenen Versuch ihrer Dankespflichten gegen ihn noch keineswegs für entbunden und sie sah jetzt nur noch einen einzigen Weg, ihn gegen seinen Willen an der Begehung einer nicht wieder gut zu machenden Uebereilung zu verhindern. Sie wußte, daß sie durch das Betreten dieses Weges wahrscheinlich seinen Unwillen erregen und seine Freundschaft verscherzen würde, aber sie durfte sich dadurch nicht zurückhalten lassen, rasch und energisch in seinem eigenen Interesse zu handeln. Es wurde ihr nicht schwer, die Wohnung der Komtesse von Holzhausen zu erfragen, und ohne daß sie irgend jemand von ihrem Vorhaben Mittheilung gemacht hätte, trat sie den schweren Weg zu dem Hotel an, welches man ihr bezeichnete.

Die Kammerjungfer der Komtesse, bei welcher das junge Mädchen zuerst gemeldet wurde, erklärte zwar, ihre Herrin sei nicht in der Lage, irgend einen Besuch zu empfangen, aber Helene wiederholte ihr Verlangen mit so großem Nachdruck, daß die Zofe sich dadurch doch endlich veranlaßt sah, ihrem Wunsche zu willfahren und sie in das Zimmer Elsas einzuführen. Die junge Gräfin schien durch den ungebetenen Besuch in sehr hohem Grade überrascht zu werden, und der Empfang, welchen sie Helenen zu theil werden ließ, war von einer keineswegs sehr anmutigen Art. Es war eine außerordentlich schwierige Aufgabe für das junge Mädchen, sich ihres delikaten Vorhabens zu entledigen, und vergebens suchte sie nach den passenden Worten, mit denen sie ihre Mittheilung und ihre Bitte hätte einleiten können. Endlich war es die Gräfin selbst, die ihr ein wenig zu Hilfe kam, indem sie — wenn auch in etwas kühlem und herablassendem Tone, so doch keineswegs unfreundlich — fragte:

„Kommen Sie zu mir etwa mit einem Auftrage des Herrn Professors Dernberg! Ich muß wohl vermuten, daß es so ist, denn ich wüßte nicht, womit ich Ihnen sonst dienlich sein könnte.“

Es schien sie in Verwunderung zu setzen, daß Helene ihre

Frage trotzdem verneinte und mit leiser aber fester Stimme erklärte, sie sei nicht nur ohne Vorwissen des Professors, sondern auch gegen dessen Willen gekommen, und sie müsse auch die Komtesse bitten, nicht zur Verräterin an ihr zu werden. Elsa richtete sich hoch auf und warf ihr einen stolzen, abweisenden Blick zu.

„Wenn Sie also, wie ich Ihren Worten entnehmen muß, aus eigenem Antrieb gekommen sind, so möchte ich Sie doch von vornherein aufmerksam machen, daß es kaum irgend welche Berührungspunkte zwischen uns geben dürfte, und daß es vielleicht besser ist, wenn Sie nach dieser Erklärung auf alle weiteren Auseinandersetzungen verzichten."

Aber Helene ließ sich durch diese herbe Zurückweisung noch keineswegs von der Verfolgung ihres Planes abschrecken.

„Es scheint, daß Sie ein Gefühl der Feindschaft gegen mich hegen, für welches ich mir keine Erklärung zu geben vermag", sagte sie mit einer gewissen ruhigen Würde; „aber dieses Gefühl darf nicht bestimmend für Sie sein, wenn es sich um die Gefährdung oder Rettung eines Menschenlebens handelt."

Die Komtesse zuckte in jähem Schreck zusammen, und für einen Augenblick trat ein jähes Rot auf ihre eben noch marmorweißen Wangen.

„Um ein Menschenleben?" fragte sie in mühsam verhaltener Erregung. „Doch nicht um das Leben des Professors Dernberg!"

„Ja, gerade um das seine", erklärte Helene mit größter Bestimmtheit, da sie wohl erkannte, daß jetzt rückhaltslos alles ausgesprochen werden müsse, was sie auf dem Herzen hatte.

„Er ist todtkrank, und nur bei der äußersten Schonung und Ruhe ist eine Möglichkeit für seine Wiederherstellung vorhanden. Trotzdem hat er den Entschluß gefaßt, von hier abzureisen, und weder die Vorstellungen seiner Freunde noch die Erklärung des Arztes, daß eine solche Abreise nur seinen sicheren Tod bedeuten würde, haben ihn bisher veranlassen können, seine Absichten zu ändern. Wer die Macht besäße ihn zum Verweilen in Nizza zu bewegen und sich dieser Macht nicht bediente, der würde sich in Wahrheit die Verantwortung für seinen Tod auf die Seele laden."

Elsa mußte sich auf die Marmorplatte eines an ihrer Seite stehenden Tischchens stützen, um sich aufrecht zu erhalten."

„Und warum sind Sie gekommen, gerade mir das zu sagen?" fragte sie leise. „Sind Sie etwa der Meinung, daß ich über eine solche Macht verfüge?"

„Ja, Komtesse, Sie allein sind es, die den beklagenswerten Mann zu seinem Heile hier zurückhalten kann. Verläßt er doch Nizza aus keinem andern Grunde, als weil er glaubt, Ihnen diese Flucht schuldig zu sein! Ich weiß es aus seinem eigenen Munde und ich weiß auch, daß alle Vorstellungen nutzlos sein werden, so lange nicht Sie selbst es sind, die ihn von der Größe und den Gefahren seines Irrtums überzeugt."

Elsa kämpfte sichtlich sehr schwer mit einer mächtigen Bewegung und mit einem Entschluß, der sich in ihrem Herzen zur Herrschaft emporringen wollte. Aber noch immer behielt der Stolz eines in seinen heiligsten Gefühlen verratenen Weibes das Uebergewicht über alle weicheren Regungen und

ihre Worte klangen vielleicht härter, als sie selbst es beabsichtigt hatte, da sie nach einer kurzen Pause sagte:

„Ihr Ansinnen muß mich jedenfals in hohem Grade befremden; denn wenn es mir auch nicht zukommt, zu untersuchen, von welcher Art Ihre Beziehungen zu dem Herrn Professor sind, so bin ich doch der Meinung, daß Sie selbst naturgemäß einen viel größeren Einfluß auf ihn haben müssen, als ich, die ich weder seine Krankenpflegerin noch seine Reisebegleiterin gewesen bin."

Einige Sekunden lang starrte Helene die Komtesse an, ohne die Schwere der Beleidigung vollkommen zu begreifen, welche in ihren Worten lag. Aber als ihr allmälig ein volles Verständnis derselben aufgedämmert war, da bedeckten sich ihre Wangen mit der dunklen Röte der Scham und der Entrüstung, und sie erwiderte, ihre Fassung nur mühsam bewahrend:

„Nun glaube ich allerdings die Erklärung für Ihr feindliches und beleidigendes Verhalten gegen mich gefunden zu haben; aber ich kann nur beklagen, daß Sie mir, ohne im Besitz auch nur des geringsten Beweises zu sein, eine Verdächtigung entgegen zu schleudern wagen, welche die schwerste Beschimpfung für mich in sich schließt. Ich würde es mir zwar viel eher als ein Verdienst, denn eine Schande anrechnen, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, den edlen Mann in seiner Krankheit zu pflegen, aber in dem Sinne, in welchem Sie jene Worte gebrauchten, sind sie eine Beleidigung sowohl für mich wie für den Professor — und eine doppelte Beleidigung, weil ihnen auch nicht ein Schatten von Wahrheit innewohnt."

Die Entschiedenheit ihres Tones hatte Elsa stutzig gemacht, und etwas unsicherer als vorhin fragte sie nun, ob sie sich

denn getäuscht habe, als sie gestern Helene in des Professors Gesellschaft zu sehen geglaubt. Nun gab ihr das junge Mädchen, welches wohl erkannte, daß der Irrthum„ der hier obwaltete, wahrscheinlich auch in engster Beziehung zu dem Verhältnis des Professors und der Komtesse stand, eine rückhaltlose Erklärung über ihre eigene Stellung und den rein zufälligen Charakter ihres gestrigen Zusammentreffens mit Dernberg. Mit wachsender Aufregung hatte ihr Elsa zugehört, und noch ehe Helene geendet, eilte sie plötzlich mit einer ungestümen Bewegung auf sie zu und ergriff heftig ihre beiden Hände.

„Um Gottes willen, mein Fräulein“, rief sie aus, „ich beschwöre Sie, mir die volle Wahrheit zu sagen, wie seltsam Ihnen auch immer meine Frage erscheinen mag. Haben Sie wirklich niemal in einer anderen als freundschaftlichen Beziehung zu dem Professor gestanden? Wußten Sie sich auch damals frei von Vorwurf, als Sie unter seinem Schutz in seinem Atelier verweilten?“

„Gewiß, Komtesse“, war Helenens stolze Antwort. „Ich habe keine Veranlassung, irgend etwas von meinen Beziehungen zu Herrn Professor Dernberg zu beschönigen oder zu verschweigen, und ein anderes als ein rein freundschaftliches Verhältnis konnte zwischen uns schon deshalb nicht bestehen, weil mein Herz und meine Liebe schon einem andern Manne gehörten.“

Die Komtesse sah ihr ins Auge, als ob sie ihr bis in die Tiefen ihres Herzens schauen wollte; aber Helene hielt den prüfenden Blick aus, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken, und man hätte ihr schon sehr viel Verstellungskunst und Gewissenlosigkeit zutrauen müssen, wenn man in die

Aufrichtigkeit ihrer Worte hätte einen Zweifel setzen wollen. Auch Elsa mußte wohl ohne weitere Beweise von der Größe ihres verhängnisvollen Irrtums überzeugt sein, denn sie zog das junge Mädchen für einen Moment mit einer stürmischen Bewegung an ihre Brust und sank dann laut aufschluchzend in einen Sessel. Helene vermochte sich zwar diese seltsame Szene noch nicht ganz zu erklären, aber sie begriff doch, daß hier irgend ein unseliges Mißverständnis obgewaltet haben müsse, und ihr anfänglicher Groll gegen die vornehme junge Aristokratin verwandelte sich allgemach in ein tiefes und aufrichtiges Mitleid. Aber sie dachte auch wieder an den Zweck ihres Kommens und an die Gefahr, welche ein längeres Zögern für den Professor im Gefolge haben könnte.

„Die Zeit verrinnt, Komtesse", sagte sie, „und wenn Sie dem Kranken mit einem mutigen Entschluß Hilfe bringen wollen, so dürfen Sie damit meiner Meinung nach nicht mehr lange zögern."

Diesmal fand ihre Mahnung eine wesentlich andere Aufnahme als vorhin. Elsa sprang hastig empor und fragte, während sie auf den Knopf der Glocke drückte, deren Klang ihre Zofe herbeirufen sollte:

„Sie sagen, daß Dernberg schwer krank sei? Aber ist denn das wirklich die volle Wahrheit? Kann die Hoffnung an seine Wiederherstellung wirklich eine so geringe sein, nachdem er die fruchtbare Krisis, die seiner Verwundung folgte, entgegen aller Voraussicht der Aerzte glücklich überwunden hat?"

Während Helene, so gut sie es vermochte, den Zustand des Malers schilderte, hatte sich die Komtesse mit Hilfe ihrer inzwischen erschienenen Zofe zum Ausgehen angekleidet, und sie

forderte nun Helene auf, sie eiligst zu dem Patienten zu führen. Ihr Aussehen hatte sich innerhalb der letzten Minuten merkwürdig verändert, denn ihre Augen hatten einen eigentümlichen, beinahe freudigen Glanz erhalten, und auf ihrem Gesicht lag ein feines Rot, welches nur der Wiederschein einer großen seelischen Bewegung sein konnte und welches nicht wieder verschwand.

Sie hatten die kurze Entfernung bis zur Villa, welche Herr Thibaudin und der Professor bewohnten, innerhalb weniger Minuten zurückgelegt. Aber daß es trotzdem die höchste Zeit gewesen war, ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen, bewies der weich gepolsterte Krankenwagen, der bereits vor dem Hause stand, des Patienten harrend, den er zur Eisenbahn bringen sollte.

„Soll ich Sie anmelden?“ fragte Helene ihre vornehme Begleiterin. „Der Professor erschrak gestern sehr heftig bei Ihrem unerwarteten Anblick, und er befindet sich heute in einem soviel schlechteren Zustande, daß gewiß die äußerste Vorsicht dringend geboten ist.“

Elsa zögerte zwar für einen Moment, aber dann entschied sie sich doch dahin, die Frage Helenens zu verneinen.

„Es ist besser, wir lassen die Förmlichkeit bei Seite,“ sagte sie, „denn es ist ja nicht unmöglich, daß er sich alsdann aus irgend welchen Gründen weigert, meinen Besuch zu empfangen. Ich werde alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten, um ihn vor Aufregung zu bewahren, aber wenn Sie mir vorhin die Wahrheit gesagt haben, so darf ich wohl hoffen, daß seine Aufregung überhaupt nicht von einer schmerzlichen Art sein wird.“

Helene hatte nicht den Muth, ihr zu wiedersprechen, obwohl sie noch immer lebhafte Besorgnisse hegte. aber sie war auch bereits zu der Gewißheit gekommen, daß zwischen diesen beiden Menschen ein Geheimnis bestand, welches jedem andern die Berechtigung nahm, sich zwischen sie zu drängen. Leise öffnete sie die Thür des Krankenzimmers, in welchen der Professor völlig angekleidet auf einem Divan lag, der Diener wartend, die ihn hinaustragen sollten, und während die Komtesse geräuschlos eintrat, zog sie sich bescheiden zurück, da sie wohl fühlte, daß bei diesem Wiedersehen jeder Fremde störend und überflüssig sei.

Draußen im Garten setzte sie sich auf die Bank nieder und wartete des ersten Zeichens aus dem Krankenzimmer. Aber wohl eine Stunde lang blieb drinnen alles still. Dann wurde durch ein Glockensignal ein Diener herbeigerufen, welcher gleich darauf hinauseilte und dem Kutscher des noch immer harrenden Wagens den Befehl ertheilte, sich wieder zu entfernen. Helene faltete die Hände und sandte einen dankbaren Blick gen Himmel, denn es schien ihr unzweifelhaft, daß es jetzt den Bemühungen der Komtesse gelungen sei, den Professor von seinem Vorhaben abzubringen und somit die dringende Gefahr von seinem Leben abzuwenden. Sie konnte damit ihre eigene Aufgabe als beendet ansehen und erhob sich, um zu der Familie Thibaudin zurückzukehren.

Aber auf den ersten Stufen der Treppe kam ihr die Komtesse Elsa entgegen und zog sie trotz ihres Widerstrebens in das Zimmer des Kranken hinein. Helene wußte kaum, ob es Täuschung oder Wirklichkeit sei, als sie gewahrte, einen wie wundersamen Einfluß ihre Unterredung mit der Kom-

tesse auf den Kranken gehabt haben mußte. Das Todtenhafte in seinen Zügen hatte einem Ausdruck Platz gemacht, welcher fast als derjenige neuer Lebenskraft und neuer Lebensfreude angesehen werden konnte, und auch seine Haltung hatte von ihrer vorigen Gebrochenheit verloren. Mit einem sonnigen Lächeln streckte er Helene seine Hände entgegen und sagte mit einer ungleich kraftvolleren Stimme, als ihm gestern und bei ihrem vorigem Besuche zur Verfügung gestanden hatte:

„Wie unendlich großen Dank bin ich Ihnen schuldig, mein liebes Fräulein! Wie soll ich meinen kleinen Lebensrest dazu anwenden, Ihnen zu vergelten, was Sie heute an mir gethan!"

„Ach, und ich fürchtete im Gegentheil, Ihren Unwillen zu erregen, Herr Professor," erwiderte Helene schüchtern; „aber ich wollte viel lieber Ihren Zorn ertragen, als daß ich mein Gewissen mit dem Vorwurf belastete, Sie ohne den äußersten Widerstand von hier abreisen zu lassen."

„O, es ist nicht nur der Vortheil für meine Gesundheit," erwiderte er, für welchen ich Ihnen so großen Dank weiß, denn ein halbes Dasein, wie das meinige, hat am Ende nur einen recht geringen Werth. Aber was Sie mir geschenkt haben, ist viel mehr als das Leben. Sie haben mir die Liebe des edelsten Mädchens und den Glauben an ihre Treue zurückgewonnen und Ihnen allein ist es zuzuschreiben, wenn die letzten Tage eines Sterbenden von einer Glückseligkeit verklärt sind, auf welche sich der Gesunde längst keine Hoffnung mehr hatte machen dürfen."

„O, sprich nicht vom Sterben!" bat Elsa mit Thränen im Auge. „Ich werde fortan nicht mehr von deiner Seite

weichen, und meiner Pflege soll es gewiß gelingen, die Gefahr zu verscheuchen, der du einen so häßlichen Namen giebst."

Der Professor sah sie mit einem unendlich liebevollen Blick an und führte ihre Hand, die auf der seinigen ruhte an seine Lippen.

„Aber, was wird die Welt dazu sagen, mein Lieb? — Welch' abscheulichem Gerede wird sich die Komtesse von Holzhausen aussetzen, wenn sie sich zur Krankenpflegerin irgend eines simplen, bürgerlichen Malers macht?"

Ueber Elsas schöne Züge glitt ein verklärendes Lächeln und sie schüttelte mit fröhlicher Zuversicht das anmuthige Köpfchen.

„Mag die Welt von mir immerhin denken und sprechen, was ihr beliebt! Könnte ich doch selbst mit Aufopferung meines eigenen Lebens nicht wieder gut machen, was mein Bruder in seiner thörichten Verblendung an dir gesündigt, und steht endlich nicht dein Name viel höher, als alle guten oder schlechten Meinungen dieser kalten, theilnahmlosen Menschen."

Sie beugte sich zu dem Kranken und berührte für einen Moment mit ihren weichen Lippen seine Stirn. Ein Klopfen an der Thür des Zimmers unterbrach ihr Gespräch, und mit etwas überraschtem Gesicht trat einer der französischen Kurärzte Nizzas, der sowohl den Professor, wie die Komtesse bisher behandelt hatte, über die Schwelle.

Er war gekommen, um noch einen letzten Versuch zu machen, den Professor an seiner Abreise zu verhindern, und er war in hohem Grade erfreut, als er erfuhr, daß ein solches Bemühen bereits überflüssig sei.

Als ein galanter und weltkluger Mann, der in seiner

Nizzaer Praxis schon mancherlei seltsame Dinge erlebt hatte und sich nicht so leicht durch eine interessante Entdeckung überraschen ließ, nahm er auch die Mittheilung, daß die Komtesse Holzhausen bei dem Professor bleiben würde, wie etwas ganz natürliches und durchaus nicht ungewöhnliches hin, und er gab ihr hinsichtlich seiner Behandlung sogleich eine Verhaltungsmaßregel, als ob sie seine Schwester oder seine Gattin gewesen wäre. Als er sich nach einer kleinen Weile empfahl, gab er auch den beiden jungen Damen ein Zeichen, ihm zu folgen, da sich die Symptome einer hochgradigen Erschöpfung bei dem Patienten nun doch aufs unzweideutigste bemerklich machten. Draußen konnte sich Elsa nicht enthalten, ihn zu fragen, welchen Befürchtungen und Hoffnungen sie hinsichtlich des Gesundheitszustandes des Professors sich hinzugeben habe. Der Arzt zuckte ein wenig mit den Achseln und sagte mit jenem verlegenen Lächeln, welches viel mehr auf eine ganz entgegengesetzte Ueberzeugung, als auf die Aufrichtigkeit des Gesagten schließen läßt:

„Das Klima vollbringt bei einer zweckmäßigen Lebensweise hier oft so wunderbare Heilungen, daß mir die Möglichkeit einer Genesung auch in diesem Fall nicht ausgeschlossen scheint. Sie mögen darum immerhin hoffen, meine gnädigste Komtesse, daß Ihr Samariterwerk von schönstem Erfolg begleitet sein werde."

Aber Elsa war mit seiner ausweichenden Antwort keineswegs zufrieden.

„Sie halten mich für schwachmüthiger, als ich es in Wirklichkeit bin, mein Herr Doktor", sagte sie; „aber ich bitte Sie, mir unumwunden Ihre wahre Ueberzeugung aus-

zusprechen, denn nichts ist mir unerträglicher, als ein Zustand so qualvoller Ungewißheit, wie ihn Ihre Worte notwendig in mir hervorrufen müssen. Seit Monaten hatte ich mich an die schmerzliche Ueberzeugung zu gewöhnen gesucht, daß der Professor nicht nur für mich, sondern auch im eigentlichen Sinne des furchtbaren Wortes tot sei, und nun, da ich ihn so gegen alle Erwartung zu meiner namenlosen Freude lebend wiedergefunden habe, nun wäre ich nicht im stande, den Schmerz einer von neuem geweckten und von neuem grausam enttäuschten Hoffnung zu ertragen."

Das verbindlich lächelnde Antlitz des Arztes wurde daraufhin doch sehr ernst, und er sagte, noch immer etwas zögernd, als fürchte er, mit seiner Mittheilung eine wirklich niederschmetternde Wirkung auf sie auszuüben:

„Wohlan denn, meine Gnädigste, wenn Sie wirklich darauf bestehen, den Ausdruck meiner Ueberzeugung zu hören, so kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich selbst wenig oder gar keine Hoffnung auf die Wiederherstellung des bedauernswerthen Professors habe. Die Kugel, welche seine Lunge verletzte, ist zwar durch eine bewunderungswürdig kühne und geschickte Operation entfernt worden, aber dem Zerstörungsprozeß in dem einmal angegriffenen, feinen Gewebe hat dadurch nicht mehr Halt geboten werden können. Es ist schon als ein bedeutender Erfolg der ärztlichen Wissenschaft und als ein Beweis für die gute Natur des Kranken anzusehen, daß sich die Katastrophe so lange hat hinausschieben lassen; aber nach dem letzten Befund fürchte ich sehr, daß der noch weiter zu erzielende Aufschub nur ein sehr geringfügiger sein wird. Von dem Verhalten des Kranken selbst und von der Behandlung,

welche ihm zu theil wird, muß die Dauer seines Lebens in erster Linie abhängig sein, aber eine genaue Bestimmung jenes Termins, an welchem das Ende eintreten wird, dürfen Sie natürlich nicht von mir erwarten."

Elsa hatte dieser vernichtenden Darlegung des Arztes mit allen Anzeichen des tiefen Schmerzes zugehört, aber sie verlor ihre Fassung dennoch nicht und dankte dem Doktor für die Offenheit, mit welcher er ihre Frage beantwortet hatte. Als sich jener aber entfernt hatte, wendete sie sich an Helene:

„So hoffnungslos auch diese Worte des Arztes klangen, so kann ich mich doch nicht zu dem Glauben entschließen, daß in der That auch nicht die geringste Aussicht für die Erhaltung von Dernbergs Leben vorhanden sei. Wenn es nur diesem vielgerühmten Klima der Riviera gelänge, seine Kräfte soweit zu heben, daß er eine weitere Reise unternehmen kann, so gedenke ich ihn an einen Ort zu bringen, von dessen Heilwirkungen ich mir einen größeren Erfolg verspreche, als von denjenigen des ewig heiteren italienischen Himmels. Gott wird mir nicht das höchste Erdenglück so nahe gezeigt haben, um es mir schon nach wenigen Tagen wieder hoffnungslos zu zertrümmern."

Aus ihren Worten klang wirklich eine so freudige Zuversicht und ein so frommer Glaube, daß auch Helene denselben zu theilen begann. Alles, was sie etwa bis dahin noch an Scheu und Groll gegen die Komtesse in ihrem Herzen gehegt hatte, war jetzt vollständig verschwunden, und sie empfand vielmehr im Gegentheil neben einem Gefühl aufrichtigen Mitleids eine herzliche und innige Zuneigung für die vornehme

Dame, die mit einem so muthigen Entschluß wieder gut machen wollte, was sie vorher unter dem Druck eines verhängnisvollen Irrthums gesündigt. Sie gab ihr das Versprechen, ihr bei ihrem Krankenwärteramte beizustehen, soweit es ihr die einmal übernommenen Verpflichtungen gegen die Familie Thibaudin gestattet würden, und sie trennten sich voneinnnder wie gute Freundinnen, die schon lange durch das Band der herzlichsten Zuneigung miteinander verknüpft sind.

Im Parke von Miraflore hatten sich in jener Nacht die Ereignisse ganz so abgespielt, wie es Schiele seinem Freunde vorausgesagt hatte. Luigi war zur rechten Zeit an der Gartenpforte gewesen, um den Advokaten in Empfang zu nehmen und ihn zu jenem versteckten Plätzchen im Park zu geleiten, welches er ohne einen solchen Führer wahrscheinlich nicht wiedergefunden haben würde. Zu gleicher Zeit hatten sich Ernesto und der angebliche Herr Roedler an der bestimmten Stelle zusammengefunden und sich auf versteckten Wegen, auf denen sie keine Ueberraschung zu fürchten, jenem Rendezvousplatz genähert. In der Wahl des Standortes, von dem aus sie die beiden Liebenden belauschen wollten, war Schiele diesmal viel vorsichtiger gewesen, als am verflossenen Abend. Er führte seinen Kameraden hinter ein Gebüsch, von dem aus sich das kleine Rondell nicht nur bequem überschauen ließ, sondern wo sie auch jedes Wort deutlich vernehmen mußten, selbst wenn es im leisesten Flüsterton gesprochen wurde.

Ernesto befand sich in einem Zustand so hochgradiger, leidenschaftlicher Aufregung, daß sein Begleiter sich veranlaßt sah, ihn wiederholt an das vorher gegebene Versprechen zu erinnern und ihm ins Gedächtniß zurückzurufen, daß er jede Beantwortung für die Folgen ablehnen müsse, sobald Ernesto unvorsichtig

genug sei, gegen ihre bestimmte Abrede zu verstoßen. Solche Warnungen waren in der That keineswegs überflüssig, denn Ernesto hatte ganz das Aussehen jemands, der zur Begehung selbst der verzweifeltsten Handlung bereit ist. Sein Gesicht war sehr bleich, und seine Augen funkelten unheimlich gleich denjenigen eines sprungbereiten Panthers. Als ihm Schiele seine Haud reichte, um ihn zwischen dem dunklen Buschwerk hindurch an den Platz zn führen, welchen er als den geeignetsten ausgewählt hatte, fühlte er, daß seine Finger eiskalt waren und heftig zitterten. Er hatte offenbar furchtbare Mühe, seine Haltung auch nur äußerlich zu bewahren, und sein Atem ging rasch nnd keuchend wie der eines Fieberkranken. Als sie in geringeren Entfernung das Geräusch von Schritten und von vorsichtig flüsternden Menschenstimmen vernahmen, zuckte Ernesto heftig zusammen, als habe er an seiner Haut die Berührung einer kalten Dolchspitze gefühlt, und Schiele raunte ihm noch einmal mit zischenden Lauten zu:

„Noch einmal sage ich dir, keine Uebereilung — keine Thorheit, die nie wieder gut gemacht werden könnte! Du würdest uns damit beide nur an das Messer liefern, und jene dort würden wahrscheinlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangen.“

„Sei unbesorgt!“ gab ihm der Angeredete zurück. „Ich weiß sehr wohl, was ich zu thun uud zu lassen habe, und ich werde meiner Zusage eingedenk bleiben.“

Sie hatten keine Zeit mehr, noch ein weiteres Wort miteinander zu wechseln, denn soeben betrat der lange Advokat, von dem pfiffig dreinschauenden Luigi gefolgt, das Rondell und näherte sich — erwartungsvoll umherspähend — ihrem Stand=

ort so weit, daß sie sich ihm durch den geringfügigsten Laut verrathen haben würden.

Ernesto mußte anerkennen, daß sich Schiele keiner Uebertreibung schuldig gemacht hatte, als er von der männlichen Schönheit seines Nebenbuhler gesprochen. Es war sehr wohl begreiflich, daß Margerita ihm ihre Liebe zugewendet hatte, der schon in seinem Aeußern ganz einem Bilde entsprach, welches sich die Phantasie von einem jungen Gatten entwerfen mag.

Nicht lange brauchte der Advokat auf das Erscheinen der Geliebten zu harren. Ein leises Knistern, wie das Geräusch schneller und leichter Schritte auf dem Kiessand des Weges, und ein Rauschen, wie wenn Frauenkleider an die Zweige des Buschwerks streifen, verieth die Annäherung der Damen, und gleich darauf flog Margerita an die Brust des Geliebten, unbekümmert um den leise warnenden Zuruf ihrer Begleiterin, die ein wenig hinter ihr zurückgeblieben war. Es war ein Glück für die beiden Lauscher, daß das junge Paar von der Freude dieses Wiedersehens so vollauf in Anspruch genommen und mit sich selbst so ganz beschäftigt war, daß es seiner Umgebung keine Beachtung schenkte, denn sonst hätten sie jedenfalls das verdächtige Geräusch wahrnehmen müssen, welches durch die hastige, beinahe wilde Bewegung Ernesto bei ihrer Umarmung hervorgerufen worden war. Es schien, als habe er trotz seiner eben gegebenen Versicherung nun doch die Zusage vergessen, die er seinen sauberen Freunde gegeben, denn wenn ihn nicht Schiele mit rascher Geistesgegenwart und mit Aufbietung seiner ganzen Kraft am Arm gepackt hätte, so wäre er unzweifelhaft vorgestürzt um die beiden Liebenden gewaltsam auseinander zu reißen.

Schon nach wenigen Sekunden schien er allerdings das

Bewußtsein der Situation und seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen zu haben, denn er preßte die Zähne fest aufeinander und blieb unbeweglich auf seinem Platze. Seine Aufregung und sein Zorn hatten, wie es schien, einer außerordentlichen Spannung Platz gemacht, und alle seine Sinne konzentrierten sich in Ohr und Auge. Mit vorgeneigtem Haupte stand er da und lauschte, um ja keinen Laut von der Unterhaltung zu verlieren, welche da unmittelbar vor ihm geführt wurde, und nur in dem beständig wechselnden Ausdruck seines leidenschaftlich erregten Gesichtes spiegelten sich die furchtbaren Kämpfe wieder, die in seinem Herzen tobten.

Margerita hatte indessen ebensowenig wie der lange Römer eine Ahnung davon, daß ihr sorglich behütetes Geheimniß so schmählich verrathen worden sei, uud daß die Gefahr schon in so unmittelbarer Nähe lauerte. Ihre Herzensangelegenheit nahm sie viel zu sehr in Anspruch, als daß ihnen überhaupt noch irgend welche Aufmerksamkeit für ihre Umgebung geblieben wäre, und schon die ersten Worte, welche sie miteinander tauschten, verrieten, daß es sehr ernste Sorgen seien, mit denen sie sich zu beschäftigeu hatten.

„Es ist aller Voraussicht nach für eine lange Zeit, wenn nicht für immer das letzte Mal, daß ich dich in meinen Armen halten darf, meine teure Margerita,“ sagte der junge Advokat mit leise bebender Stimme. „Mein Versuch, mich dem Bischof wenigstens persönlich zu nähern, wenn auch die Verschiedenheit unserer Ueberzeugung eine Annäherung der Meinungen unmöglich macht, ist kläglich mißlungen, und ich habe die unzweideutigsten Beweise dafür erhalten, daß er nicht nur eine gewisse Abneigung, sondern geradezu einen unversöhnlicheu Haß

gegen mich empfindet, und daß ich mich nicht mehr der Hoffnung hingeben darf, ihn zu versöhnen. Wenn meine Aussichten, seine Einwilligung und diejenige der Fürstin zu unserer Verbindung zu erlangen, schon vorher sehr geringfügige waren, so wäre es jetzt geradezu eine Vermessenheit und eine Verblendung der thörichtsten Art, wenn ich mich noch weiter jenen hochfliegenden Träumen hingeben wollte, die für eine kurze Zeit meine Seele erfüllen konnte, und ich muß es als meine Pflicht ansehen, dir, meine teure Margerita, dein heiliges Versprechen zurückzugeben, welches du doch niemals einzulösen vermöchtest."

„Und dennoch darfst du nicht so zu mir sprechen, Ricardo" bat sie mit innigem Ausdruck, indem sie sich an seine Schulter schmiegte und ihm liebevoll in das Antlitz schaute. „Du weißt, daß ich von solchem Verzicht nichts wissen will, und daß es mir niemals in den Sinn kommen wird, dir um deiner kleinmüthigen Verzagtheit willen dein Gelöbniß zurückzugeben. Was auch immer der Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche entgegenstehen mag, es darf doch niemals stark genug werden, uns voneinander zu trennen, und ich wiederholte dir noch einmal jenen feierlichen Schwur, den du schon gestern aus meinem Munde vernommen, daß ich viel lieber den Zorn meiner Angehörigen auf mich laden, und daß ich lieber bei Nacht und Nebel aus ihrem Hause entfliehen will, ehe ich mich dazu entschließen könnte, auf meine Liebe zu dir und auf unsere Vereinigung zu verzichten."

Wie es nach einer solchen, im Tone der festesten Ueberzeugung und eines unerschütterlichen Vorsatzes abgegeben Versicherung nur natürlich war, zog er sie mit leidenschaft-

licher Wärme an seine Brust und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen.

„Du bist mein edles, hochherziges Mädchen", sagte er mit aufwallender Freude, „und ich fühle wohl, das ich mich einer Versündigung gegen dich schuldig machen würde, wenn ich meinem eigenen Herzen zum Trotz den Edelmüthigen spielen und um deinetwillen auf unserer Trennung bestehen wollte. Aber hast du denn auch bedacht, was ein solcher Verzicht auf die Verbindung mit deiner Familie für dich bedeuten würde? Bist du dir vollkommen klar darüber geworden, daß du mit dem Tage, an welchem du dieses prunkende Schloß verlässest, um meine Gattin zu werden, auch auf alle Vorzüge und Annehmlichkeit verzichten müßtest, welche der Luxus in seinem Gefolge hat, und an welche du während deines ganzen Lebens gewöhnt worden bist? Ich kann dir nicht oft genug die schwerwiegende Bedeutung dieses Unterschiedes vor die Seele führen, damit dich nicht trotz all' deiner Liebe zu mir, an der ich nie gezweifelt habe und niemals zweifeln werde, doch eines Tages die Reue überkomme und die Sehnsucht nach einem Glück, dessen Wiedererlangung dann außerhalb jeder Möglichkeit liegt. Wohl besitze ich ein kleines Vermögen, welches ausreichend sein würde, dich vor jeder gemeinen Sorge des Lebens zu bewahren, und wohl darf ich dir versprechen, daß man dir in den Kreisen, denen ich angehöre, mit der größten Achtung und Rücksichtnahme begegnen wird, aber ich würde mich eines großen Unrechts schuldig machen, wenn ich dir einen Ueberfluß versprechen würde, wie er dir bisher als ein ganz selbstverständliches Lebensbedürfnis erschienen sein mag, und wenn ich dir Zerstreuungen und Feste in Aussicht stellen wollte, wie sie dir

in jenen Kreisen, welche du die deinigen nennst, zur Gewohnheit geworden sind. Du leistest auf alles Verzicht, was dir dein ohnedies schon so glanzvolles Dasein verklärt und verschönt hat, und es bleibt dir für alles dies kein anderer Ersatz, als meine Liebe."

„Als wenn dies nicht ein Ersatz wäre, der hundertfach aufwiegt, was ich an jenen nichtigen Diugen verliere· Niemals hat mein Herz an ihnen gehangen und niemals sind sie mir als etwas anderes, denn als ein hinfälliger und wertloser Tand erschienen, der oft viel mehr peinigt und bedrückt, als er wahrhafte Freude bringt. Nein, mein Geliebter, wenn es irgend etwas giebt, das mir das Herz schwer macht bei dem Gedanken an einen Bruch mit meinen Angehörigen, so ist es nur die traurige Vorstellung, daß ich mich möglicherweise im Unfrieden von meiner teueren Mutter trennen müßte, daß ich den Verkehr mit ihr künftighin zu entbehren hätte. Ich leugne nicht, daß mir diese Vorstellung bitteren Kummer verursacht, aber ich vermöchte trotzdem nicht einen Augenblick zu zögern, wenn ich heute oder morgen vor die Notwendigkeit der Entscheidung gestellt würde. Und außerdem kann ich noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir bei meiner Mutter einen viel geringeren Widerstand finden werden, als du es jetzt noch für möglich hälst. Zwar kenne ich die Ereignisse ihrer Vergangenheit nicht in allen Einzelheiten ganz genau, aber ich weiß doch, daß auch in ihrem Leben die Liebe zu einem Manne, welche ihre Angehörigen nicht für ebenbürtig hielten, eine bedeutsame Rolle gespielt hat, und daß auch sie viel mehr dem Zuge ihres Herzens, als dem Willen derjenigen Personen gefolgt ist, in deren Händen die Bestimmung über

ihr Schicksal lag. Sie wird das, was damals in ihrer eigenen Seele vorgegangen ist, nicht so ganz vergessen haben, daß sie jetzt ihr Kind aus derselben Ursache unglücklich sehen könnte."

Der junge Advokat schüttelte dazu ernst den Kopf und erwiderte:

„Ich vermag diese Zuversicht nicht zu theilen, wenn ich auch das weiche Herz der Fürstin und ihre Liebe zu dir nicht in Zweifel ziehen will. Aber sie steht vollkommen unter dem Einfluß des Bischofs, der schon als Oberhaupt der Familie in diesem Falle das entscheidende Wort zu sprechen haben würde. Sie wird es gewiß nicht wagen, sich zu ihm offen in Widerspruch zu setzen — jetzt um so weniger, als sich die Verhältnisse durch die Rückkehr dieses angeblichen Sohnes ganz und gar verändert haben."

„Des angeblichen Sohnes — sagst du? — — So hegst du Zweifel daran, daß Ernesto wirklich mein Bruder sei?"

„Sehr gegründete sogar. Wenn mich nicht alles täuscht, liegt hier ein Betrug vor, wie er mit größerer Kühnheit und Schamlosigkeit kaum jemals ins Werk gesetzt worden ist, und es ist mir nahezu unbegreiflich, wie sich der sonst so scharfe und durchdringende Verstand des Fürsten durch eine solche Komödie täuschen lassen konnte. Mich erfüllte die große Neuigkeit von vornherein mit dem tiefsten Mißtrauen, denn unsere Zeit ist wahrhaftig nicht darnach angethan, solche romantische Märchen glaubwürdig erscheinen zu lassen."

„Und dennoch bist du mit deinem Zweifel diesmal im Irrtum, Ricardo. Ich habe mich zwar um die einzelnen Umstände, unter denen die Wiederauffindung meines so lange

verschollenen Bruders erfolgte, nicht sonderlich gekümmert, aber ich weiß doch, daß jener Herr, den er seinen Wohlthäter nennt und den wir alle so abscheulich finden, dem Oheim ganz unzweideutige Beweisdokumente vorgelegt hat."

„Ach, was will das sagen, Geliebte! — Du hast von der Schlechtigkeit der Welt glücklicherweise eine sehr unzureichende Vorstellung, sonst würdest du wissen, daß es nicht eben schwer ist, bei genauer Kenntniß aller Verhältnisse solche Dokumente zu fälschen, und das dergleichen auch keineswegs um ersten Male geschehen sein würde."

„Das mag ja sein; aber meine Mutter hat in Ernesto den todgeglaubten Sohn wiedererkannt, und täglich fast entdeckt sie neue Züge einer Aehnlichkeit, die jeden Glauben an einen so ungeheuerlichen Betrug ausschließen muß."

„Nicht bei mir, mein Herz! — Ein Jurist ist stets mißtrauisch gegen solche Einwendungen, die das Herz dem ruhig prüfenden Verstand machen will. So scharf auch immer das Auge einer Mutter sein mag, und so außergewöhnliche Fähigkeiten ihm auch innewohnen mögen — die Fähigkeit, im erwachsenen Manne mit Bestimmtheit ein seit Jahrzehnten verschollenes kleines Kind wieder zu erkennen, kann ich ihm doch nicht zugeben. Es ist ja möglich, daß einige glückliche äußere Umstände den Betrügern zu Hilfe gekommen sind, wie es in solchen Fällen ja leider nur zu häufig geschieht — in der Hauptsache aber hat Frau Beatrice in dem jungen Manne ihren so lange beweinten Sohn nur darum wiedererkannt, weil sie ihn zu erkennen wünschte und wei, sie viel zu sehr vor der Möglichkeit einer abermaligen Ent=

täuschung zitterte, als das sie nicht alles, was in ihren Kräften stand, hätte thun sollen, um sich selbst zu überreden."

Die mit dem Ausdruck der vollsten Ueberzeugung gesprochenen Worte des jungen Deputierten hatten Margerita doch nachdenklich gemacht und ihre ursprüngliche Zuversicht sehr stark erschüttert. Sie dachte eine kleine Weile nach, und es schien fast, als wäre dabei mancherlei aus den Ereignissen der letzten Wochen in ihrer Erinnerung lebendig geworden, was wohl als eine Bestätigung für Ricardos Verdacht angesehen werden konnte. Ihre Stimme klang merkwürdig angstvoll und gepreßt, als sie endlich antwortete:

„Es wäre entsetzlich, wenn dein Argwohn eine Berechtigung hätte, und ich möchte in diesem Falle beinahe wünschen, daß meine Mutter niemals etwas von dieser Täuschung erführe, denn sie würde einen solchen Schlag kaum überleben."

„Das kann nicht deine aufrichtige Meinung sein, Margerita", gab der junge Mann ernst zurück. „Wie hart auch immer die Fürstin von einer solchen Entdeckung getroffen würde — dieselbe wäre dem gegenwärtigen, unnatürlichen Zustande doch immer noch bei weitem vorzuziehen. Ich will nicht einmal davon sprechen, wie schmachvoll es ist, daß irgend ein hergelaufener Betrüger vor aller Welt für den Sohn dieses Hauses gilt, daß ihm alle Vorteile und Annehmlichkeiten einer vornehmen gesellschaftlichen Stellung und eines ungemessenen Reichtums zur Verfügung stehen, daß ihm unter Umständen sogar diese Reichtümer schon morgen zur freien Verfügung zufallen können — das alles ist ja schlimm genug und im Interesse der allgemeinen Gerechtigkeit gewiß zu beklagen; aber es ist doch noch nicht das, was mich bei dieser ganzen Affaire am meisten

empört. Mein Blut gerät in fieberhafte Wallung, wenn ich daran denke, daß dieser Gauner, der vielleicht der Hefe des Volkes entstammt und ohne Zweifel eine schmachvolle Vergangenheit hinter sich hat, auch von deiner Mutter und von dir Zärtlichkeiten und Vertraulichkeiten empfängt, die ihm gewiß nicht zustehen und deren Andenken euch mit tiefer Beschämung erfüllen wird, wenn ihr zu der Erkenntniß gekommen seid, daß es ein Elender gewesen, an den ihr sie verschwendet."

„O, halt' ein, Ricardo!" bat Margerita mit zitternder Stimme. „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es Wahrheit sein könnte, was du sagst. Aber du täuschest dich, Regung unberechtigter Eifersucht ist es vielleicht, die dich bestimmt, ein so hartes Verdammungsurteil über meinen Bruder auszusprechen!"

Die beiden Lauscher vernahmen ein bitteres Auflachen aus dem Munde des jungen Römers.

„Nenne es nicht Eifersucht, Margerita", sagte er dann „nenne es vielmehr das tödlich beleidigte Ehrgefühl eines Mannes, der dich über alles liebt, der anbetend zu dir emporsieht wie zu einem überirdischen Wesen, und der jeden Flecken an deiner Reinheit als einen unauslöschlichen Schimpf empfindet, den man ihm angethan. Ich wiederhole es dir, dieser angebliche Bruder ist ein nichtswürdiger Bube, und ich schwöre dir, daß ich nicht eher ruhen will, bis ich ihn und seinen elenden Helfershelfer, dem ja der Stempel des Verbrechers auf die Stirn geprägt ist, entlarvt habe."

„Wie? — Das wolltest du thun, Ricardo? — Du wolltest das Glück und den Frieden dieses Hauses durch ein solches Beginnen für immer zerstören?"

„Ich werde thun, Margerita, was ich für meine Pflicht und für das Gebot meiner Ehre halte. Um deiner schmählich betrogenen Mutter und um deinetwillen werde ich es thun, und ich hoffe, es wird nicht lange währen, bis ich mein Ziel erreicht habe."

„So hast du bereits einen greifbaren Anhalt für deine entsetzliche Vermutung gefunden?" fragte sie zitternd.

„Ich glaube es wenigstens! — Noch sind es freilich nur Vermutungen und unsichere Spuren, nach denen ich meine Maßnahme und Nachforschungen einrichten kann; aber ich hege die feste Ueberzeugung, daß mich der Weg, den ich eingeschlagen habe, dennoch zu einer Lösung des Rätsels führen wird!"

Er dämpfte seine Simme, während er weiter sprach, zu einem so leisen Flüstern herab, daß seine Worte den beiden Lauschern trotz der Nähe ihres Standortes nicht mehr vernehmlich waren. Aber es bedurfte ja auch keiner weiteren Beobachtungen mehr, um dem bis zum Wahnsinn aufgeregten Bruno den Beweis zu liefern, daß der Geliebte Margeritas, den er vom ersten Augenblicke an als einen glücklichen und unbesieglichen Nebenbuhler gehaßt hatte, sein Todfeind sei, mit dem er früher oder später einen Verzweiflungskampf bis auf den letzten Blutstropfen auszufechten haben werde. Er hatte während des Gesprächs der beiden Liebenden, in welchem wieder alle Erwartung seine eigene Person eine so bedeutsame Rolle gespielt hatte, unbeschreibliche Qualen ausgestanden, und vielleicht würde selbst sein Freund und Meister Schiele eine gewisse Besorgniß und Furcht vor ihm empfunden haben, wenn er in diesem Augenblick den Ausruck seines von der nächtlichen Dunkelheit beschatteten Antlitzes hätte wahrnehmen können.

Die unsinnige Wut, die er bis dahin gewaltsam in sein Inneres zurückgedrängt hatte, schüttelte Brunos Körper so heftig, daß er in allen Gliedern zitterte, und daß seine Zähne hörbar aufeinander schlugen, während sich seine Fingernägel tief in das Fleisch der zur Faust geballten Hände eingruben. Er hatte bis zu diesem Moment noch an dem Vorsatz festgehalten, seinem gegebenen Wort treu zu bleiben und sein Versteck nicht zu verlassen, so mächtig auch während der beschimpfenden Worte des Römers für ihn die Versuchung gewesen war, hervorzustürzen nnd seinen Feind auf der Stelle niederzuschlagen oder zu erwürgen. Nun aber bewiesen seine stieren, gleichsam aus ihren Höhlen hervortretenden Augen, seine keuchende, mühsam nach Atem ringende Brust und das Knirschen seiner Zähne, daß er im Begriff sei, den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung zu verlieren, und daß irgend ein ganz geringfügiger Anlaß hinreichen würde, ihn seine Versprechungen sowohl, wie überhaupt alle Gebote der Klugheit vergessen zu lassen.

Auch Schiele mußte wohl, ohne seinen Freund sehen zu können und ohne die äußeren Anzeichen seiner Erregnng wahrzunehmen, eine derartige Befürchtung hinsichtlich dessen weiteren Verhaltens hegen; denn auf die Wendung, welche die Unterhaltung des Liebespaares plötzlich genommen, war er ja ebenfalls nicht vorbereitet gewesen. Er tastete mit der Hand, ohne sich von seinem Platze zu rühren, vorsichtig nach Brunos Arm, um ihn von einer unbedachten Handlung zurückzuhalten, aber Bruno hatte die Berührung dieser Hand kaum empfunden als er sie heftig zurückstieß, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, dessen Wildheit die Besorgnisse Schieles nur noch

steigern konnte. Und schon die nächster Minuten sollten ae-weisen, wie berechtigt dieselben gewesen waren.

Die Liebenden standen offenbar im Begriff, Abschied von einander zu nehmen, denn schon zu wiederholten Male war die Gestalt der Gesellschafterin zwischen den Büschen aufgetaucht, um durch Gesten und halblaute Zurufe auszudrücken, daß es ihrer Meinung nach hohe Zeit zu einer Trennung sei. Aber mit einem einfachen Lebewohl war es bei diesem Aus-einandergehen natürlich nicht abgethan, und es schien fast, als ob ihnen eine Ahnung davon gekommen sei, daß ihrer jungen Liebe schwere Prüfungen unmittelbar bevorständen, so schwer wurde es ihnen, diesem Beisammensein ein Ende zu machen Wieder und immer wieder warf sich Margerita in echt süd-ländischer Leidenschaftlichkeit an die Brust des Geliebten, und wieder und immmer wieder drückte er in heißer Inbrunst seine Lippen auf die ihrigen.

Dieser Anblick aber war es, der die bis dahin mühsam zurückgedämmte Wut Brunos zum Ueberschäumen brachte. Mit einem heiseren Aufschrei, der viel eher aus der Brust eines wilden Tieres als aus derjenigen eines Menschen zu kommen schien, brach er so ungestüm aus seinem Versteck hervor, daß die Zweige krachend zu Boden splitterten, und noch ehe Ricardo und Margerita Zeit gefunden hatten, die Ursachen und die Natur dieses unerwarteten Ueberfalls zu begreifen, stand er gleich einem fleischgewordenen Dämon der Rache zwischen ihnen.

„Verruchter Verführer!“ donnerte er dem Advokaten ent-gegen, indem er zugleich einen wuchtigen Faustschlag gegen das Haupt desselben führte, einen Schlag, gegen welchen sich

der überraschte Ricardo noch nicht zu schützen vermochte, und dessen brutale Heftigkeit ihn zurücktaumeln ließ und ihn für die Dauer einiger Sekunden betäubte.

Margerita hatte bei diesem Anblick, welcher sie zugleich die ganze Größe der eigenen Gefahr erkennen ließ, einen lauten Schrei ausgestoßen, und derselbe fand ein noch viel gellenderes Echo an jener Stelle, an welcher sich die Wache haltende Gesellschafterin befand. Die Dame hatte durch den unvorhergesehenen Eintritt der Katastrophe völlig den Kopf verloren, und ohne daran zu denken, daß sie damit die schlimme Lage ihrer jungen Gebieterin nur noch um vieles gefährlicher und bedrohlicher gestaltete, fuhr sie fort zu jammern und zu wehklagen und mit dem ganzen Aufgebot ihrer Stimmmittel um Hilfe zu rufen.

Durch die Gebüsche aber schlüpfte in der Richtung nach dem weißschimmernden Schlosse zu eilfertig eine kurze, gedrungene Männergestalt, auf welche in diesem Augenblick allgemeiner Verwirrung freilich keiner achtete. Es war Schiele, in dessen schlagfertigem Kopfe bereits in dem nämlichen Augenblick, in welchem er den einen sorgfältig aufgebauten Plan zusammenbrechen sah, ein neuer entstanden war, dessen Ausführung freilich nicht den mindesten Aufschub erduldete. Die Leidenschaft seines Zöglings, die er vergeblich einzudämmen gehofft, hatte zwar seine Kreise gestört und ihn für einen Moment unwillig und bestürzt gemacht, aber er war während seines langen und ereignißreichen Daseins schon in so viel schlimmen Situationen gewesen, daß die gegenwärtige seine Gewandtheit und Energie nur für eine kurze Zeit niederschmettern konnte und daß er sich über die zunächst zu unternehmenden Schritte schon

klar geworden war, noch ehe das nächtliche Drama nur um einen einzigen weiteren Schritt in seiner Entwickelung vorgerückt war.

Margerita hatte sich ihrem Bruder entgegengeworfen, um ihn mit ihrem eigenen Körper an weiteren Gewaltthätigkeiten gegen den wehrlos scheinenden Ricardo zu verhindern; aber die Wirkung jenes Faustschlages war nicht nachhaltig genug gewesen, um den jungen Römer lange an einer Gegenwehr zu verhindern. Er selbst war es, welcher die Geliebte zurückzog, als wollte er auch nicht die leiseste weitere Berührung mit jenem Menschen, den er für einen Betrüger hielt, gestatten. In der Sekunde, stand er hoch aufgerichtet, mit funkelnden Augen und mit einem Ausdruck unsäglicher Verachtung im Gesicht, hart vor Bruno und fragte in demselben Tone, in welchem er etwa mit einem Wegelagerer gesprochen haben würde:

„Weißt du auch, Nichtswürdiger, daß du diesen Schimpf mit deinem Leben bezahlen wirst? Was hindert mich, dich nieder zu schlagen, wie du es verdienst, als ein gemeiner Verbrecher und als ein feiger, hinterlistiger Spion!“

„Ricardo, denk' an mich!“ flehte Margerita angstvoll; ihre Mahnung kam zu spät, denn Bruno, der in der That seiner Sinne nicht mehr mächtig war, hatte sich abermals gleich einem Raubtiere auf sein Todfeind gestürzt. Aber diesmal, wo der junge Advokat auf den Angriff vorbereitet sein konnte, gelang es Bruno nicht wieder, sich ihm gegenüber in einen Vorteil zu bringen. Sein Gegner war ihm sowohl an Gewandtheit, wie an Körperkraft weit überlegen, und er hatte, noch ehe Bruno abermals ein Schlag führen konnte, dessen Handgelenke mit eisernem Druck zwischen seinen

Fingern gefesselt. In ohnmächtiger Wut stand der Angreifer seinem stärkeren Feind gegenüber, und sein Ingrimm machte sich in den wildesten Verwünschungen Luft, die er ohne Rücksicht auf den Ort, an welchem er sich befand, und auf die Gefahren, welche er damit für Margarita heraufbeschwor, ausstieß.

Unter solchen Umständen konnte es den beiden Männern aber, welche wenige Minuten nach dem ersten Zusammenstoß der beiden Nebenbuhler hastigen Schrittes das Portal des Schlosses verließen, nicht schwer werden, die Stelle aufzufinden, an welcher sich die beiden Streitenden befanden. Es waren Roedeler und der Bischof, die sehr eilig über die Terrasse herab in den Park kamen, und nun mit einer Schnelligkeit, als gelte es, das Entweichen eines Verbrechers zu verhindern, auf dem halbdunklen Wege dahineilten.

Als Schiele seinen ersten, klug angelegten Plan durch die Voreiligkeit und unbändige Leidenschaft seines jungen Bundesgenossen hatte scheitern sehen, war es ihm als die einzige Möglichkeit, der Situation noch einen Vorteil abzugewinnen, erschienen, den Bischof unverzüglich von dem Geschehenen zu unterrichten, ihn, wenn irgend möglich, noch zum Zeugen jenes sträflichen Rendezvous seiner Nichte zu machen und dann dem Walten des Zufalls die weitere Entwickelung der Dinge zu überlassen. Darüber freilich, wie er seine und Brunos Kenntniß jener Vorkommnisse und ihre nächtliche Anwesenheit an der entegenen Stelle des Parkes erklären sollte, war er selber noch vollständig im Ungewissen. Aber er rechnete daruf, sich im gegebenen Augenblick durch eine geschickte Erfindung auch aus dieser Verlegenheit ziehen zu können, und er zweifelte nicht,

daß man in der ersten Aufregung überhaupt gar nicht daran denken würde, eine derartige Frage an ihn oder Ernesto zu richten. Daß seine Kalkulation auch diesmal eine ganz zutreffende gewesen war, sollten die Ereignisse der nächsten halben Stunde aufs unzweideutigste erweisen.

Margerita hatte zwar einen leisen Ausruf des Schreckens und des Entsetzens ausgestoßen, als sie die hohe Gestalt ihres Oheims und sein von Zorn und gewaltiger innerer Bewegung wachsbleich gewordenes Antlitz unmittelbar an ihrer Seite zwischen den dunklen Büschen auftauchen sah, aber zugleich mit der Erkenntniß, daß jetzt alles über sie hereinbrechen mußte, und daß kein feiges Zurückweichen vor der selbstgeschaffenen Gefahr mehr möglich war, war ihr auch all' ihr Muth und all' ihre Widerstandsfähigkeit zurückgekehrt, und mit jener bis zum äußersten entschlossenen, trotzigen Energie, welche nur den Kindern des Südens eigen zu sein pflegt, sah sie den Dingen entgegen, welche unfehlbar während der nächsten Minuten folgen mußten.

Als Ricardo des Fürsten ansichtig geworden war, zweifelte er keinen Augenblick länger, daß es ein wohlüberlegter, verrätherischer Anschlag sei, welchem er und Margerita zum Opfer gefallen, und so sehr er auch diese verhängnißvolle Wendung um des geliebten Mädchens willen beklagte, so unerschütterlich war doch auch sein Entschluß, jetzt, wo es keinen Ausweg mehr gab, seinen kostbaren Schatz bis aufs äußerste zu verteidigen.

Er gab seinen Gegner frei, in dessen fahlem Antlitz bei der Ankunft des Bischofs ein Aufleuchten der Genugthuung erkennbar gewesen war, und der einen raschen Blick des Einverständnisses mit seinem Bundesgenossen getauscht hatte, und trat dann in hochaufgerichteter, stolzer Haltung dem Würdenträger der Kirche entgegen, der aus seinem politischen Gegner nun auch sein persönlicher Feind geworden war.

So heiß auch immer der Zorn sein mochte, welcher im Herzen des Bischofs tobte, so meisterlich verstand er es doch wenigstens äußerlich seine Ruhe zu bewahren und eine Kaltblütigkeit an den Tag zu legen, die — wie er gut genug wußte — zumeist von viel größerer und eindringlicherer Wirkung war, als die polternden Ausbrüche einer maßlosen Heftigkeit. Auch jetzt forderte er nicht in wuthbebendem Tone, wie es Ernesto erwartet hatte, sondern mit einem gewissen feierlichen Ernst, wie er etwa in der Kirche am Platze gewesen wäre, von dem jungen Deputierten eine Erklärung für die Situation, in der er ihn im Park seiner Schwester und in der Gesellschaft seiner Nichte finden mußte.

Es waren nur wenige Erklärungen, welche zwischen den beiden Männern ausgetauscht wurden, und selbst die ruhige Entschiedenheit, mit welcher Ricardo die Größe und Unerschütterlichkeit seiner Liebe für Margerita betonte, und seiner Hoffnung, für dieselbe die Einwilligung der Fürstin zu erlangen, Ausdruck gab, vermochte den Bischof nicht aus seiner feierlichen Ruhe zu bringen.

„Es kann nicht meines Amtes sein“, erklärte er endlich, „auf so wahnwitzige Worte diejenige Erwiderung zu geben welche ihnen einzig gebührt. Die Strafe für das schändliche

Verbrechen, dessen Sie sich gegen die Ehre und den Frieden dieses Hauses schuldig machten, wird Ihnen zu theil werden wo Sie ja sonst mit so großem Eifer und mit so vortrefflichem Erfolg Ihre Triumphe zu feiern suchen, nämlich in der Oeffentlichkeit. Ihre Klienten und Ihre Wähler sollen bald genug erfahren, wem sie ihr Vertrauen geschenkt haben, und was die persönliche Genugthuung betrifft, welche Sie meinem Hause schuldig sind, und welche zu verweigern hoffentlich nicht in Ihrer Absicht liegt, so wird Margeritas Bruder Ihnen morgen an einem geeigneteren Orte, als es dieser Park ist, seine Mittheilungen machen."

„Auch ich würde es vorgezogen haben, diese Verhandlungen an einem andern Orte zu führen", war die Erwiderung des Deputierten, „aber um von vornherein jedes weitere Mißverständniß auszuschließen, und um mich vor einem niedrigen Verdacht zu schützen, wie er ja unter solchen Umständen leicht genug entstehen könnte, muß ich Euer Durchlaucht schon jetzt und an dieser wenig geeigneten Stelle erklären, daß ich mich mit dem angeblichen Bruder der Prinzessin niemals in Verhandlungen irgend welcher Art einlassen werde, und ich ihm jegliche Berechtigung absprechen muß, von einem Ehrenmanne ritterliche Genugthuung zu fordern."

„Elender!" schrie Ernesto auf, indem er eine Bewegung machte, als wollte er sich abermals auf seinen Feind stürzen; aber der Bischof selbst verhinderte ihn daran, indem er mit einer begütigenden Bewegung seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte und ihn auf seinem Platz zurückhielt.

„Und welches sind Ihre Gründe für eine solche Weigerung?" fragte er in einem beinahe sanft zu nennenden Tone.

„Sollten Sie etwa Willens sein, sich unter irgend einem billigen Vorwande der Verantwortung für Ihr schimpfliches Benehmen zu entziehen?

„Ich war darauf gefaßt, einem solchen Verdacht zu begegnen“, entgegnete Ricardo, welcher sichtlich nur mit Mühe seine achtungsvolle Haltung bewahrte, „und ich sehe mich dadurch gezwungen, jede Schonung, die ich etwa dem Gefühl Eurer Durchlaucht zu theil werden lassen wollte, aufzugeben. Ich halte jenen Herrn dort, dessen plebejisches Benehmen ein, nur zu deutliche Bestätigung meines Verdachts ist, vor allem schon deshalb nicht für satisfaktionsfähig, weil ich der Ueberzeugung bin, daß er nicht der Neffe Eurer Durchlaucht, sondern daß er ein Betrüger ist, der sich seine zufällige Kenntniß der Verhältnisse zu nutze gemacht hat, um dieses Haus aufs schändlichste zu hintergehen. Euer Durchlaucht mögen von meiner Handlungsweise denken, wie immer es Ihnen beliebt, aber Sie werden nicht erwarten, daß ich mich mit einem Menschen schlage, den ich binnen kurzer Frist im Zuchthaus zu sehen hoffe.“

Ernesto zitterte während dieser mit ruhiger Entschiedenheit gesprochenen Worte an allen Gliedern so heftig, daß es dem Fürsten, dessen Hand noch immer auf seinem Arm ruhte, nicht entgehen konnte. Er heftete denn auch einen scharfen durchdringenden Blick auf seinen Neffen, einen Blick, der nichts weniger als rückhaltloses Vertrauen ausdrückte und der Ernesto das Blut heiß in die Wangen trieb. Eine angstvolle, peinliche Pause war der Erklärung des Deputierten gefolgt. Alle harrten mit Spannung der Antwort des Fürsten, der doch einer so unerhörten Behauptung gegenüber unmöglich seinen bisherigen

Gleichmuth bewahren konnte, und der einzige, der mit großer Ruhe und sogar mit einem gewissen Lächeln der weiteren Entwickelung der aufs äußerste gespannten Situation entgegensah, war der eigentliche Urheber derselben, der wackere Roedeler, welcher den jetzt auch auf ihn gerichteten Blick des Bischofs aushielt, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Sie haben hoffentlich bedacht, mein Herr Deputierter" klang endlich die sonore Stimme des Bischofs, kalt und gemessen wie vorher, durch die peinliche Stille, „welch' eine Ungeheuerlichkeit Sie da auszusprechen wagen. Wenn es nur Ihr Wunsch war, durch eine so thörichte Behauptung der gerechten Strafe für Ihr eigenes Unrecht zu entgehen, so haben Sie wahrlich einen sehr ungeeigneten Weg dazu eingeschlagen. Wollen Sie sich nicht der Gefahr aussetzen, als ein Verläumder und Ehrabschneider erklärt zu werden, so werden Sie mir die Beweise für Ihren Verdacht nicht schuldig bleiben. Gelangen dieselben nicht binnen kürzester Zeit in meine Hände, so werde ich sie öffentlich von Ihnen fordern und es dann dem Urtheil der Menge überlassen, Ihr Treiben zu richten."

Ricardo machte dem Bischof eine Verbeugung und entgegnete nachdrücklich und ernst: „Ich werde die Beweise erbringen, wenn ich auch vielleicht heute oder morgen noch nicht dazu in der Lage bin. Aber schon glaube ich die Spur gefunden zu haben, welche mich zum Ziele führen wird, und wenn mir Euer Durchlaucht an einem der nächsten Tage die Gunst einer Unterredung gewähren wollen, so bin ich bereit, Ihnen all' die Anhaltspunkte für meinen Verdacht darzulegen, welche ich bisher gesammelt habe."

„Sie scheinen den Angelegenheiten meines Hauses nach

jeder Richtung hin eine sehr liebevolle Aufmerksamkeit zugewendet zu haben“, sagte Fürst Klemens mit beißender Ironie. „Es thut mir leid, daß wir bisher so wenig Veranlassung haben, Ihnen dafür zu danken. Zu einer Unterredung werde ich Ihnen an einem der nächsten Tage in meinem römischen Palais zur Verfügung stehen. In dem Hause meiner Schwester kann davon selbstverständlich nicht die Rede sein, denn es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Erwähnung, daß Ihnen Schloß Miraflore sowohl wie dieser Park für alle Zukunft verschlossen sind.“

Die letzten Worte waren hart und mit einer beinahe verächtlichen Geringschätzung gesprochen worden, und der Advokat biß sich auf die Lippen, wenngleich er seine weltmännische Haltung auch jetzt noch bewahrte.

„Ich kann ein solches Verbot, welches für mich eine so ernste Bedeutung in sich schließt, wohl nicht früher unwiderruflich halten, als bis ich es aus dem eigenen Munde der Frau Fürstin vernommen habe, und ich denke, es wird mir gestattet sein, ihr meine Herzenswünsche vorzutragen.“

„Sie vergessen nur, daß ich das Oberhaupt der Familie bin, und daß Sie sich durch Ihr sträfliches und unwürdiges Vergehen selbst jedes Anrecht darauf abgeschnitten haben, mit jener Rücksicht behandelt zu werden, die man Ihnen sonst hätte zu theil werden lassen. Ich rathe Ihnen, sich alle Versuche in dem von Ihnen angedeuteten Sinne zu ersparen, denn dieselben könnten unter keinen Umständen für Sie ein günstiges Ergebniß haben und würden zweifellos nur in einer Demüthigung enden. Meine Schwester wird Sie ebensowenig empfangen, als es Ihnen gestattet sein wird, die Prinzessin wiederzusehen. — Komm' Margerita“, wendete er sich an das

wortlos und todtenbleich dastehende junge Mädchen, „diese unangemessene Unterhaltung hat bereits viel zu lange gewährt, und wir haben damit dem Herrn Deputirten mehr Ehre erwiesen, als sie ein unbefugter, nächtlichre Eindringling in fremdes Eigenthum unter gewöhnlichen Verhältnissen beanspruchen darf.“

Er ergriff Margerita bei der Hand, und während er Ernesto einen befehlenden Blick zuwarf, der denselben auffordern sollte, ihm ebenfalls zu folgen, suchte er das junge Mädchen rasch mit sich fortzuziehen. Aber er konnte trotz seiner Eilfertigkeit nicht verhindern, daß sie, die sich bis dahin ganz schweigsam verhalten hatte, sich jetzt mit einem raschen, muthigen Entschluß nach dem Geliebten umwandte und ihm laut genug, um allen vernehmlich zu werden, zurief:

„Was auch geschehen möge, Ricardo, ich erwarte von dir, daß du fest und standhaft bleibst, wie auch ich meinem Gelöbniß bis in den Tod treu sein werde.“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn der Bischof zog sie mit beinahe brutaler Gewalt fort. Ricardo hatte ihr keine Antwort gegeben, aber seine Augen blitzten, und in tiefen Athemzügen hob sich seine Brust, als habe er mit einem schweren und bedeutsamen Entschluß zu kämpfen. Trotz der verächtlichen und hochmüthigen Art, in welcher der Bischof ihre Unterhaltung geendet hatte, war der junge Deputirte augenscheinlich weder niedergeschlagen noch gedemüthigt. Er war offenbar bereit, den Kampf mit seinen mächtigen Gegnern aufzunehmen und tapfer um jenes köstliche Besitzthum zu ringen, welches man ihm zu entreißen drohte.

Für wenige Sekunden noch standen sich Ernesto und

Ricardo Auge in Auge gegenüber, und ohne daß einer von Ihnen ein Wort gesprochen hätte, konnte doch jeder in den Mienen des anderen lesen, daß zwischen ihnen fortan nichts anderes sein könne als ein furchtbarer, erbitterter Kampf, ein Kampf bis aufs Messer, der nicht anders enden durfte, als mit dem Untergang des einen von ihnen. Es bedurfte dazu keiner weiteren Drohung und keiner Schmähung mehr. Wortlos folgte Ernesto dem Fürsten und der jetzt leise vor sich hinweinenden Margerita, und nur Roedeler konnte sich nicht enthalten, im Vorübergehen dem jungen Deputirten in seinem schlechten Italienisch halb höhnisch und halb vertraulich zuzuflüstern:

„Sparen Sie sich Ihre Zeit für bessere Dinge, mein Herr. Mit diesen Bemühungen da werden Sie schwerlich irgend welchen Dank ernten, und Sie werden sich keine andere Belohnung erringen, als den Fluch unsterblicher Lächerlichkeit oder höchstens ein Stückchen Blei zwischen die Rippen.“

Er grüßte spöttisch und schlug den der Richtung nach dem Schlosse entgegengesetzten Weg ein. Er wußte ganz genau, welcher Art die Ereignisse waren, welche sich jetzt hinter den weithin sichtbar erleuchteten Fenstern im ersten Stockwerk des Schlosses vollzogen, und er trug durchaus kein Verlangen darnach, ihnen als Zeuge beizuwohnen, da er sich mit Genugthuung sagte, daß durch seine Geistesgegenwart alles in den erwünschten Gang gekommen sei, und er über das Endergebniß zeitig genug unterrichtet werden würde.

Der letzte, welcher die verhängnisvolle Stelle verließ, war der junge Römer, der sich plötzlich ganz allein sah, und der auch vergebens Umschau hielt nach dem Diener, der ihn

zum Ausgang des Parkes hätte zurückführen können. Es wurde ihm nicht leicht, diesen Ausgang ohne fremde Hilfe zu finden, denn er hatte bei den wenig verstohlenen, nächtlichen Besuchen, welche er bisher dem Park von Miraflore abgestattet, niemals sonderlich auf den viel verschlungenen Weg zu dem Platze des Stelldicheins geachtet, und jetzt war ihm überdies der Kopf so schwer und das Herz so voll von widerstreitenden Empfindungen, daß er sich immer wieder zwischen den Bosketts und Gebüschen verirrte, und er endlich, des fruchtlosen Suchens müde, an der ersten besten Stelle mit der Gewandheit eines geübten Turners seinen Weg über die nicht sehr hohe Einfassungsmauer nahm.

Ueber dem herrlichen Park am blauen tyrrhenischen Meer lag wieder die vorige feierliche, nächtliche Stille, und nur ein leises, kaum vernehmliches Wispern und Flüstern in den Blättern der Baumkronen schien zu erzählen von dem bitteren, unsäglichen Weh, welches hier soeben über zwei junge Menschenherzen hereingebrochen war.

Als Margerita halb willenlos dem Oheim folgte, der ihre Hand mit beinahe ehernem Druck in der seinigen hielt, da wußte sie wohl, daß diese verhängnißvolle nächtliche Scene noch keineswegs zu Ende sein würde, und daß ihr wohl gerade das Schwerste noch bevorstände. Sie zitterte vor dem Eindruck den die Entdeckung ihrer vermeintlichen Verirrung auf die Fürstin machen würde; aber nur ihre kindliche Liebe und die Besorgniß, der Mutter Kummer zu bereiten, ließ sie erbeben, nicht die Furcht vor den Folgen, welche auf sie selber fallen könnten, denn die Größe der Gefahr, die ihrer Liebe drohte, hatte die Größe ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit, den Geliebten den Vorurtheilen ihrer Verwandten nicht aufzuopfern, sondern nur erhöhen können.

So gewann sie es denn auch, als sie an der Seite des Bischofs die Stufen der Freitreppe emporstieg, nicht über sich eine Bitte um Verzeihung oder um Schonung an ihn zu richten, und mit fest zusammengepreßten Lippen folgte sie ihm in das Schloß, in welchem innerhalb der nächsten Stunde über das Schicksal ihres ganzen künftigen Lebens entschieden werden sollte.

Unverweilt begab sich der Fürst in die Gemächer seiner Schwester, deren Fenster er noch erhellt gesehen hatte. Nur

im Vorrübergehen ertheilte er einem Diener den Befehl, auf der Terrasse der Rückkehr des Prinzen Ernesto zu harren und demselben auszurichten, daß er, der Bischof ihn noch zu sprechen wünsche.

Die ahnungslose Fürstin, welche im Nachtgewande vor dem Kruzifix in ihrem Schlafzimmer gekniet hatte, als der Bischof und Margerita ohne alle vorherige Meldung eingetreten waren, hatte Mühe, ihre Fassung zu bewahren und sich aufrecht zu erhalten, als ihr Bruder ihr mit wenigen rauhen und schonungslosen Worten von den Ereignissen, die sich soeben unter seinen Augen vollzogen hatten, Mittheilung machte.

Margerita hatte seine mit grausamer Absichtlichkeit in die härteste Form gekleidete Erzählung angehört, ohne ihn ein einziges Mal mit einem Versuch zu ihrer Rechtfertigung zu unterbrechen. Als sie aber sah, daß die Fürstin, die sich todtenbleich von ihrem Betpult erhoben hatte, schwankte und mit den Händen nach einer Stütze suchte, eilte sie mit einem Aufschrei des Schreckens auf die geliebte Mutter zu, und machte Miene, den Arm um ihre Schulter zu schlingen. Aber die Fürstin wies die Liebkosung ihres Kindes zurück und richtete einen so gramerfüllten, schmerzlichen Blick auf Margerita daß dieselbe in lautes Weinen ausbrach und ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllte.

Das Wort der Bitte, welches sie an ihre Mutter hatte richten wollen, war ihr auf den Lippen erstorben, und sie rang mühsam nach der Erhaltung der Kraft, deren sie in dieser Stunde so sehr bedurfte.

Unterdessen überschüttete der Bischof seine Schwester mit Vorwürfen über die Leichtfertigkeit, welche sie in der Beobachtung und Bewachung des jungen Mädchens an den Tag gelegt hatte. Auf ihr Haupt allein falle die Verantwortung für den Schimpf, welcher von neuem über ihr Haus gekommen sei, und ihre Aufgabe müsse darum auch sein, durch Entschiedenheit des Auftretens und durch unnachsichtige Strenge gegen die ehrvergessene Tochter wieder gut zu machen, was sie in ihrer Unachtsamkeit gesündigt. Nun hätte ihm freilich Beatrice auf alle diese Vorhaltungen mit gutem Recht erwidern können, daß dem Eifernden mindestens ein ebenso großer Theil der Schuld zufalle, als ihr, denn er war es vornehmlich gewesen, der dem Aufenthalt Margeritas im Hause des Grafen Bandello ebenso wie ihrer Reise mit der Familie desselben das Wort geredet hatte, und es war ja offenbar, daß gerade auf ihr Verweilen in jenem römischen Patrizierhause die Ursache der heutigen Ereignisse zurückzuführen sei. Aber Frau Beatrice war so sehr daran gewöhnt, sich den Willensäußerungen und Meinungen ihres Bruders widerspruchslos zu unterwerfen und in demüthiger Verehrung zu ihm emporzusehen, wie zu einem höheren Wesen, daß sie auch jetzt nicht einen Augenblick daran dachte, seine Vorwürfe könnten eine Ungerechtigkeit enthalten, und sie war vollkommen davon überzeugt, dieselben in ihrem ganzen Umfange verdient zu haben. Mit leisen, flehenden Worten versuchte sie, sich zu entschuldigen und den Zorn des Bischofs durch demüthige Bitten zu besänftigen. Sie hielt sich selber für soviel schuldiger als ihre Tochter, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, derselben einen Theil der Vorwürfe, die sie selbst empfangen mußte, zurückzugeben, und daß

sie ihr bitterlich weinendes Kind mit mehr gramvollen als zornigen Blicken betrachtete.

Mochte doch in ihrem Herzen die Erinnerung lebendig werden an eine, jetzt freilich weit hinter ihr liegende Zeit, in der sie selber in einer ganz ähnlichen Lage gewesen war, wie das unglückliche junge Mädchen.

Auch sie hatte an sich selber mit unsäglichem Herzeleid die ganze Schwere und Bitterkeit eines unauslöschlichen Zwiespalts zwischen Pflicht und Liebe ertragen müssen; auch ihr war keine jener Kränkungen und Demüthigungen erspart geblieben, welche jetzt über die arme Margerita hereinbrachen, und auch sie hatte geglaubt, verzweifeln zu müssen unter der Last eines Kummers, den ihr junges Haupt nicht ertragen zu können meinte. Sie dachte wohl daran, wie sie damals mit heldenmüthigem Entschluß all' die drückenden Fesseln und Ketten zerbrochen hatte, durch welche sie an unselige Standesvorurtheile geschmiedet gewesen und von ihrem Glück getrennt worden war, aber die lange Reihe von Jahren, welche zwischen jenen Ereignissen und heute lag, hatte jene Gluten, die einst ihr liebeheißes Herz erfüllen, abgekühlt, hatte ihre Anschauungen geändert, hatte ihr zum Theil sogar das Verständniß geraubt für jene Empfindungen, die damals in ihrer eigenen Brust so mächtig gewesen waren. Sie konnte kaum noch begreifen, wie es möglich gewesen war, daß sie sich damals so leicht über alle Schranken hinwegzusetzen vermochte, die ihr doch ihrer ganzen Erziehung nach als geradezu geheiligt gelten mußten, und sie war weit entfernt, an die Möglichkeit zu glauben, daß Margerita jemals einen ähnlichen Entschluß fassen könnte. Sie fühlte nur, daß es ein bitterer und tief

einschneidender Schmerz sein würde, welchen diese erste Entsagung in das Leben ihrer beklagenswerthen Tochter brächte, und sie fürchtete, daß es wahrscheinlich einer sehr langen und traurigen Zeit bedürfen würde, ehe die Wunden geheilt seien, die ihr diese gewaltsame Zerstörung ihrer Jugendliebe geschlagen. Darüber hinaus gingen ihre Besorgnisse nicht, und nur diese Empfindungen waren es, welche aus ihren Worten klangen, als sie endlich zu der weinenden Margerita sagte:

„Du hast uns einen schweren Kummer bereitet, mein Kind, und dein Oheim ist nur zu sehr im Recht, wenn er mir den Vorwurf macht, daß ich ein zu großes Vertrauen in deine Sittsamkeit und in deinen Familienstolz gesetzt habe.

Ich konnte in der That nicht ahnen, daß du meinen Glauben in einer so beschämenden Weise hintergehen würdest, und ich bin bestraft genug für eine Nachsicht, die ich freilich fortan durch eine desto größere Strenge und Wachsamkeit werde ersetzen müssen. Längst hatte ich mit Kummer bemerkt, daß du mir dein kindliches Vertrauen nicht mehr in dem Maße zuwandtest, in welchem ich es beanspruchen durfte. Laß mich hoffen, Margerita, daß es in Zukunft allein das Herz deiner Mutter sein wird, welches du in deinen Handlungen um Rath fragst, und welchem du all' deine Geheimnisse ausschüttest."

Noch ehe Margerita im stande war, darauf eine Antwort zu geben, fiel der Bischof hart, in befehlendem Tone ein:

„Ich möchte es denn doch nicht so ganz auf den guten Willen eines pflichtvergessenen jungen Mädchens ankommen

lassen. Späterhin wird sich ja über Euer Verhältniß zu einander genugsam reden lassen, vor der Hand aber halte ich es für angemessen, daß Margerita an einem Ort untergebracht werde, an welchem sie vor allen Versuchungen geschützt ist und nicht Gefahr läuft, ihre eigene Ehre und den guten Namen ihrer Familie leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Ich werde unverzüglich mit der Aebtissin eines mir wohlbekannten Klosters Rücksprache nehmen, und ich zweifle nicht, daß du dort für einige Monate — oder wenn es sein muß, auch Jahre — diejenige Zufluchtstätte finden wirst, deren es meiner Ueberzeugung nach vorläufig für dich bedarf, eine Stätte, zu welcher keine jener teuflischen Verführungskünste jemals ihren Weg finden wird. Geh' auf dein Zimmer und bereite dich auf deine Abreise vor; für das, was ich mit deiner Mutter noch zu besprechen habe, bedarf es deiner Gegenwart nicht."

Zum ersten Mal, seitdem sie an der Hand ihres Oheims das Schlafgemach der Fürstin betreten hatte, öffnete Margerita jetzt die Lippen zu einer Erwiderung; aber nicht eine Aeußerung demüthigen Gehorsams, wie sie der Bischof wohl erwartet haben mochte, war es, mit der sie seinen Befehl beantwortete. Sie richtete sich stolz empor, ließ ihre Hände von dem thränenüberströmten Antlitz herabgleiten, und für einen Moment traten um ihren Mund dieselben Züge eines starren, unbeugsamen Trotzes zu Tage, die sich in so starker Ausprägung auf dem Gesicht ihres Oheims fanden.

„Verzeiht, wenn ich mich einem solchen Befehl nicht unterwerfen kann", sagte sie mit leiser und doch fester Stimme. „Ich habe gewiß unrecht gehandelt und alle die Vorwürfe, mit denen ich hier überschüttet werde, zu einem nicht geringen

Theil verdient. So groß aber, wie es hier dargestellt wird, ist mein Verbrechen gewiß nicht gewesen, und selbst wenn es so wäre, bin ich doch nicht mehr das willenlose Kind, das man nach Belieben fortschicken und einsperren kann, ohne daß es wagen dürfte, einen Widerspruch zu erheben. Ich bitte Sie vielmehr, mein Oheim, mich für eine kurze Zeit mit meiner theuren Mama allein lassen, damit ich ihr gegenüber meine Vertheidigung führen und mir ihre Verzeihung erringen kann. Es giebt eben im Herzen eines jungen Mädchens Dinge, welche es keinem männlichen Wesen, nicht einmal dem eigenen Vater anvertrauen kann, und es wäre eine Grausamkeit, mir diesen berechtigten Wunsch zu versagen."

Der Bischof, welcher es bis dahin so meisterlich verstanden hatte, wenigstens in seiner äußeren Haltung seine Ruhe völlig zu bewahren, sandte jetzt seiner Nichte, die ihm noch nie zuvor mit gleicher Entschiedenheit entgegengetreten war, einen zornflammenden Blick zu, und wie mühsam unterdrückte Entrüstung zitterte es in dem Klange seiner Stimme, als er ernst erwiderte:

„Vergißt du denn, daß ich nicht nur deshalb dein volles Vertrauen beanspruchen kann, weil ich seit langer Zeit Vaterstelle an dir vertreten habe, sondern auch, weil ich ein geweihter Priester der Kirche bin, vor dem du alle deine Geheimnisse und die verborgenen Neigungen deiner Seele ausschütten kannst wie vor Gott selbst, und der die Befugniß hat, dir im Namen des Allmächtigen deine Sünden zu verzeihen?"

„Was ich gethan habe, bedarf keiner Verzeihung von Gott, denn es ist meiner unerschütterlichen Ansicht nach vor

seinem Auge nicht eine Sünde wie vor dem eurigen; richtet er doch die Menschen nicht wie Ihr nach dem Range ihrer Geburt und nach dem Stande, den sie hier in der Welt inne haben. Er wird mich nicht verdammen, weil ich meine Liebe einem Manne geschenkt habe, der zwar nicht berechtigt ist, seinen Namen mit stolzem Titel zu schmücken, der aber nichtsdestoweniger all' den vornehmen Aristokraten, die ich bisher in unseren Umgangskreisen kennen gelernt habe, an Vorzügen des Herzens und des Geistes unendlich weit überlegen ist."

Die Fürstin war starr vor Schrecken über die unerhörte Kühnheit ihres Kindes, welches da dem gefürchteten Manne gegenüber eine Sprache führte, die sie selber niemals gewagt haben würde; die Wangen des Bischofs aber färbten sich mit der purpurnen Röthe des heftigen Zornes, und er trat dicht vor das junge Mädchen hin, als wenn er es durch die Blitze seiner Augen und durch die Wucht seiner ergrimmten Worte zu Boden schmettern wollte.

„Was willst du mir da sagen, Unglückselige!" rief er aus. „Haben die Ueberredungskünste dieses schändlichen Verführers schon so viel Gewalt über dich gewonnen, daß du selbst den Gehorsam und die Ehrfurcht gegen uns vergessen kannst und daß du glaubst, dich bis zum offenen Widerspruch versteigen zu dürfen? Hüte dich, dieses Menschen noch einmal Erwähnung zu thun oder auch nur an ihn zu denken, und sei gewiß, daß du ihn niemals wiedersehen wirst!"

Margeritas Lippen bebten, aber sie kämpfte tapfer die Thränen zurück, welche sich ihr heiß in die Augen drängen wollten. Ohne dem Bischof zu antworten, wendete sie sich

mit einer innig bittenden Geberde an ihre Mutter, um die Frage an sie zu richten, ob sie es geschehen lassen könnte, daß ihr Kind unsäglich unglücklich gemacht werde, und das durch ein Vorurtheil, dem sie selber sich doch dereinst um seiner Grausamkeit willen nicht habe unterwerfen können. Hätte das junge Mädchen mehr Menschenkenntniß und Welterfahrung gehabt, so würde es jedenfalls gewußt haben, daß eine solche Erinnerung an ein peinliches Vorkommniß der Vergangenheit gewiß das am wenigsten geeignete Mittel war, ihre eigene Lage zu verbessern. Die Fürstin, welche aus dem Entsetzen über die Vermessenheit ihrer Tochter gar nicht herauskam, warf einen angstvollen Blick auf ihren Bruder und dieser schien denn auch in der That entschlossen, einer so unerhörten und unerwarteten Hartnäckigkeit seiner Nichte gegenüber auch die letzte Rücksicht fahren zu lassen, die er bis dahin seines priesterlichen Gewandes willen vielleicht noch beobachtet hatte. Mit zornigen Worten, die nicht mehr wie vorhin mit wohlerwogener Langsamkeit und Gemessenheit, sondern mit echt südlicher Leidenschaft und Lebhaftigkeit über seine Lippen kamen, schüttete er eine Flut von Vorwürfen über das junge Mädchen und über ihre Mutter aus, der man seiner Meinung nach allein beimessen konnte, das Margerita Mitwisserin des bisher so sorglich gehüteten Geheimnisses geworden war, und die ihm überdies durch das verhängnißvolle Beispiel, welches sie dereinst gegeben hatte, für das gegenwärtige Unglück allein verantwortlich schien.

Er verlangte von dem jungen Mädchen einen feierlichen Schwur, daß sie fortan jeden Gedanken an den bürgerlichen und überdies politisch so freigesinnten Geliebten fahren lassen

wolle, und als Margerita mit ungebeugtem Stolze und mit noch größerer Entschiedenheit als zuvor erklärte, daß sie ein solches Verlangen niemals erfüllen werde, da kannte seine wilde Erregung keine Grenzen mehr und durchbrach unaufhaltsam alle Schranken der Mäßigung. Er knüpfte an den Namen Ricardos eine Unzahl von Schmähungen, die man aus dem Munde eines so hohen Prälaten niemals zu hören erwartet hätte, und er legte mit einer Stimme, aus der die ganze Glut seines wilden Hasses loderte, das Gelöbniß ab, daß er den Unverschämten nicht nur züchtigen, sondern daß er ihn erbarmungslos bis zum äußersten verfolgen, daß er ihn vernichten werde.

Wenn er geglaubt hatte, mit alledem eine einschüchternde Wirkung auf Margerita zu üben, so hatte er sich indessen vollständig getäuscht. Die Fürstin lag zwar totenbleich, an allen Gliedern zitternd und kaum eines Wortes mächtig, in einem Sessel, der Muth des jungen Mädchens aber schien unter all' den Demüthigungen und moralischen Mißhandlungen, die ihr der mitleidlose Mann zu theil werden ließ, nur noch mehr zu wachsen; die Kraft ihrer Liebe schien sich zu stählen an der Größe und Heftigkeit des Widerstandes, den man ihr entgegensetzte, und nach und nach schwand aus ihren stolzen Erwiderungen auch der letzte Rest ängstlicher Scheu und kindlicher Ehrfurcht, die sich anfangs als eine selbstverständliche Folge ihres bisherigen Verhältnisses zu dem Bischof wohl noch bemerklich gemacht hatten.

Als der Fürst unter all' den leidenschaftlichen Drohungen, mit denen er in seinem Zorne durchaus nicht kargte, auch der blutigen Rache Erwähnung that, welche Ernesto an dem

Beleidiger seiner Ehre nehmen werde, da tauchte die letzte Szene im Park noch einmal auf, und unter dem Ansturm schmerzlicher Erinnerungen kam auch ihre Selbstbeherrschung ins Wanken. Sie sah wieder das totenfahle, von unsäglicher Wuth und Rachebegier verzerrte Antlitz ihres angeblichen Bruders vor sich, sie hörte wieder seinen keuchenden Athem, der mehr dem Schnaufen eines Raubthieres als einem Hauch aus menschlicher Brust glich, und zugleich mit dieser greifbar deutlichen Vorstellung kam ihr mit der Klarheit eines plötzlich niederfahrenden Blitzstrahles die Ueberzeugung, daß es etwas anderes als nur brüderliche Zuneigung gewesen sein müsse, was die Handlungsweise Ernestos in dieser Nacht bestimmt habe.

Wenn aber Ricardos Vermuthung in diesem Punkte das Richtige getroffen hatte, wenn es wirklich eine andere, leidenschaftliche, sündhafte Liebe war, welche Ernesto für sie empfand, so mußte auch jener andere, furchtbare Verdacht eine Begründung haben, so konnte er auch unmöglich in Wahrheit ihr Bruder sein. Vielleicht hätte sie wohl daran gethan, dieser Eingebung nicht sogleich Worte zu verleihen; aber sie befand sich nicht mehr in der Gemüthsverfassung, welche es ihr ermöglicht hätte, ihren Vortheil zu erwägen und mit der ganzen Gluth, welche nun auch in ihrem Herzen loderte, schleuderte sie, ohne sogleich an ihre arme Mutter zu denken, dem Oheim den Ausruf entgegen, daß Ernesto auch ihrer Ueberzeugung nach ein großer Betrüger sei.

Erst als Beatrice mit einem lauten Aufschrei wie leblos in ihren Sessel zurücksank, kam Margerita zur Erkenntniß der Tragweite dessen, was sie da gethan; aber als sie sich ihrer ohnmächtigen Mutter nähern wollte, ergriff schnell der

Bischof ihre Hand und führte sie trotz ihres Widerstrebens zur Thür.

„Geh' auf dein Zimmer!" sagte er halblaut, aber mit einer Stimme, aus welcher deutlich genug seine Entschlossenheit klang, und mit unheimlich blitzenden Augen. „Geh' auf dein Zimmer und hüte dich, es zu verlassen, ehe du von mir oder von deiner Mutter die Weisung dazu erhalten hast. Morgen früh wirst du erfahren, was über deine Zukunft beschlossen worden ist, und wehe dir, wenn vorher irgend ein anderes menschliches Wesen aus deinem Munde eine Äußerung vernimmt, wie diese es war."

Seine Kraft war zu groß, als daß Margerita seiner Absicht sie aus dem Zimmer zu entfernen, einen ernstlichen Widerstand hätte entgegensetzen können. Von der Schwelle des Gemaches aus warf sie noch einen langen, schmerzerfüllten Blick auf die bewußtlose Fürstin zurück, dann ging sie langsam durch das teppichbelegte Vorgemach, in welchem die schlaftrunkene Zofe ihrer Mutter sie verwundert anstarrte, zu der Stiege, die in ihr eigenes Schlafzimmer emporführte.

Sie weinte nicht mehr, und ihr schönes Antlitz trug keineswegs den Ausdruck starrer Verzweiflung oder muthloser Resignation, der nach den letzten Ereignissen vielleicht der natürlichste gewesen wäre, sondern es zeigte viel eher die klare und zielbewußte Ruhe eines festen und unwiderruflichen Entschlusses, der wohl eine Befreiung von all' den schweren Kümmernissen und Sorgen, welche jetzt auf ihr lasteten, in sich schließen mußte.

Während die unglückliche Gesellschafterin, welche gut genug wußte, daß nach den Vorkommnissen der Nacht ihres Bleibens

in diesem Hause nicht länger war, es vorgezogen hatte, sich ganz unsichtbar zu machen, wartete die Kammerjungfer in dem kleinen, lauschigen Boudoir, welches die Mutterliebe der Fürstin aufs verschwenderischste ausgestattet hatte, geduldig auf das Erscheinen ihrer jungen Herrin. Margerita gestattete ihr denn auch, ihr beim Ablegen des Kleides behülflich zu sein; weiter aber nahm sie ihre Dienste bei der Nachttoilette nicht in Anspruch.

„Ich gedenke, mich noch nicht zur Ruhe zu begeben," sagte sie auf die verwunderte Frage des Mädchens, und wenn ich deiner während der Nacht bedürfen sollte, so werde ich nach dir schellen. Aber ich bin gewiß, daß das nicht der Fall sein wird."

Sie hatte die letzten Worte absichtlich mit besonderem Nachdruck gesprochen, denn sie hatte schon widerholt die Wahrnehmung gemacht, daß das Mädchen, deren Schlafzimmer unmittelbar an das ihrige anstieß, es liebte, nächtliche Ausflüge zu machen, deren Ursache ohne Zweifel ebenfalls irgend ein Liebesabenteuer war. Sie würde von dieser Entdeckung ohne Zweifel sofort der Fürstin Mittheilung gemacht haben, wenn nicht gerade in dieser Zeit ihr eigenes Gewissen durch ihre geheimen Zusammenkünfte mit dem Geliebten einigermaßen belastet gewesen wäre.

So hatte sie es stillschweigend geduldet und sich nur vorgenommen, der Zofe bei Gelegenheit einmal anzudeuten, daß jenes Geheimniß ihr keineswegs verborgen geblieben sei. Heute nun war sie offenbar sehr zufrieden mit der Nachsicht, welche sie dieser Leichtfertigkeit gegenüber an den Tag gelegt hatte; denn es war ihr sichtlich darum zu thun, das

Mädchen während der Nacht zu entfernen. Als jene ihr bereits mit einer tiefen Verbeugung zum Gutenachtgruß die Hand geküßt hatte, rief Margerita sie noch einmal zurück und schenkte ihr mit einigen freundlichen Worten einen Schmuck, an dem sie die Augen der Dienerin schon oft mit dem Ausdruck sehnlichen Verlangens hatte hängen sehen. Die überschwenglichen Dankesäußerungen des überglücklichen Mädchens ablehnend, wiederholte sie dann noch einmal die Versicherung, daß sie ihrer für den Rest der Nacht nicht mehr bedürfen werde, und schob hinter ihr den Riegel vor die Thür.

Etwa zwei Stunden später, als anscheinend niemand mehr im Schloß Miraflore wachte, und als in allen Theilen des schönen Gebäudes die tiefste Stille herrschte, wurden geräuschlos einige Thüren geöffnet, und eine schlanke Gestalt huschte mit beinahe gespenstischer Behendigkeit und Lautlosigkeit über die Korridore und Treppen hinab. Ein langer, dunkler Mantel verhüllte sie von Kopf bis zu den Füßen, und ein dichter schwarzer Schleier machte es überdies ganz unmöglich, die Züge ihres Gesichts zu erkennen. Sie trug nichts bei sich, weder ein Bündelchen noch eine Tasche und sie wurde durch nichts in ihrem ebenso eiligen als vorsichtigen Laufe gehindert.

Unten im Vestibule hatte immer abwechselnd einer der Diener die Wache zu halten, obwohl von Seiten der Herrschaft auf die strenge Befolgung dieses Befehls niemals ein besonderes Gewicht gelegt worden war, weil man hier keine Ursache hatte, sich vor Dieben oder vor noch schlimmeren Verbrechern zu fürchten. Auch heute saß einer der Domestiken,

der alte grauharrige Mann auf dem Strohstuhle, den man zu diesem Zwecke allabendlich zwischen die Säulen der Treppenhauses zu stellen pflegte; aber er schlief den tiefen Schlaf des Gerechten, und er wäre auch von einem viel stärkeren Geräusch nicht geweckt worden, als es der leichte, kaum vernehmliche Schritt des jungen Mädchens war. Die auf die Terrasse hinausführende Thür war nicht verschlossen, und unbemerkt gelangte Margerita, denn keine andere als sie verbarg sich hinter dem dunklen Schleier, hinaus ins Freie. Zaudernd stand sie einen Augenblick, als ihr abermals die balsamische Luft der italienischen Frühlingsnacht entgegenschlug; aber sie mußte die Unentschlossenheit, die sich danach in ihrem Herzen regen wollte, wohl sehr schnell überwunden haben; denn schon nach wenigen Sekunden ging sie mit raschen, aber sicheren Schritten dem Ausgange des Parkes zu, bald hinter den dichten, dunklen Gebüschen verschwindend.

Ungeduldig und mit einer von Minute zu Minute peinlicher werdenden fieberhaften Spannung hatte Ernesto im Erdgeschoß des Schlosses den Bischof erwartet, der ihn, wie der Diener gemeldet, noch zu sprechen wünschte. Er wußte, daß oben in den Gemächern der Fürstin jetzt eine Besprechung der nächtlichen Vorgänge im Park stattfand, und daß wahrscheinlich eine Entscheidung über Margeritas Zukunft getroffen wurde. Daß er dabei nicht zugezogen wurde, sondern daß ihm Fürst Klemens durch einen Diener den Befehl ertheilen ließ, ihn zu erwarten, konnte sich der junge Mann wahrlich nicht als ein günstiges Zeichen deuten, und je mehr er die letzten Ereignisse vor seine Seele zurückzurufen und mit einiger Ruhe zu bedenken trachtete, desto bedrohlicher und unhaltbarer mußte ihm seine gegenwärtige Lage erscheinen.

Zwar hatte der Bischof die Behauptung des jungen römischen Deputirten, der wiedergefundene Fürstensohn sei weiter nichts als ein gemeiner Betrüger, mit aller nur immer zu wünschenden Entschiedenheit zurückgewiesen; aber der eigenthümlich forschende und drohende Blick seiner durchdringenden Augen, welcher dabei das Antlitz Ernestos gestreift hatte, war diesem doch Grund genug zu einer sehr ernsten Besorgniß gewesen.

Sein böses Gewissen hatte in dieser flüchtigen Regung des Mißtrauens nichts weniger gesehen, als den Beginn der Entdeckung mit ihrem ganzen unvermeidlichen Gefolge von Schande, Schmach und Entehrung.

Die Zuversicht, mit welcher dann Ricardo von der Beibringung des versprochenen Schuldbeweises gesprochen hatte war vollends ganz danach angethan gewesen, ihn in die äußerste Verwirrung zu stürzen, und sein einmal in Furcht und Besorgniß versetztes Gemüth ließ ihn nun auch in der raschen Entfernung Schieles nichts anderes sehen, als eine Aeußerung der Furcht vor möglicherweise unmittelbar bevorstehender Entlarvung.

So schritt er, von den schwersten Beängstigungen gequält und von Schauern der Furcht wie von Fieberfrösten geschüttelt auf dem weichen Teppich des Gemaches auf und nieder. Mehr als einmal drängte sich ihm die Versuchung auf, der vermeintlichen Gefahr kurzweg zu entfliehen und dem Schlosse noch in dieser Nacht den Rücken zu kehren, all' seine Fürstenherrlichkeit und seine Aussicht auf ein glänzendes Leben hinter sich zurücklassend. Aber unmittelbar darauf mußte er sich jedesmal wieder sagen, daß ein solcher Schritt thatsächlich ein Schritt der äußersten Verzweiflung und ein volles, unumwundenes Eingeständniß seiner Schuld sein würde. Er verfügte im Augenblick nur über ganz geringe Barmittel und sah keine Möglichkeit, sich in den Besitz größerer Summen zu setzen. Wohin hätte er also eine so abenteuerliche Flucht richten sollen? Was hätte er beginnen sollen, wenn die geringe Barschaft zu Ende war, wie es ohne Zweifel nach Ablauf von wenigen Tagen hätte der Fall sein müssen?

Es war kaum daran zu zweifeln, daß man ihn als einen Betrüger verfolgt haben würde; denn wenn auch der Bischof und die Fürstin aus Furcht vor Skandal einen solchen Schritt vielleicht unterlassen hätten, so würde doch der junge Römer in seinem berechtigten Haß gewiß nicht auf die köstliche Genugthuung verzichtet haben, seinen Feind gedemüthigt und erniedrigt vor sich im Staube zu sehen. Sobald Ernestos Gedanken an diesem Punkte angekommen waren, nahmen sie wieder eine andere Richtung. Nein, er wollte den verhaßten Nebenbuhler wahrlich einen so leichten Triumph nicht gönnen, er wollte nicht vor einer bloßen Drohung die Flinte muthlos ins Korn werfen und dem Gegner das Feld ohne jegliches Opfer überlassen, sondern es lieber auf das Aeußerste ankommen lassen, wollte den erbitterten Kampf mit allen nur immer erreichbaren Waffen führen und, wenn er dennoch für ihn mit einer Niederlage endigen sollte, wenigstens die Befriedigung empfinden, seinen Feind auf die eine oder andere Weise mit sich ins Verderben gerissen zu haben.

So sah Ernesto denn endlich mit einer gewissen trotzigen Entschlossenheit dem Nahen des Bischofs entgegen, der ihn freilich lange genug auf sein Erscheinen warten ließ. Aber als er nun den Schritt des Prälaten vernahm, da zog er sich doch unwillkürlich in den Hintergrund des Gemaches zurück, wo der Schein der Kerzen seine Züge nicht mehr mit voller Helligkeit traf, und wo er nicht mehr fürchten mußte, durch ein unzweideutiges Erröten oder Erbleichen von den Vorgängen in seinem Innern mehr zu verrathen, als es für die Gestaltung seines künftigen Schicksals von Vortheil sein konnte.

Aber wenn er erwartet hatte, daß der Bischof nun mit

der Miene eines Inquisitors vor ihn hintreten und ihn mit einer Flut strenger und eindringlicher Fragen bestürmen würde, so hatte er sich vollständig getäuscht. Der Fürst war ein Meister in der Kunst, sich zu beherrschen und seine eigentlichen Gedanken und Absichten hinter einer — sich immer gleich bleibenden — Maske des Stolzes und der unnahbaren Hoheit zu verbergen. Auch wenn in einzelnen Momenten, wie in dem letzten Theil der Unterhaltung, die er mit Margerita geführt, die Leidenschaft, von der er im Grunde durchaus nicht frei war, die Herrschaft über ihn gewann, und ihn zu heftigen Ausbrüchen hinriß, so wußte er doch sein empörtes Blut bald genug wieder unter die Botmäßigkeit seines kühlen, ruhig prüfenden Verstandes zu bringen und seinen Gesichtszügen wieder jene marmorne Glätte und Unbeweglichkeit zu geben, hinter der wahrlich niemand das letzte Grollen eines heftigen Gewitters vermuthet haben würde.

Auch Ernesto war fast betroffen von der anscheinend so gleichmüthigen Ruhe des Bischofs; dieselbe machte seine Haltung wieder viel unsicherer, als es einem erregten und heftigen Auftreten des Kirchenfürsten gegenüber der Fall gewesen sein würde, und wenn er sich soeben noch vorgenommen hatte, darüber, daß man ihn hier so lange warten ließ, den Beleidigten zu spielen, so waren ihm alle derartigen Gelüste jetzt vergangen.

Der Bischof richtete keine Frage an ihn, wie er zu der Kenntniß jenes nächtlichen Rendezvous gekommen sei; er verlangte keine Erklärung und Rechtfertigung auf die Anklagen des Deputirten, sondern er fragte nur mit seiner kalten, vornehmen, feierlichen Stimme, die immer darauf berechnet schien, von der Wölbung eines Domes zurückgeworfen zu werden:

„Was gedenkst du nun zu thun?“

Gerade auf diese Frage aber war Ernesto nicht vorbereitet gewesen. Er hatte an tausend Möglichkeiten gedacht, was er zu thun habe, wenn er Gefahr liefe, entdeckt zu werden; über das aber, was ihm im entgegengesetzten Falle obliege, hatte er bisher noch nicht einen Augenblick nachgesonnen. So stotterte er denn statt der Antwort etwas, daß er selbst nicht verstand. und in dem nur die Worte „Genugthuung suchen“ und „Rache“ vorkamen.

Der Bischof nickte mehrmals langsam mit dem Kopfe. Die sichtliche Verwirrung seines Neffen schien ihm keine Bedenklichkeiten zu verursachen, und er schien ganz zufrieden mit der höchst unzureichenden Erwiderung, die ihm da zu theil geworden war.

„Du wirst Genugthuung fordern von dem Elenden, der es gewagt hat, in den Frieden unseres Hauses einzudringen und unseren Wappenschild zu besudeln“, sagte er, „das ist ganz selbstverständlich, und ich habe es nicht anders erwartet! Aber ich wünsche auch zu wissen, in welcher Weise du diese Genugthuung herbeizuführen gedenkst! Du hast gehört, daß der Mensch sich von vorneherein weigerte, deine Herausforderung anzunehmen.“

Ernesto wurde immer verlegener. Er hatte sich daraus keinen bestimmten Plan zurecht gemacht, wie es der Bischof zu erwarten schien, und wenn ihm überhaupt ein Mittel vorgeschwebt hatte, sich an dem Advokaten zu rächen, so war es ganz gewiß nicht das Mittel eines ritterlichen Zweikampfes gewesen.

„Ich hoffe, er wird diese Weigerung zurücknehmen,“

stotterte er endlich, weil er fühlte, daß der Bischof eine zustimmende Antwort erwartete. „Er wird nicht den Vorwurf der Feigheit auf sich laden wollen.“

„Es würde ihn niemand für feige halten, auch wenn er bei seiner Ablehnung beharrt,“ sagte jetzt Fürst Klemens scharf, „er hat, wie mir sehr wohl bekannt ist, wiederholte Proben seines persönlichen Muthes abgelegt, die ihn hinlänglich gegen einen solchen Verdacht schützen. Eine einfache Herausforderung wird nicht genügen, ihn zum Zweikampf zu zwingen, es wird eines stärkeren Mittels dazu bedürfen, und ich wollte eben von dir hören, worin dieses Mittel bestehen soll.“

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht,“ mußte Ernesto jetzt doch eingestehen, „und vielleicht gäbe es auch noch einen andern Weg, Rechenschaft von ihm zu fordern, als diesen. Ein Duell würde doch nothwendig großen Skandal hervorrufen. —“

„Darum hast du dich nicht zu kümmern,“ war die rasche und harte Erwiderung des Bischofs, „und wenn die ganze Angelegenheit nur mit der erforderlichen Schnelligkeit erledigt wird — wenn es dir nur gelingt, den Menschen zu töten, ehe er eine seiner Drohungen zur Ausführung bringen könnte, so will ich für alles Weitere wohl einstehen. Noch in dieser Nacht mußt du ihm nach Rom folgen, und du mußt ihn entweder in seiner eigenen Wohnung oder noch besser an dem ersten öffentlichen Orte, wo du seiner habhaft werden kannst, dergestalt wörtlich oder thätlich insultieren, daß es für ihn kein Zurückweichen und keine Möglichkeit mehr giebt, ein Duell abzulehnen. Hast du mich verstanden?“

Ernesto bejahte und gab sich Mühe, eine große Heftigkeit

in den Ton seiner Stimme zu legen; aber er zitterte nichtsdestoweniger an allen Gliedern und fürchtete, daß das laute Pochen seines Herzens an ihm zum Verräther würde. Die unerschütterliche Ruhe und Entschlossenheit, in welcher der Bischof von diesem Zweikampf wie von etwas ganz Selbstverständlichem und Unvermeidlichem sprach, setzte ihn in Schrecken; denn wenn er auch nicht gerade feige war, so konnte er sich doch nicht zur Genüge auf seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen verlassen, um eines Erfolges über seinen Gegner gewiß zu sein. Aber in der Art des Fürsten lag etwas, das von vornherein jeden Widerspruch ausschloß, namentlich in einem Augenblick, in welchem Ernesto vor allem darauf bedacht sein mußte, im Herzen des Bischofs keinen Verdacht aufkommen zu lassen, oder dem etwa schon vorhandenen nicht noch neue Nahrung zuzuführen. So bejahte er denn die an ihn gerichtete Frage, sich im Stillen an die Hoffnung festklammernd, daß es ihm noch gelingen werde, diesem Aeußersten, das ihm da zugemuthet wurde, rechtzeitig aus dem Wege zu gehen.

„Wenn du ihn in Gegenwart seiner Freunde züchtigst und dabei in möglichst demonstrativer Weise als Ursache die Beleidigung anführst, welche er deiner Schwester zugefügt hat, so bleibt ihm keine Möglichkeit mehr, dem Zweikampf auszuweichen, und darin, daß dieser Zweikampf unbedingt stattfinden muß, sind wir ja von vornherein derselben Ansicht gewesen. Allerdings wirst du dadurch einigermaßen in Nachtheil kommen, daß unter solchen Umständen er es sein wird, dem die Wahl der Waffen und die Festsetzung der übrigen Einzelheiten des Duells freisteht. Aber er wird ritterlich genug sein, um davon

nur einen loyalen Gebrauch zu machen, und der kleine Vortheil wird für den Ausgang der Affaire um so weniger von Belang sein, als die Bedingungen selbstverständlich von der allerstrengsten Art sein müssen. Er darf nicht vom Platze; denn nur so kannst du dich als deiner Familie würdig erweisen und kannst die ganze Angelegenheit, welche sonst nur Schimpf und Unehre über uns bringen würde, mit einem einzigen Schlage beseitigen. Wählt er den Degen, so müßt ihr fechten bis zur vollen Kampfunfähigkeit des einen oder des andern, und entscheidet er sich für Pistolen, so wirst du darauf bestehen, daß die Kleinigkeit der Distance und die Häufigkeit des Kugelwechsels jede Möglichkeit eines unblutigen, das heißt eines lächerlichen Ausganges ausschließt."

„Sehr wohl, mein Oheim," entgegnete Ernesto, der jetzt bereits fest entschlossen war, sich diesen grausamen Vorschriften nicht zu unterwerfen, der sich aber trotzdem hütete, den Zorn des Bischofs durch einen offenen Widerspruch zu reizen. „Ich werde alles das so zur Ausführung bringen, wie es nur immer in meinen Kräften steht und wie ich es dem Namen, den ich trage, schuldig bin; aber ich bitte, zu bedenken, daß das Schicksal, getötet zu werden, bei einem solchen Kampfe sehr wohl auch mich treffen kann — um so leichter treffen kann, als ja mein Gegner von vornherein einen gewaltigen Vortheil über mich hat. Ich meine, man müßte doch auch diese Möglichkeit in Erwägung ziehen."

Er hielt inne, um den Eindruck abzuwarten, den sein Einwand auf den Bischof machen würde: aber seine Hoffnung, den Fürsten aus seiner ruhigen Fassung gebracht zu haben, wurde durch die Antwort desselben schwer getäuscht.

„Wir wollen zu Gott beten, daß er uns vor einem solchen Unglück bewahre, und er wird den Sieg auf die Seite des Gerechten fallen lassen. Sollte er es aber in seinem unerforschlichen Rathe anders beschlossen haben, so werden wir unser Haupt in Demuth vor seiner Gerechtigkeit und Weisheit beugen, und unser Unglück hinnehmen als eine Strafe für Sünden, die uns selber vielleicht noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Du aber, Ernesto, darfst dich durch solche kleinmüthige Erwägungen und Besorgnisse nicht davon zurückhalten lassen, deine Ehre und die Ehre deiner Familie zu verteidigen. Noch niemals ist einer aus dem Geschlecht, dessen Wappen über dem Thore prangt, durch die Furcht vor dem Tode bestimmt worden, eine schwere Beschimpfung, die man ihm oder den Seinigen angethan, ungesühnt zu lassen.“

Das war eine Erklärung, auf die es keine Erwiderung und keine Ausflucht mehr gab, und Ernesto wiederholte darum nur noch einmal sein Versprechen, dem Willen des Bischofs in allen Stücken gehorsam zu sein. Es stand mit unumstößlicher Gewißheit in seiner Seele fest, daß dies für ihn selber so gefährliche und so wenig aussichtsvolle Duell niemals stattfinden würde; aber es galt, eine Möglichkeit auszusinnen, hinter welcher sich seine Weigerung verstecken lassen würde, ohne daß der Verdacht schimpflicher Feigheit auf ihm haften bliebe; dazu bedurfte er vor allem einiger Zeit ruhigen Nachdenkens und wenn möglich auch einer Besprechung mit Schiele, der — wenn er nicht bereits vor der Gefahr der Entdeckung die Flucht ergriffen hatte — jedenfalls der einzige war, welcher hier noch helfen konnte. In dieser Nacht, wie es der Bischof verlangte, durfte also seine Abreise nach Rom jedenfalls noch

nicht stattfinden, und mit einer gewissen Bestimmtheit, zu welcher ihn nur der eiserne Druck der unerbittlichen Nothwendigkeit ermuthigte, erbat sich Ernesto die Erlaubniß, erst am folgenden Morgen, nach einer Besprechung mit der Fürstin und mit Margerita, aufbrechen zu dürfen.

Der Bischof warf ihm einen scharfen, forschenden Blick zu und runzelte ein wenig die Stirn; aber er willigte ein und deutete dann durch eine Bewegung an, daß er ihre Unterhaltung als beendet ansehe. Seiner Gewohnheit folgend, wollte Ernesto seine Hand ergreifen, um sie achtungsvoll zu küssen; aber der Fürst verhinderte ihn daran und wünschte ihm kühl und gemessen eine gute Nacht. Gleich darauf hatte er das Zimmer verlassen und die Stimmung, in welcher der junge Mann zurückblieb, war nicht viel rosiger, als diejenige, in welcher er vorhin das Kommen des Gefürchteten erwartet hatte. Was die Worte des Bischofs nicht angedeutet hatten, das hatte sein Benehmen zur Genüge gezeigt: er war nicht frei von dem Verdacht, daß er mit der Wiederaufnahme des angeblichen Neffen das Opfer eines Betrügers geworden sei; und wie Ernesto die starre Energie dieses Mannes kannte, durfte er nicht zweifeln, daß jener seinen Verdacht in der Stille verfolgen würde, und daß derselbe früher oder später für ihn zu einer verhängnißvollen Katastrophe führen müsse.

Freilich ahnte er selber noch kaum, wie nahe er mit solchen Befürchtungen der Wahrheit kam, und wie bestimmt die Pläne des Bischofs bereits jetzt auf sein Verderben hinliefen. Seine Lage würde ihm wohl noch um vieles verzweifelter und hoffnungsloser erschienen sein, wenn er die Worte hätte vernehmen können, welche der Bischof vor sich hinmurmelte,

während er auf dem Teppich seines Schlafgemaches noch eine kleine Weile mit sehr langsamen Schritten nachdenklich auf- und niederging:

„Es ist die einzige Möglichkeit, dem unvermeidlichen Skandal der Entdeckung vorzubeugen. Einer von ihnen muß nothwendig zu Grunde gehen, da es doch schon nicht beide sein können! Fällt der Advokat, so ist die Gefahr einer skandalösen Enthüllung wenigstens für den Augenblick abgewendet, und es wird sich ein Mittel finden lassen, diesen Burschen hier auf gute Manier für immer los zu werden. Fällt der andere — nun desto besser, so hat die Sorge bald ein Ende; denn der Trotz Margeritas hat keine Bedeutung. Wir besitzen glücklicherweise die Macht, ihn zu brechen – in Güte oder mit Gewalt, das läuft auf eins hinaus!"

Vollkommen zufrieden mit den Anordnungen, die er zur Wahrung der Ehre seines Hauses getroffen hatte, begab sich der Prälat endlich zur Ruhe, und vielleicht erfreute sich kein anderer unter diesem Dach eines so ruhigen und erquickenden Schlummers als er, der alle seine Handlungen und ihre Folgen viel zu genau im voraus zu erwägen pflegte, als daß ihn sein Gewissen nachher mit Vorwürfen hätte belästigen können.

Margeritas Flucht aus dem Schlosse wurde schon in aller Frühe des folgenden Tages entdeckt, und sie war natürlich ganz danach angethan, die Aufregung und Verwirrung, welche schon durch die nächtlichen Vorgänge hervorgerufen worden waren, bis auf das Aeußerste zu steigern.

Die Kammerjungfer, welche in der That die günstige Gelegenheit zu einem nächtlichen Rendezvous nicht unbenutzt gelassen hatte, war doch nachträglich von einiger Besorgniß wegen der etwaigen Folgen ihres Leichtsinnes geplagt worden. Erst als sie wieder in ihr neben dem Boudoir Margeritas gelegenes Zimmer zurückkehrte, erinnerte sie sich, daß das Gesicht ihrer Herrin einen ganz eigenthümlich leidenden Ausdruck gehabt habe, und mit Schrecken dachte sie daran, daß die Prinzessin doch möglicher Weise nach ihr verlangt und ihre heimliche Entfernung bemerkt haben könne. In diesem Falle war ihr ja eine sofortige Dienstentlassung gewiß, wenn es ihr nicht frühzeitig genug gelang, die Verzeihung Margeritas zu erwirken. So schlich sie denn auf den Zehen zu der Thür des Schlafgemaches ihrer jungen Herrin und legte lauschend ihr Ohr an die Spalte — eine Beschäftigung, in welcher sie, nebenbei bemerkt, durch langjährige Uebung bereits eine bedeutende Geschicklichkeit erlangt hatte.

Drinnen war alles still, und das Mädchen athmete erleichtert auf, denn sie konnte das Schweigen für ein günstiges Zeichen nehmen. Aber ihre Angst war zu groß, als daß sie sich nicht volle Gewißheit hätte verschaffen wollen, und so wagte sie es denn, leise die unverschlossene Thür des Gemaches zu öffnen und in dasselbe hineinzuspähen. Bei dem matten, röthlichen Schein der von der Decke herabhängenden Ampel sah sie, daß die Vorhänge von Margeritas Bett zusammengezogen waren, und diese Wahrnehmung versetzte sie wieder in einige Unruhe, da das gegen die sonstige Gewohnheit der Prinzessin verstieß. Einige Augenblicke zauderte das junge Mädchen, ob es weitergehen oder umkehren sollte. Ihre innere Unruhe und ihre Neugierde aber trugen endlich den Sieg davon, und sie schlich ganz dicht an das Lager heran, um einen vorsichtigen Blick hinter die Gardinen desselben zu werfen. Aber sie vermochte einen Aufschrei des Entsetzens nicht zu unterdrücken, als sie wahrnahm, daß das Bett leer und seine Kissen sichtlich unberührt waren. Völlig rathlos blickte sie umher. Wohl kam ihr für einen Moment der Gedanke an eine Flucht Margaritas; aber die vollkommene Ordnung, in welcher sich alle Gegenstände des Zimmers befanden, die offenkundige Thatsache, daß nicht ein einziges von jenen Dingen fehlte, welche Margerita bei einer Flucht sicherlich mit sich genommen haben würde, widersprachen dieser Annahme so entschieden, daß sie dieselbe sogleich wieder verwarf und sich den Kopf um eine andere Erklärung zerbrach. Der Leichtsinn ihres italienischen Blutes ließ sie um eine solche nicht lange in Verlegenheit bleiben, und in der Gewißheit, daß auch die Prinzessin in aller Stille irgend einem Abenteuer delikater

Natur nachgegangen sei, faßte sie den Entschluß, die Rückkehr derselben zu erwarten und sich dadurch, daß sie ihre Kenntniß von dem Geheimniß der Herrin bekundete, die Verzeihung derselben für das eigene Unrecht zu sichern.

Aber Stunde um Stunde wartete sie vergebens. Ihre Angst und Besorgniß steigerten sich immer mehr, und als es endlich im Schlosse lebendig zu werden begann, ohne daß Margerita zurückgekehrt wäre, ließ es der Zofe keine Ruhe mehr. Sie eilte hinunter und theilte dem Haushofmeister, als dem Ersten, welcher ihr begegnete, das Ungeheuerliche und Unglaubliche mit.

Der Beamte, welcher ein alter und treuer Diener des Hauses war, erschrack sehr heftig; denn die Erklärung, nach welcher die Zofe vergeblich suchte, lag für ihn nahe genug. Ihm waren die Vorgänge im Parke nicht so unbekannt geblieben als jener, und wenn er auch nichts von dem Wortlaut der Unterredung wußte, welche nachher in den Gemächern der Fürstin stattgefunden hatte, so besaß er doch Kombinationsgabe genug, um ihren Inhalt zu errathen. Er zweifelte darum auch nicht daran, daß sich das junge Mädchen in der bestimmten Absicht aus dem Schlosse entfernt habe, nicht wieder dahin zurückzukehren, und er zitterte vor dem Eindruck, den diese schlimme Neuigkeit auf den Bischof und namentlich auf die Fürstin hervorbringen mösse.

Aber er durfte nicht lange zögern, die Meldung zu erstatten, und Fürst Clemens war der Erste, welcher dieselbe empfing.

Diesmal hatte der eiserne und unbeugsame Mann wirklich Mühe, seine Selbstbeherrschung zu bewahren; denn auf

diesen Schlag, der alle seine Pläne zu durchkreuzen drohte, war er nicht vorbereitet gewesen. Er wollte dem Bericht des Haushofmeisters nicht eher Glauben schenken, als bis er sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß die Zofe wirklich die Wahrheit gesagt, daß das Schlafgemach Margeritas wirklich leer und verlassen sei. Nachdem eingehende Nachforschungen erwiesen hatten, daß sie weder einen Brief noch sonst ein Zeichen zurückgelassen, welches als eine nähere Erklärung ihrer Handlungsweise anzusehen wäre, wurde die Zofe ins Verhör genommen, und die Bedauernswerthe war das erste Opfer des bischöflichen Zornes.

Anfangs zwar hatte sie ihr Heil mit der Versicherung versucht, daß die Prinzessin ihre Flucht bewerkstelligt haben müsse, während sie selber im tiefsten Schlafe gelegen; aber vor dem scharfen, durchdringenden Blick des Bischofs, der bis auf den Grund ihrer Seele zu dringen schien, hatten diese Ausflüchte nicht lange Stich halten können und, sich vor ihm auf die Knie werfend, hatte sie unter Thränen ein reuevolles Geständniß ihres eigenen Verschuldens abgelegt. Aber es war eine große Thorheit gewesen, wenn sie unter den obwaltenden Umständen darauf gehofft hatte, die Verzeihung des Bischofs zu erlangen. Ungerührt durch ihre Bitten ertheilte er ihr den Befehl, auf der Stelle ihre Sachen zu packen und sich unverweilt aus dem Schlosse zu entfernen.

Der Diener, dessen Aufgabe es gewesen war, im Vestibül des Schlosses zu wachen, war der Erste, der ihr Schicksal theilen mußte. Da Margerita einen andern Weg zu ihrer Flucht nicht benutzt haben konnte, sah sich der Bedauernswerthe nach gleichfalls nur kurzem Leugnen gezwungen, ein-

zugestehen, daß er wohl für eine kurze Zeit vom Schlafe übermannt worden sei, und das Bekenntniß war hinreichend, auch ihm sofortige Dienstentlassung einzutragen.

Aber der Vollzug dieses vorläufigen Strafgerichts vermochte die üble Stimmung des Bischofs noch keineswegs zu verbessern. Wie fahrlässig auch die Dienerschaft gehandelt haben mochte, es war doch unzweifelhaft, daß niemand ein Mitwisser jener Flucht gewesen war, und niemand konnte darum eine Angabe machen, wohin sich Margerita gewendet haben könnte.

So verhaßt dem Bischof auch die Lamentationen und Thränen einer Frau waren, so wenig konnte er doch die Nothwendigkeit umgehen, der Fürstin gleich bei ihrem Erwachen von dem Geschehenen Mittheilung zu machen.

Die unglückliche Frau, die unter den Ereignissen der Nacht schon schwer genug gelitten hatt, verfiel in heftige Weinkrämpfe, als sie durch ihren Bruder in der gewöhnlichen schonungslosen Art, die demselben eigenthümlich war, von dem unseligen Schritte Margeritas unterrichtet wurde. Sie war die Erste, in deren Herzen auch die Befürchtung einer andern entsetzlichen Möglichkeit aufstieg, und mit der ganzen Lebhaftigkeit und Ueberschwänglichkeit ihrer südlichen Natur gab sie derselben Ausdruck.

„Wenn Margerita zur nächtlichen Stunde entflohen ist“, rief sie aus, „ohne selbst ihre Mutter zur Vertrauten ihrer verzweifelten Entschlüsse zu machen, so werden wir sie niemals wiedersehen. Sie hat einen freiwilligen Tod dem Verzicht auf ihre Liebe vorgezogen, und unsere Grausamkeit ist es gewesen, welche sie dahin getrieben hat!“

Nichts anderes aber war in diesem Augenblick dem Fürsten gegenüber so übel angebracht, als ein derartiger Vorwurf.

„Laß das Jammern und Wehklagen, Beatrice!“ sagte er hart. „Es ziemt uns nicht, ein unzeitiges Mitleid gegen die Ehrvergessene an den Tag zu legen. Wir haben gegen sie gehandelt, wie es uns Pflicht und Ehre geboten, und wenn sie jetzt zum Dank für unsere sorgliche Liebe unseren Namen mit neuer Schande bedeckt hat, so giebt es kaum eine Strafe, die hart genug wäre, ein solches Beginnen gebührend zu züchtigen. Wahrhaftig, es wäre besser, wenn sie in den Tod gegangen wäre, als wenn wir öffentlich erklären müßten: sie ist eine Unwürdige, die nicht verdient, unseren Namen zu tragen, und die fortan kein Recht hat, sich unserer edlen und makellosen Familie beizuzählen!“

So widerspruchslos sich die Fürstin sonst auch dem unbeugsamen Willen ihres Bruders zu unterwerfen pflegte, so gehorsam sie sich noch in dieser Nacht seiner harten Entschließung gefügt hatte, gegen diese grausamen Worte bäumte sich doch endlich jede Faser ihres mütterlichen Herzens auf.

„Nein! Nein!“ rief sie aus. „Was auch Margerita gethan haben mag, alles, alles wollte ich ihr gern verzeihen, wenn ich sie nur wieder lebend in meine Arme schließen kann! Fordere von mir, was du willst, nur nichts Unmenschliches — ich will mich Euern starren Gesetzen der Ehre beugen, so lange ich es vermag; aber es übersteigt meine Kräfte, darum meinem geliebten Kinde den Tod zu wünschen! Warum habe ich sie auch nicht gegen deine Härte geschützt? Warum habe ich sie nicht liebevoll in meine Arme genommen und mir ihr

Vertrauen zurückzugewinnen versucht, da sie doch niemanden hatte als mich, der ihr in ihrem Herzeleid hätte zur Seite stehen können!"

„Weiberschwachheit!" murmelte der Bischof verächtlich, indem er mit finsteren Blicken auf die Fürstin niederschaute, die weinend und händeringend neben ihrem Sessel zu Boden geglitten war. Er hätte dieser für ihn so widerwärtigen Scene gewiß am liebsten mit einem Machtwort ein Ende bereitet, aber in dem gewaltigen Schmerz dieser verzweifelnden Mutter war doch wohl etwas, das ihn, wenn nicht mit Mitleid, so doch mit einer gewissen Scheu erfüllte und ihm Schweigen auferlegte.

„Beruhige dich, Beatrice", sagte er nach einer kleinen Weil in milderem Tone. „Wir haben vorläufig noch gar keine Ursache, anzunehmen, daß Margerita sich ein Leid angethan habe, und es ist sündhaft, zu verzweifeln, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden ist, auf einen günstigen Ausgang zu hoffen. Ich werde die Umgebung des Schlosses genau durchforschen lassen und werde auch nach einer andern Richtung hin sofort diejenigen Maßregeln treffen, welche geeignet sind, uns eine Aufklärung zu verschaffen. Bis wir aber in der einen oder anderen Weise ein Ergebniß erzielt haben, bitte ich dich, wenigstens in deiner äußeren Haltung diejenige Würde und Fassung zu bewahren, welche du der Rücksicht auf deinen Stand und deinen Namen auch in einer so unglücklichen Situation, wie es die gegenwärtige ist, schuldig bist. Wir haben unserer Dienerschaft leider schon viel zu viel Stoff zu müssigem Gerede gegeben, und wer weiß, zu welchem Umfange der Skandal anschwellen würde, wenn du

selbst nun obendrein ein solches Schauspiel der Fassungslosigkeit geben willst!“

Der Bischof hielt es für überflüssig, die Antwort Beatricens auf seine Mahnung in Empfang zu nehmen, denn er wußte wohl, daß sie dieselbe beherzigen würde. Etwas anderes war es, das ihm zunächst am Herzen lag; der Plan, welchen er in der Nacht Ernesto gegenüber entwickelt hatte, mußte unverweilt zur Ausführung kommen, und er war von dem Gelingen desselben jetzt um so fester überzeugt, als es nunmehr ja kaum noch eines Vorwandes bedurfte, um den Advokaten zur Annahme des Zweikampfes zu zwingen.

Es verdroß ihn nur, daß Ernesto, obwohl ihm das Verschwinden Margeritas bei der im Hause herrschenden Unruhe nicht verborgen geblieben sein konnte, noch immer nicht sichtbar geworden war. Sein Mißtrauen und sein Unwillen gegen den jungen Mann, den auch er nun mehr und mehr als einen Betrüger ansah, wurde dadurch nur gesteigert, und er machte sich selbst daran, ihn aufzusuchen, um ihm, wenn es nöthig wäre, noch deutlicher als in der verwichenen Nacht klar zu legen, daß in der unbedingten Befolgung jener Instruktion für ihn die einzige Möglichkeit läge, sich in seiner bedrohten Position zu behaupten und die Gefahr einer Enthüllung abzuwenden, die ihn selbst wahrscheinlich rettungslos hinwegfegen würde.

Aber der Bischof suchte Ernesto auf seinem Zimmer vergebens, und er fand ihn erst im Parke unter Umständen, die für ihn fast die schlimmste Ueberraschung dieser verhängnißvollen Tage bedeuteten.

Auf dem Bahnhofe des schlesischen Städtchens Dittersbach harrte ein eleganter Landauer des in wenigen Minuten fälligen Eisenbahnzuges. Ein Gepäckträger, dem das Gefährt bereits bekannt zu sein schien, hatte sich mit dem ernst drein blickenden Kutscher in eine Unterhaltung eingelassen und erkundigte sich angelegentlich, wen er diesmal abzuholen habe.

„Eine Dame und einen Herrn!“ war die Antwort. „Es müssen wohl vornehme Leute sein, denn sie haben drei Zimmer in einer der Villen bestellt; aber der Herr ist jedenfalls krank, denn ich habe den strengen Befehl erhalten, sehr behutsam zu fahren und das ist schon ein recht bedenkliches Zeichen.“

„Also wieder einer von denen, welche die rechte Zeit verstreichen ließen und welche nun erwarten, daß ihretwegen ein Wunder geschehen solle! Da hätte er schon lieber daheim bleiben sollen!“

„Oho!“ meinte der Kutscher mit unverkennbarem Selbstbewußtsein, „das wäre längst nicht mehr das erste Wunder, welches bei uns geschieht. Ich habe hier schon manchen abgeholt, der nicht viel mehr war als ein Sterbender und habe ihn später frisch und gesund wieder hier abgeliefert. Man wirft bei uns die Flinte nicht gleich ins Korn, wenn der

alte, klapprige Herr mit der Sense und dem Stundenglas auf der Bildfläche erscheint. Wir haben ihm schon mehr als einen, den er sicher zu haben glaubte, aus den Fingern gerissen!“

Und dabei knallte der biedere Rosselenker so zuversichtlich mit seiner langen Peitsche, als wäre kein anderer denn er selbst es gewesen, der alle diese Wunderdinge vollbracht habe, und als wolle er aufs unwiderleglichste darthun, daß er sich vor dem „alten, klapprigen Herrn mit der Sense“ auch nicht im mindesten fürchte. Zu einer Fortsetzung des Gesprächs aber hatte er keine Gelegenheit mehr, denn schon verrieth eine rasch vorrückende Wolke weißen Dampfes hinter der nächsten Bergecke das Herannahen des Zuges, und pfeifend und pustend rasselte derselbe in der nächsten Sekunde vor das einfache Stationsgebäude des kleinen Bahnhofes.

Es wurde dem Kutscher nicht schwer, aus der geringen Zahl der Passagiere, welche hier die Waggons verließen, diejenigen herauszufinden, welche er in Empfang zu nehmen hatte; denn aus einem Coupée der ersten Wagenklasse stieg, von einer schönen, jungen Dame und einem Diener sorgsam unterstützt, ein hochgewachsener, aber furchtbar abgemagerter und augenscheinlich sehr hinfälliger Herr, der seiner liebreizenden Begleiterin mit einem Blick voll innigster Zärtlichkeit für ihre geschickte Hilfeleistung dankte. Sein überaus leidendes Aussehen ließ keinen Zweifel, daß er es sei, welcher Genesung suchte, und mit abgezogenem Hute näherte sich denn auch der Kutscher der kleinen Gruppe.

„Herr Professor Dernberg?“ fragte er mit einer respektvollen Verbeugung und als ihm durch die junge Dame eine

bejahende Antwort zu Theil geworden, öffnete er diensteifrig den Wagenschlag.

Auch beim Besteigen der bequemen Equipage konnte der Maler fremder Unterstützung nicht entbehren, und erschöpft, wie nach einer schweren Anstrengung, sank er in die weichen Polster zurück. Die letzten Monate seines Aufenthaltes an der Riviera hatten sichtlich durchaus keine Besserung seines Zustandes herbeigeführt; nur die aufopfernde Pflege, welche ihm durch Elsa und Helene zu Theil geworden war, hatte seine Kräfte insoweit heben können, daß er die weite und anstrengende Reise nach Deutschland wagen durfte. In den Augen der beiden Aerzte, die ihn in Nizza behandelt hatten, war sein Zustand längst ein völlig hoffnungsloser gewesen; denn die Zerstörungen in der Lunge, welche Egons Kugel und der durch die Verwundung verursachte schleichende Krankheitsprozeß bereits bewirkt hatten, waren so bedeutende, daß an einen Stillstand des immer rascher fortschreitenden Leidens kaum noch zu denken war.

Als die Comtesse ihre Absicht kundgegeben hatte, den Kranken, der ihr so unendlich theuer war, nach dem schlesischen Gebirgsdorf zu bringen, wo eine ihrer liebsten Freundinnen wider alles Erwarten ihrer Angehörigen in vorgerücktem Stadium einer Brustkrankheit noch dauernde Genesung gefunden hatte, da war sie dem entschiedensten Widerstande der beiden französischen Aerzte begegnet, und auch Dernberg selbst hatte nur wenig Neigung gezeigt, um einer so schwachen Hoffnung willen die weite und für ihn unsäglich qualvolle Reise zu unternehmen. Wohl hatte das Dasein, welches er noch vor kurzer Zeit unbedenklich fortgeworfen hätte, jetzt, da

er die Geliebte wiedergewonnen, einen hohen Werth für ihn, und die Aussicht auf Genesung würde ihm unaussprechlich glücklich gemacht haben, aber eine solche Aussicht schien ihm eben nicht mehr vorhanden zu sein. Er fühlte ja, wie seine Kräfte rasch dahinschwanden, und die Aerzte, welche er einmal in Elsa's Abwesenheit um eine offene Meinungsäußerung bat, hatten ihm ihre Ansicht über die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht verhehlt. Als aber die Comtesse trotz seiner Einwendungen darauf bestand, daß die Reise angetreten werde, hatte er sich um ihretwellen gefügt und war mit dem Aufgebot seiner ganzen Energie bestrebt gewesen, vor ihrem fürsorglich forschenden Blick die Leiden zu verbergen, welche ihm die weite und wegen der vielen, unumgänglich erforderlichen Unterbrechungen endlos lange Eisenbahnfahrt verursacht hatte.

Er hatte kaum zu hoffen gewagt, daß er dieselbe überstehen würde, und ihm selbst war es eine nicht geringe Ueberraschung, als er schon hier auf dem Dittersbacher Bahnhofe die Wahrnehmung machte, daß er die freie, dünne Luft der schlesischen Berge viel leichter zu athmen vermöge, als die heiße, erschlaffende Atmosphäre des sonnigen Südens. Auch sein Auge, welches der blendenden Farbenpracht und der überreichen Lichtfülle der Riviera längst müde geworden war, ruhte mit einem seit langem nicht mehr gekannten Wohlbehagen auf den in milden Farben harmonisch abgestimmten Landschaftsgemälde, welches ihm die liebliche Hügellandschaft des Waldenburger Berglandes schon hier darbot.

„Wie lange haben wir zu fahren?" fragte die Komtesse, als sie an der Seite des Patienten Platz genommen hatte,

den Kutscher, welcher zartfühlend genug war, wegen der Antwort in einige Verlegenheit zu gerathen.

„Hm!“ meinte er. „Unter gewöhnlichen Verhältnissen sind es nicht mehr als fünf Viertelstunden, aber da man mir gesagt —“

Er hielt inne, indem er einen mitleidigen Blick auf den Kranken warf, welcher ja allerdings ganz so aussah, als müßte ein Wunder geschehen, um ihm die ersehnte Genesung zu bringen. Dernberg verstand den Blick dieses einfachen Mannes, und er sagte mit einem matten Lächeln:

„Man hat Ihnen wahrscheinlich gesagt, daß ich schwer krank sei, und daß Sie darum viel langsamer fahren müßten? Nun, das erstere mag ja allerdings seine Richtigkeit haben; aber ich bin trotzdem übermüthig genug, Ihnen Ihre gewöhnliche Fahrgeschwindigkeit zu gestatten; ich sehne mich danach, endlich an das Ziel meiner langen Reise zu kommen.“

Der Kutscher nickte und schloß den Wagenschlag, um auf seinen Bock zu klettern; aber ein Zuruf des Kranken hielt ihn zurück.

„Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollen, mein Freund, so schlagen Sie vor Ihrer Abfahrt das Verdeck des Wagens zurück“, sagte der Maler. „Ich möchte die Gegend ein wenig genießen, und ich habe überdies so lange das Glück entbehrt hier athmen zu können, daß ich es nun auch ganz und unverkümmert haben möchte!“

Zwar wagte der Kutscher keinen Einwand, aber er richtete doch einen fragenden Blick auf die junge Dame, welche er für die Gattin des Kranken halten mochte, und erst als auch

sie ihm zustimmend zunickte, leistete er dem Wunsche des Professors Folge.

Elsa war glücklich über die Theilnahme, welche Dernberg seiner Umgebung schenkte. Nicht mit Unrecht nahm sie dieselbe für ein erstes Wiederaufleuchten der Lebenskraft, und die Hoffnung, welche in ihrem Herzen noch nie ganz gestorben war, fand darin eine neue, verheißungsvolle Belebung. Sie ergriff die Hand des Malers, und während sie schweigend in den herrlichen Sommernachmittag hineinfuhren, sprach der leise Druck ihrer Finger alles aus, was ihre Lippen jetzt nicht sagen konnten.

Der Professor hatte seinen Wunsch, den Anblick der Gegend vom offenen Wagen aus zu genießen, wahrlich nicht zu bereuen; denn wenn auch die Landschaft, durch welche die flinken Gäule in flotter Gangart dahintrabten, weniger imposant und großartig war, als jene gesegneten Erdstriche, welche Dernberg und seine junge Begleiterin soeben verlassen hatten, so war sie doch mit einer Fülle der mannigfachsten Art gesegnet, welche auf die Gemüther warmherziger Beschauer noch ungleich wohlthuender und ansprechender wirken mußten, als die Wunder jener vielgepriesenen Gegenden.

Je weiter die vielgewundene, in ausgezeichnetem Zustande erhaltene Fahrstraße in das Innere des Waldenburger Berglandes hineinführte, desto näher traten die Bergwände von beiden Seiten an sie heran, desto überraschender wurden die Bilder, welche bei jeder Wegbiegung durch neue Hochthäler von immer wechselnder Gestaltung dargeboten wurden. Nur vereinzelt trat das röthliche Felsgestein der Bodenerhebungen sichtbar zu Tage; denn die weitaus größte Zahl der oft bis

zu stattlichen Höhen emporsteigenden Berge von dem Thale bis zum Gipfel waren mit prächtigem Hochwald bedeckt, dessen dunkle satte Farben anmuthig contrastirten mit dem frischen, saftigen Grün der Wiesenmatten, die sich an ihrem Fuße dahinzogen. Lustig murmelnde Bächlein liefen oft während langer Strecken neben der Landstraße dahin, und hier und da klang das anheimelnde Rauschen eines Mühlenwehrs wie ein freundlicher Beweis geschäftigen Lebens in die sonntäglich feierliche Stille der weltfernen Berglandschaft hinein.

Freundlich und traulich sahen auch die wenigen Dörfer aus, welche sie auf ihrem Wege passirten. Schmuck und sauber ragten die weißen Häuschen aus ihrer grünen Umgebung hervor, und schmuck und sauber erschienen auch die Menschen, welche mit der biedern Treuherzigkeit der Landbewohner zu dem Wagen hinauf grüßten.

Nach kaum einstündiger Fahrt bog der Wagen in das Thal von Görbersdorf ein, und mit einem Gefühl freudigster Genugthuung las Elsa von dem bleichen Antlitz des kranken Freundes den Ausdruck aufrichtigsten Entzückens über die idyllische Schönheit des Ortes, in welchem er die nächste Zeit oder — wie er selber im Stillen dachte — den kurzen Rest seines Lebens zubringen sollte.

Unmittelbar vor dem Dorfe bog der Kutscher in eine Parkeinfahrt ein, und auf sanft ansteigendem Wege fuhren sie — an einem monumentalen, gothischen Prachtbau vorüber, der wie ein Feenschloß aus dem Märchen in diese wunderbare Wald- und Bergeinsamkeit hineingezaubert schien — vor eine einfache, zweistöckige Villa aus rothen Backsteinen, deren Lage

eine so unvergleichlich schöne war, daß die schlichte Schmucklosigkeit ihres Baues durchaus nicht unangenehm berühren konnte. Es war die ebenfalls in das Gebiet der mächtigen Brehmer'schen Heilanstalt gehörige Villa Rosa, in welcher die Comtesse von Holzhausen drei ebenerdige Zimmer gemiethet hatte.

Das größte dieser Zimmer, ein weiter, luftiger, freundlich ausgestatteter Raum, war für den Professor bestimmt. Eine Glasthüre führte von diesem Gemache auf eine Veranda hinaus, von der man einen herrlichen Blick auf den zur Linken gelegenen Blitzengrund und auf die Prachtgebäude der eigentlichen Heilanstalt genoß, deren schlanke, gothische Thürmchen und Giebel freundlich aus dem dichten Laubwerk der unmittelbar davor beginnenden Parkanlage ragte, und deren imposante Umrisse sich klar und scharf auf dem grünen Hintergrunde des hoch und massig aufragenden Buchberges abzeichneten.

Unmittelbar vor der Villa lagen zwei spiegelklare Teiche, die von einer Unzahl schwimmender Goldfische und von flinken, zierlichen Bachforellen belebt waren, zur Rechten aber öffnete sich dem Blick der dunkle Hochwald, der sich von hier an weit hinaufzog bis zum Gipfel des Reichmachers und der Katharinenhöhe.

Man hatte den Maler auf seinen Wunsch sogleich auf die Veranda geführt und ihm dort in einem Lehnsessel einen bequemen Ruheplatz bereitet. Elsa, welche sich ebenfalls noch nicht die Zeit genommen hatte, ihre Kleider zu wechseln, lehnte an seiner Seite, und eine Freudenthräne schimmerte in ihren schönen Augen, als sie sah, mit welcher Bewunderung und mit welchem Entzücken die schönheitskundigen Blicke des

Künstlers auf der vom hellsten Sonnenschein übergossenen Pracht seiner Umgebung ruhten.

Plötzlich wendete er sich zu ihr, und seine Stimme klang beinahe wieder so frisch und zuversichtlich wie in den alten glücklichen Tagen, als er sagte:

„Wenn es irgend ein Plätzchen in der Welt giebt, an welchem ich noch einmal die Kraft zu neuem Leben gewinnen kann, so ist es dieses hier! Wie danke ich Dir, mein theures Lieb, daß Du Dich aus der gleißenden Pracht des Südens, aus all' dem unendlichen Sonnenschein, der nur noch etwas Schmerzliches und Beängstigendes für mich hatte, mit mir hierher in die weltferne Bergeinsamkeit geflüchtet hast! Was auch immer im Rathe des Schicksals über mich beschlossen sein möge, hier will ich es geduldig erwarten, und Du sollst Dich auch wahrlich nicht über meine Undankbarkeit zu beklagen haben."

Ohne daß sie es bemerkt hatten, war während der letzten Worte ein Fremder hinter ihnen auf die Veranda getreten. Erst auf seinen Gruß hin wendeten sie sich überrascht nach ihm um, und mit einem freundlichen Lächeln stellte sich der Ankömmling dem jungen Paare vor. Es war der Arzt, welcher fortan die Behandlung des todtkranken Professors übernehmen sollte, und der Eindruck, welchen seine Persönlichkeit auf Dernberg hervorbrachte, harmonirte auf's Vollkommenste mit dem Gesammtbilde der ganzen Umgebung. Es war ein stattlicher, hochgewachsener Mann von imponirender Erscheinung, mit lang auf die Brust niederfallendem, von vielen Silberfäden durchzogenem Barte, mit scharfem, klarem Blick und feinen, geistvollen Zügen. Sein ruhiges, männliches Auf-

treten, das gleich weit entfernt war von der lakaienhaften Zuvorkommenheit und Verbindlichkeit der meisten Badeärzte, wie von jener abstoßenden Schroffheit, die neuerdings von einigen Jüngern Aesculaps für ein untrügliches Kennzeichen ihrer wissenschaftlichen Erhabenheit und Unfehlbarkeit gehalten zu werden scheint, errang sich sehr rasch das Vertrauen des Kranken, und Dernberg bestand darauf, daß sofort eine Untersuchung seines Zustandes vorgenommen werde. Auf einen Wink des Doctors schlüpfte Elsa leise hinaus, und erst nach Verlauf von mehr als einer halben Stunde, während welcher sie in aller Eile ihren Anzug gewechselt hatte, wurde sie durch das Stubenmädchen benachrichtigt, daß der Herr Professor sie zu sprechen wünsche.

Mit klopfendem Herzen folgte sie dieser Aufforderung, und es wurde ihr nicht leicht, ihre Aufregung zu bemeistern und eine heitere, unbefangene Miene zu zeigen. Sie hatte ja alle ihre Hoffnungen auf diese Stunde gesetzt, und nun zitterte sie vor der Möglichkeit, daß dieselben durch ein einziges vernichtendes Wort des Arztes für ewig zerstört werden konnten. Ihr erster, angstvoller Blick traf den Geliebten, der etwas bleicher als vorhin und mit halbgeschlossenen Augen in seinem Sessel lehnte; dann sah sie zu dem Doctor empor, der noch immer neben dem Patienten stand uud ihm mit seiner ruhigen, klangvollen Stimme in kurzen Umrissen die Grundsätze entwickelte, nach denen er zunächst seine Behandlung zu leiten gedachte. Ella blieb auf der Schwelle stehen, um ihn nicht zu stören, und erst als der Arzt ihr selbst ein Zeichen gab, wagte sie es, näher zu treten.

„Es sieht glücklicherweise bei weitem nicht so verzweifelt

aus, als ich nach Ihren Briefen und nach der Diagnose der französischen Aerzte glauben mußte", sagte er. „Die angerichteten Zerstörungen sind freilich sehr bedeutend, aber wir haben noch keine Ursache, einen Stillstand des Krankheitsprocesses für unmöglich zu halten. Vorerst kommt es freilich darauf an, daß wir uns in Geduld fassen, und daß wir allen angreifenden und aufreibenden Gemüthsbewegungen so weit als möglich aus dem Wege zu gehen suchen."

„So wollen Sie mir wirklich Hoffnung auf meine Wiederherstellung machen, Herr Doctor?" fragte Dernberg leise, und zugleich traf ein Blick voll der innigsten Zärtlichkeit das erglühende Antlitz des jungen Mädchens. „Die Botschaft klingt so köstlich, daß Sie es mir nicht verübeln werden, wenn ich es noch nicht recht wagen kann, daran zu glauben."

„Ich mache Ihnen auch keine Versprechungen", war die ernste Antwort des Arztes, „und ich will Ihnen gar nicht verhehlen, daß es ein furchtbarer und hartnäckiger Feind ist, den wir da zu bekämpfen haben. Ich verfüge weder über unbekannte Zaubermittel, noch über irgend ein unfehlbares Geheimmittel, das ihn unter allen Umständen besiegen müßte, und wir dürfen nicht erwarten, ihn in wenigen Wochen und mit geringer Mühe zum Weichen zu bringen. Aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich bei geeignetem Verhalten und genügender Charakterfestigkeit des Patienten völlige Genesung selbst in viel schwierigeren Fällen habe eintreten sehen, als es der hier vorliegende ist. Unheilbar ist Ihre Krankheit jedenfalls nicht, und in nicht geringem Maße wird es an Ihnen selbst und an Ihrer nächsten Umgebung liegen, ob sich eine Aenderung zum Besseren einstellen wird oder nicht."

Er verabschiedete sich, und nachdem auch der Diener die erforderlichen Weisungen erhalten hatte, blieb Dernberg mit der Comtesse allein. Elsa hatte sich jedes Wort des Arztes, dessen erster Besuch ihr unendlich viel Vertrauen und Zuversicht eingeflößt, in's Herz geschrieben, und sie hatte sich fest vorgenommen, ihre ganze Sorgfalt aufzubieten, um jede Erregung und jeden andern schädlichen Einfluß von dem Geliebten fernzuhalten. Nun war sie aber doch außer Stande, ihre eigene, heiß aufwallende Gemüthsbewegung zurückzuhalten, und, neben Dernberg's Sessel in die Kniee sinkend, sagte sie leise, ihren Kopf an seine Schulter lehnend:

„Fassen wir Muth, mein Freund! Der Himmel kann uns nicht das herrlichste Glück in so erreichbarer Nähe gezeigt haben, wenn er es uns schon so bald wieder entreißen wollte. Wir werden tapfer und standhaft ankämpfen gegen unseren gemeinsamen Feind, und unsere Ausdauer und unsere Liebe werden ihn gewiß zum Weichen bringen."

Der Professor antwortete nicht sogleich. Er blickte ernst und nachdenklich vor sich nieder, und es war augenscheinlich ein wichtiger und bedeutsamer Gedanke, der ihn beschäftigte.

„Wenn Deine Hoffnung wirklich in Erfüllung ginge, mein Lieb", sagte er endlich, „so würde das Leben, das mir da gleichsam von Neuem geschenkt wäre, doch gewiß nicht lang genug sein, um Dir meine ungeheuere Dankesschuld jemals vollständig ab agen zu können. Das Opfer, welches Du mir bringst, indem Du die herrlichste Zeit Deines jungen Lebens der Pflege eines vielleicht hoffnungslosen Kranken widmest, ist größer, als daß ich es annehmen dürfte, und wieder fühle ich mich gedrängt, Dir die Bitte zu wiederholen, die Du

schon mehr als einmal aus meinem Munde vernommen hast — die Bitte, mich meinem Schicksale zu überlassen und Dein hoffnungsreiches Dasein nicht an mein halb gebrochenes und verlorenes zu fesseln!“

Mit zärtlichem Ausdruck sah sie zu ihm empor, und mit noch innigerer Zärtlichkeit schmiegte sie sich an seine Seite.

„Wozu die grausamen Worte, mein Freund?“ fragte sie leise. „Haben wir uns nicht eine Treue gelobt, die über das Grab hinausreichen sollte? Und Du wolltest mich von Dir stoßen, jetzt, wo uns eine so sonnige Hoffnung aufgegangen ist — jetzt, wo ich die Gewißheit habe, daß Deine Genesung nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehört?“

„Wollte Gott, daß Du Dich damit keinen trügerischen Hoffnungen hingiebst, mein Lieb!“ erwiderte Dernberg mit einem tiefen Seufzer. „Auch mir will es ja fast erscheinen, als solle sich hier ein Wunder vollziehen, aber ich darf mich nicht durch den Gedanken an diese schwache Aussicht bestimmen lassen, deine eigene Zukunft auf's Spiel zu setzen und zu dulden, daß Du einem schwerkranken Manne Dein Lebensglück zum Opfer bringst. Es wird mir nicht leicht, davon zu sprechen, aber es muß doch gesagt werden, da es mir schon viel bange Sorge verursacht hat. Du setzest Dich dem übeln Gerede der Welt durch Deine treue Hingabe nur zu sehr aus, und ich bin leider nicht im Stande, Dir dafür diejenige Entschädigung zu bieten, welche doch die einzige wäre, die hier in Frage kommen kann. Dort in Italien, wo uns kaum Jemand kannte, und wo Niemand eine Veranlassung hatte, in unsere Zurückgezogenheit einzudringen, um unser Geheimniß zu erforschen, war die Gefahr für Dich und die

Ehre Deines Namens vielleicht weniger groß als hier, wo sich alles viel enger aneinanderschließt, und wo es sicherlich nur einer sehr kurzen Zeit bedürfen wird, um unsere ganze Umgebung über unsere Verhältnisse zu unterrichten. Für einen Sterbenden mußte ich mich halten, als ich dort in Nizza Dein hochherziges Anerbieten annahm, ich mußte glauben, daß meine Tage gezählt seien, und ich war nicht stark genug, ein letztes Glück zurückzuweisen, auf das ich mir niemals eine Hoffnung zu machen wagte. Jetzt aber haben sich die Verhältnisse vollständig geändert, und als ein Mann von Ehre muß ich mir sagen, daß Du auch auf Deine gesellschaftliche Stellung und auf Deine Familie Rücksichten zu nehmen hast, welche in einer solchen Situation schwerer wiegen müssen, als alle anderen. Ich habe mir in mancher schlaflosen Nacht das Gehirn zermartert, um einen Ausweg zu finden, der für mich nicht allzu hart und grausam gewesen wäre, aber es ist vergeblich gewesen — es giebt keinen audern als den, welchen ich Dir vorgeschlagen habe."

Sie hatte ihn ruhig zu Ende sprechen lassen, und während seiner letzten Worte war es für einen Augenblick sogar wie flüchtiges Aufleuchten mädchenhafteer Schelmerei über ihre lieblichen Züge geglitten.

„Gönne mir nur noch wenige Tage Zeit, mein Freund", flüsterte sie dicht an seinem Ohr, „und wenn es mir bis dahin nicht gelungen ist, einen Ausweg zu finden, mit dem wir beide zufrieden sein können, so will ich mich gehorsam Deinen Anforderungen fügen und Dich, wenn Du durchaus darauf bestehst, Deinem Schicksal überlassen. Bis dahin aber, und das mußt Du mir fest versprechen, wird nicht wieder

zwischen uns davon die Rede sein, denn es ist doch eine grausame Peinigung für Dich, wie für mich."

Mit einigem Erstaunen sah der Professor ihr in das Gesicht, das sich mit einer feinen Röthe überzogen hatte. Bis dahin hatte sie jeden seiner auf dieses Ziel gerichteten Wünsche mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, und die Bereitwilligkeit, welche heute, wenn auch nur bedingungsweise, aus ihren Worten klang, mußte darum etwas Ueberraschendes für ihn haben. Er zweifelte nicht daran, daß sie irgend eine Absicht hege, welche sie vor der Hand noch vor ihm geheim zu halten wünsche.

Aber er bemühte sich vergebens, diese Absicht zu errathen, und da sie überdies in diesem Augenblick durch den Eintritt des Dieners, der sich nach den Wünschen des Professors erkundigte, in ihrer weiteren Unterhaltung gestört wurden, so richtete er weiter keine andere Frage an sie und beschloß, in Geduld zu warten, bis sie selbst die Zeit für gekommen erachten würde, ihn über ihr räthselhaftes Vorhaben aufzuklären.

Es war eine sehr erregte und wenig freundschaftliche Unterhaltung gewesen, welche Ernesto an dem Morgen nach Margeritas Flucht im Parke Miraflore mit seinem Bundesgenossen Rödeler geführt hatte. Zwar war es ihm eine große Erleichterung gewesen, zu sehen, daß sein Kumpan noch nicht, wie er gefürchtet, ebenfalls das Weite gesucht hatte, aber die Art und Weise, in welcher jener ihm entgegengekommen war, hatte seinen Wünschen durchaus nicht entsprochen. Während er sich selbst nämlich in einem Zustande hochgradiger Aufregung und in einer an Verzweiflung grenzenden Rathlosigkeit befand, empfing ihn Rödeler mit lächelnder Miene und mit einer zuversichtlichen Siegesgewißheit, für die dem jungen Manne jede Erklärung fehlte.

„Nun, unsere Angelegenheiten stehen ja vortrefflich!" hatte er ihm entgegengerufen, als sie sich an einer einsamen Stelle des ausgedehnten Parks begegnet waren. „Die junge Dame hat uns viel besser in die Hände gearbeitet, als wir es hoffen durften, und es wird nur auf uns und unsere Geschicklichkeit ankommen, wie schnell wir jetzt vollends an's Ziel gelangen."

Ernesto, welcher verstört und übernächtig aussah und schon in seinen Mienen deutlich genug den Zustand seines Innern

verrieth, hatte mit einem finstern Blick auf seinen Bundesgenossen geantwortet:

„Ich verstehe dich nicht, und mir scheint, es wäre endlich an der Zeit, daß wir deine tollen Hirngespinste beiseite lassen und, statt ihnen zu folgen, ernstlich darauf bedacht sind, unsere eigene Haut zu sichern. Der Fürst hat aus den Drohungen dieses verwünschten Advokaten sehr ernsthaften Verdacht geschöpft, und er hat mich über seine Gesinnung kaum im Zweifel gelassen.“

„Nun, und was will das bedeuten?“ fiel der andere gleichmüthig ein. „Mag er doch denken, was ihm beliebt. Solange es ihm an Beweisen fehlt, wird er sich wohl hüten, gegen einen Anderen als gegen dich etwas von seinen Vermuthungen laut werden zu lassen, und auf das Auftauchen eines so nahe liegenden Argwohns hättest du auch ohne dies längst gefaßt sein müssen.“

„Und wenn der Fürst diese Beweise nun wirklich erhält?“ fragte Ernesto. „Wenn der Advokat seine Drohung wahr macht? Wird es dann nicht zu spät sein, an unsere Sicherheit zu denken? Glaubst du, daß uns diese hochmüthigen Aristokraten einen so ungeheuern Betrug jemals verzeihen können?“

„Es wäre immerhin noch die Frage,“ meinte Rödeler, „ob sie nicht einer solchen Verzeihung vor dem öffentlichen Skandal den Vorzug geben würden, aber es ist unnütz, sich über diese Möglichkeiten den Kopf zu zerbrechen, denn er wird diese Beweise niemals erhalten. Kein Mensch in der Welt, am wenigsten jener großsprecherische Römer, wird im Stande sein, sie ihm zu verschaffen.“

„Das ist alles, was du mir darauf zu antworten hast?“

fuhr Ernesto heftig auf. „Aber ich wäre ein Narr, wenn ich noch länger ohne eigenen Willen in deiner Gefolgschaft bliebe und für deine Interessen meine Sicherheit oder noch mehr aufs Spiel setzen wollte! Mag unser Plan auch von vornherein sehr fein angelegt gewesen sein, er ist doch immerhin nichts als ein Betrug, und noch niemals ist ein Betrug so fein gesponnen gewesen, daß er nicht hätte entlarvt werden können. Wenn du nicht im Stande bist, mir eine Möglichkeit anzugeben, wie wir uns auf gute Art rechtzeitig aus der Affaire ziehen, so werde ich auf eigene Hand vorgehen, und du darfst sicher sein, daß ich mich diesmal durch keine deiner gleißnerischen Ueberredungen von Neuem bethören lassen werde!“

Es klang wie verzweifelter Ernst aus seinen Worten, und Schiele mochte wohl einsehen, daß diesmal in der That nicht mit ihm zu spaßen sein würde. Sein Einfluß auf den sonst so gelehrigen und nachgiebigen Schüler drohte zu versagen, und diesmal ließ den alten Verbrecher auch seine gewöhnliche Schlagfertigkeit, die ihn sonst niemals um ein neues Hilfsmittel in Verlegenheit gesetzt hatte, im Stich. Freilich hätte es einen sehr einfachen Weg gegeben, alle Besorgnisse Ernesto's zu beseitigen. Schiele hätte ihm ja nur zu sagen brauchen, daß bisher bei der ganzen Affaire kein Anderer betrogen worden sei. als er selbst, und daß er allen Untersuchungen und Enthüllungen mit voller Ruhe würde entgegensehen können, weil der unwiderleglichen Richtigkeit der behaupteten Thatsachen gegenüber jeder Versuch, ihn als einen Betrüger zu entlarven, kläglich mißlingen mußte. Für einen Augenblick war er sogar nahe daran, eine derartige Aeußerung zu thun, aber er er-

innerte sich noch rechtzeitig, daß er damit das Spiel ganz aus der Hand geben würde, und daß es bei den Gesinnungen, welche Ernesto von jeher gegen ihn an den Tag gelegt, eine Vermessenheit gewesen wäre, auf eine besondere Großmuth desselben zu rechnen. War doch gerade die Furcht vor einer Enthüllung und die irrtümliche Ueberzeugung, daß Schiele ihn mit einem einzigen Wort gegen den Bischof oder die Fürstin verderben könne, seit Monaten das einzige Band gewesen, welches die beiden Genossen noch miteinander verknüpfte, und konnte sich doch Schiele keiner Täuschung darüber hingeben, welches sein Schicksal sein würde, sobald auch diese letzte Verkettung ihrer Interessen zerbrach. Er wies darum die flüchtige Anwandlung von Nachgiebigkeit und Schwäche sogleich als eine Regung des Wahnsinns zurück und suchte noch einmal zu den alten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, die sich ja bis dahin bei geschickter Anwendung ihrer Zauberkraft dem schwankenden Charakter Ernesto's gegenüber noch immer bewährt hatten. Er bot alle Künste der Ueberredung auf, um ihm darzuthun, daß noch gar keine Ursache vorhanden sei, kleinmüthig zu verzagen, daß sich vielmehr alles ganz nach ihren Wünschen entwickelt habe.

„Margerita ist entflohen," sagte er endlich, als alles Andere umsonst gewesen, „und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie entweder ihrem Leben ein Ende gemacht hat, oder daß sie zu ihrem Geliebten gegangen ist. Beides aber wäre für unsere Zwecke gleich vortheilhaft, denn jedenfalls bist du in dieser Nacht einer sehr überflüssigen Miterbin ledig geworden, und dein Vermögen hat einen Zuwachs erfahren, der, wie ich denke, ungefähr ausreichen wird, meinen Ansprüchen auf eine

angemessene Entschädigung Genüge zu thun. Du siehst, daß ich dir die Mittel verschafft habe, mich zu bezahlen, ohne daß du selbst einen Finger hättest rühren müssen, und ich wäre auf alles Andere eher gefaßt gewesen, als daß du mir nun mit solchen Lamentationen kommen würdest."

„Nichtswürdiger Schurke!" knirschte Ernesto, indem er vor dem an seiner Seite Schreitenden zurückwich wie vor einem Kranken, dessen Athem schon Tod und Verderben bringen könnte. „Hast du denn das Herz eines wilden Thieres mit auf die Welt gebracht, daß du deiner erbärmlichen Habgier ein Menschenleben nach dem andern zum Opfer bringen willst? War es dir noch nicht genug an dem Untergang der Unglücklichen, die heute auf dem Grunde des Meeres ruht, weil sie verblendet genug war, mir ihr Vertrauen zu schenken? Mußtest du auch das herrliche Mädchen, die dir doch wahrlich viel weniger im Wege war, als Helene, durch deine niederträchtigen Ränke ins Verderben stürzen? Schande über mich, daß ich es geschehen lassen muß, ohne dich züchtigen zu können, wie du es verdienst! Aber hüte dich, Mensch, dich des Gelingens deines Anschlages zu rühmen! Wahrhaftig, ich wäre im Stande, mich selbst an das Messer zu liefern, um der Genugthuung willen, dich dafür mit meinen eigenen Händen zu erwürgen!

Es waren schon mehr als einmal ähnliche Worte zwischen ihnen gefallen; aber noch nie zuvor hatte dabei ein so wilder, wahnsinniger Haß aus den dunkeln Augen des jungen Mannes gelodert, noch nie zuvor hatte seine Drohung so ganz den Anschein der vollsten, furchtbarsten Aufrichtigkeit gehabt, wie in dieser Minute.

Es war nicht gerade Furcht, was Schiele empfand, denn

diese Empfindung war ihm in seiner langen, abenteuerlichen Verbrecherlaufbahn allgemach gänzlich abhanden gekommen; aber ein Gefühl des Unbehagens begann sich seiner zu bemächtigen und er wollte sich in seiner Weise bemühen, den Ingrimm Ernestos einigermaßen zu besänftigen.

„Ich bin ja daran gewöhnt, so schlechten Dank von dir zu ernten," meinte er, wenn ich wieder einmal dumm genug gewesen bin, die Kastanien für dich aus dem Feuer zu holen und ich habe schon mehr als einmal die Freundschaft verwünscht, die mich immer wieder dazu verleitet, neue Thorheiten für dich zu begehen. Aber du bist jung und etwas heißblütig, mein Lieber! Da muß dir ein älterer und verständiger Mann wohl einiges zu gute halten. Und dann kann ich mich diesmal einigermaßen in deine Lage versetzen. Diese unglückselige Leidenschaft für die schöne Prinzessin ist es, die dich blind macht für deinen wahren Vortheil und ungerecht gegen deinen besten Freund! Erst warst du mir dankbar, daß ich dich auf ihre Liebschaft mit dem Advokaten aufmerksam machte und dir Gelegenheit gab, derselben ein Ende zu bereiten; und nun, da die natürlichen Consequenzen unseres Vorgehens eingetreten sind, nun möchtest du mich zerreißen und mir eine ungeheuerliche Verantwortung aufbürden, weil du dich mit einem Mal des Vergnügens beraubt siehst, deine Zeit in der Gesellschaft einer so angenehmen Schwester zu verbringen. Das ist ungerecht und sehr thöricht obendrein. Wenn dir wirklich so viel an dem zarten Täubchen gelegen ist, so wird sich schon eine Möglichkeit finden lassen, es einzufangen; denn ich zweifle keinen Augenblick, daß Signorina Margerita noch am Leben ist und sich sehr wohl befindet. Verlaß dich nur auf meine

Geschicklichkeit und sei überzeugt, daß du dadurch zu ganz anderen Zielen kommen wirst, als durch dies unsinnige Schmachten, das ich zu meinem Ärger hier täglich ansehen mußte, und das dich bei Euerem vermeintlichen Verwandtschaftsverhältniß niemals auch nur um einen einzigen Schritt weiter gebracht haben würde. Bist du nur erst in den unbeschränkten Besitz deines Vermögens gelangt, und verfügst du über Geldmittel, wie man sie braucht, um Unmögliches möglich zu machen, so werde ich auch ein Plänchen in Bereitschaft haben, durch welches dir das liebe, kleine Ding zu freier Verfügung ausgeliefert wird — allen Advokaten und aller vermeintlichen Verwandtschaft zum Trotz! Habe nur vor der Hand ein wenig Geduld und mache nicht durch eine voreilige Dummheit wieder zu schanden, was ich nun mit dem ganzen Aufgebot meines Scharfsinns mühsam zurechtgezimmert habe."

Bei den letzten Worten wollte er seine Hand vertraulich auf Ernestos Schulter legen; aber jener stieß ihn mit einer so heftigen Bewegung zurück, daß Schiele fast zu Boden gestürzt wäre. Diese verächtliche Behandlung aber raubte auch ihm für einen Moment die kaltblütige Ruhe, die ihm sonst in allen Situationen treu zu bleiben pflegte. Mit unheimlich funkelnden Augen und verzerrten Gesichtszügen stürzte er erhobenen Armes auf Ernesto zu, und unzweifelhaft würde es zu einem erbitterten Faustkampf zwischen ihnen gekommen sein, wenn nicht ein eigenthümliches Geräusch, welches in ihrer unmittelbaren Nähe laut geworden war, gleichzeitig beider Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Es hatte wie ein unbeschreiblich verächtlicher Ausruf aus einem menschlichen Munde geklungen; dann war ein Knistern und Krachen brechender

Zweige gefolgt, wie wenn sich jemand eilig einen Weg durch das Buschwerk bahne, und das scharfe Ohr Schieles glaubte auch noch den durch den Kiesboden gedämpften Schall eines sich rasch entfernenden Menschenschrittes zu vernehmen.

Die unerwartete Wahrnehmung ließ sie auf der Stelle den leidenschaftlichen Groll vergessen, welcher sie noch soeben zu zu einer Handlung des Wahnsinns hatte hinreißen wollen. Erbleichend sahn sie einander an, und Ernesto war es, der seiner Bestürzung zuerst in den halblaut hervorgestoßenen Worten Ausdruck gab:

„Was war das? — Man hat uns belauscht! — Nun sind wir verloren!“

Schiele schüttelte zwar abwehrend den Kopf und gab sich Mühe, wieder seine vorige, zuversichtliche Miene anzunehmen; aber es gelang ihm doch nur sehr schlecht; denn diesmal war er wirklich in einer mehr als unangenehmen Weise überrascht worden. Er hatte den Platz, an welchem sie sich befanden, wegen seiner Abgelegenheit für einen ganz sicheren gehalten und überdies hatte ihn die Erregtheit ihrer Unterhaltung zum ersten Mal seine gewöhnliche Vorsicht vergessen lassen. Sie hatten beide so laut gesprochen, daß jemand, der hinter den Büschen in ihrer Nähe versteckt gewesen wäre, nothwendig jedes Wort hatte vernehmen müssen, und es war unter solchen Umständen nur eine schwache Beruhigung, daß ihr Wortstreit in einer Sprache geführt worden war, welche die meisten Personen ihrer Umgebung nicht verstanden.

Schiele hatte sich zwar sofort bemüht, durch die Zweige zu spähen, um wenigstens noch einen flüchtigen Eindruck von der Persönlichkeit des Enteilenden zu erhaschen; aber das Laub-

werk war so dicht und die Entfernung, welche bereits zwischen jenem und ihnen liegen mußte, so groß, daß er nicht das Geringste wahrnahm, und daß er sich begnügen mußte, seine Betroffenheit und Verlegenheit hinter einem scheinbar gleichmüthigem Achselzucken zu verbergen.

„Jetzt ist es entschieden!“ fuhr Ernesto fort. „Ich will es nicht darauf ankommen lassen, daß man mich als einen Betrüger verhaftet! — Thue, was dir beliebt! Ich aber werde auf der Stelle das Schloß verlassen!“

„Um dich aus Furcht vor einer eingebildeten Gefahr dem sicheren Verderben auszuliefern? Nein, mein Bester, davon kann nicht die Rede sein, und wenn ich bis dahin als ein freundschaftlicher Rather und Warner zu dir gesprochen habe, so befehle ich dir jetzt, zu bleiben. Ich bin wahrhaftig nicht gesonnen, an deiner kindischen Kopflosigkeit ebenfalls zu Grunde zu gehen, und auch wenn mir dein eigenes Schicksal ganz gleichgiltig wäre, hätte ich doch ein Recht, zu fordern, daß du auf mich einige Rücksichten nimmst! Ich stehe dir dafür ein, daß man dich nicht als einen Betrüger verhaften wird — heute und morgen wenigstens noch nicht, und wir werden also Zeit genug haben, in Ruhe zu überlegen, welche Handlungsweise in unserem Interesse geboten erscheint. Ich bürge dir für ein gutes Ende!“

„Hältst du mich für einen Narren, daß ich solcher Bürgschaft einen Wert beimessen sollte? Nein, du getreuer und fürsorglicher Freund! Hier ist deine Macht zu Ende, und ich müßte wahnsinnig sein, wenn ich mich durch irgend eine Rücksicht auf den Menschen bestimmen ließe, der allein die Schuld an allem Unheil trägt!“

„Spare dir das alte Lied!“ rief Schiele finster, und seine Stimme klang hart und schneidend. „Du wirst thun, was ich Dir vorschreibe, weil ich allein im Stande bin, unsere Lage zu übersehen. Wenn du durchaus darauf bestehst, daß wir fliehen sollen — gut, so mag es sein! Aber wir dürfen nicht mit leeren Händen gehen! Ohne im Besitz bedeutender Geldmittel zu sein, würden wir nicht zehn Meilen weit kommen, falls man wirklich die Absicht hätte, uns zu verfolgen. Darum müssen wir die Zeit ausnutzen, die uns unter allen Umständen noch gegeben ist, und die Angst wird dich nicht so sinnlos gemacht haben, daß du an der Absicht festhalten solltest, dem Verderben geradeswegs in die Arme zu laufen.“

Das waren ja zum Theil dieselben Argumente, die sich Ernesto in dieser Nacht schon selber vorgehalten hatte, darum konnte er sich trotz seines Mißtrauens und seines ingrimmigen Hasses gegen Schiele ihrer einleuchtenden Wirkung nicht ganz verschließen.

„Es wäre ein Spiel ums Leben, was wir da unternehmen würden!“ sagte er zaudernd. Und um welchen Preis? Wie sollten wir es anfangen, uns in den Besitz einer größeren Geldsumme zu setzen, ohne die Gefahr ins Hundertfache zu vergrößern.“

„Es wird sich ein Mittel finden, verlaß' dich darauf! Vorerst aber kehre in das Schloß zurück, als wäre nicht das Mindeste geschehen, und warte ab, wie man dir begegnen wird. Ich denke, du wirst dich bald genug überzeugen, wie unbegründet alle deine Befürchtungen waren.“

Zwar weigerte sich Ernesto anfänglich noch immer, einem so gewagten Beginnen seine Zustimmung zu geben; aber als

ihm Schiele das feste Versprechen gegeben hatte, daß er mit einer gemeinsamen Flucht einverstanden sein würde, sobald sich ernste Anzeichen einer unmittelbaren Gefahr bemerklich machten — während er zugleich die Drohung hinzugefügt, daß er selbst dem Bischof alles verraten würde, sobald Ernesto einen heimlichen Fluchtversuch wagen wollte — willigte er doch endlich ein und begab sich nach dem Schlosse zurück.

Nirgends bemerkte er etwas Auffälliges oder Besorgnißerregendes. Die Diener begrüßten ihn so ehrfurchtsvoll wie stets, und der Bischof, welcher an einem Fenster des Erdgeschosses stand, erwiderte die tiefe Verbeugung des jungen Mannes mit derselben gemessenen Neigung des stolzen Hauptes, die er immer als Antwort gehabt hatte. Ernesto athmete erleichtert auf, denn darnach mußte er in der That annehmen, daß — wenn man seine Unterhaltung mit Schiele wirklich belauscht hatte — wenigstens nicht der Fürst der Lauscher gewesen war. Er ging auf sein Zimmer und gab dem Diener, dessen specielle Aufgabe es war, ihm aufzuwarten, die Weisung, ihn unverzüglich zu benachrichtigen, wenn der Bischof oder die Fürstin nach ihm verlangen würden. Er mußte ja darauf gefaßt sein, daß der Erstere noch einmal auf den Inhalt ihres in der verwichenen Nacht geführten Gesprächs zurückkommen würde, und es überraschte ihn darum in nicht geringem Grade, als er kaum eine Viertelstunde später einen Wagen vorfahren hörte und den Bischof einsteigen sah. Er klingelte nach dem Diener und erfuhr von diesem, daß sich Seine Durchlaucht nach Rom begeben habe, von wo er allerdings schon morgen zurückkehren werde. Eine Weisung irgend welcher Art für Ernesto hatte er nicht zurückgelassen; dagegen

ließ ihm die Frau Fürstin melden, daß sie ihres angegriffenen Gesundheitszustandes wegen der äußersten Ruhe und Schonung bedürfe und ihn darum zu ihrem tiefen Bedauern vorerst nicht zu sich bitten könne.

Bei dem ängstlichen Mißtrauen, welches sich nun einmal Ernesto's bemächtigt hatte, glaubte er darin einen neuen Anlaß zu Besorgnissen erblicken zu müssen, denn es war an und für sich freilich unbegreiflich genug, daß die Fürstin, deren übertriebene Zärtlichkeit ihm bis dahin manches Mal beinahe lästig geworden war, gerade heute, wo eine so schwere Katastrophe über sie hereingebrochen war, kein Bedürfnis danach empfinden sollte, ihn um sich zu sehen und bei ihm Trost zu suchen in ihrer tiefen Bekümmerniß. Und warum hatte sich der Bischof nach Rom begeben, ohne noch einmal mit ihm zu sprechen? Warum hatte er jenes Planes, an dessen Ausführung ihm doch in der verwichenen Nacht so furchtbar viel gelegen schien, überhaupt nicht wieder Erwähnung gethan? Das waren Rätsel und Widersprüche, mit deren Lösung er vergeblich sein Hirn zermarterte, und die immer neue Schreckgespenster vor seiner erregten Phantasie aufsteigen ließen, so daß er sich bald genug trotz aller Beruhigungsversuche, in denen sich sein Spießgeselle vorhin erschöpft hatte, wieder in einem fast an Wahnsinn grenzenden Gemüthszustande befand.

Die Meldung des Dieners, daß im Speisesaale das Diner für ihn angerichtet sei, ließ er ganz unberücksichtigt; denn es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt eine Speise anzurühren. Nur eine Flasche Champagner ließ er sich auf sein Zimmer bringen und er stürzte ein Glas des schäumenden Getränks nach dem andern hinunter, ohne daß er damit eine andere Wirkung

als eine Vermehrung seiner fieberischen Erregung erzielt hätte. Am Nachmittag versuchte er endlich, im Schlummer für eine kurze Zeit Vergessen zu finden, und in der That siegte das Verlangen des mißhandelten Körpers nach Ruhe insoweit über die Empörung seiner Nerven, daß sich ein Zustand der Erschöpfung seiner bemächtigte, der freilich mehr einer Ohnmacht als einem ruhigen Schlafe glich. Etwa eine Stunde lang mochte er so, sich beständig hin und herwälzend und wilde, abgebrochene Worte vor sich hinmurmelnd, auf seinem Ruhebette gelegen haben, als ihn der von unten herauftönende Hufschlag mehrerer Pferde weckte. Mit einem einzigen Sprunge war er am Fenster, um, halb hinter dem seidenen Vorhang versteckt, nach den Ankömmlingen zu spähen. In tödlichem Erschrecken fuhr er zurück, als er da unten die Uniformen von Polizeibeamten erkannte, deren Führer eben in einer eifrigen und ernsten Unterhaltung mit dem Haushofmeister der Fürstin begriffen schien. Daß ihr Erscheinen nur ihm gelten könne, war ihm sogleich eine ausgemachte Thatsache, und die wahnsinnige Angst, welche ihn während des ganzen Tages verfolgt und ihn selbst in seinem Schlummer nicht verlassen hatte, steigerte sich angesichts dessen zu völliger Sinnlosigkeit.

Ohne erst nach seinem Hute zu greifen, stürzte er aus seinem Zimmer und in den Park hinab, in dessen abgelegenstem Teil er sich zu verbergen suchte. Mit fahlem Gesicht und an allen Gliedern zitternd, erwartete er da die Katastrophe, die ihm unvermeidlich schien. Jedes Geräusch, das in seiner Nähe laut wurde, ließ ihn in wildem Schrecken in die Höhe fahren, denn er deutete es nur als das Nahen seiner Verfolger. Aber eine Viertelstunde nach der andern verstrich, ohne daß

man gekommen wäre, nach ihm zu suchen. Im Park blieb alles totenstill, und doch hätten die Beamten, wenn sie mit der Absicht gekommen wären, ihn zu verhaften, längst auf die Vermutung gerathen müssen, daß er sich hier verborgen halte. Da duldete es ihn endlich nicht länger in seinem Versteck, das ihm ja ohnedies einen Schutz nicht gewähren konnte, und dieselbe Unruhe, die ihn vorher hierhin gejagt hatte, trieb ihn wieder nach dem Schlosse zurück. Vorsichtig näherte er sich demselben. Von den Polizeibeamten war nichts mehr zu sehen, und auf der Terasse stand ein Diener mit so gelangweiltem und gleichmüthigem Gesicht, wie er es sicherlich nicht gezeigt haben würde, wenn sich inzwischen etwas Neues, Unerhörtes ereignet hätte.

Also auch diesmal war seine Furcht eine unbegründete gewesen! — Auch diesmal war die Gefahr, von der er sich schon zerschmettert glaubte, vorüber gegangen, ohne ihn zu treffen! Aber diese Wahrnehmung war nicht hinreichend, ihm seine Ruhe und Zuversicht wieder zu geben. Die verzweifelte Todesangst, welche er soeben ausgestanden, hatte zu mächtig auf ihn eingewirkt, als daß er sich ihr noch ein zweites Mal hätte aussetzen sollen.

„Es muß ein Ende nehmen,“ murmelte er vor sich hin, „so oder so! Ich will nicht in der Falle bleiben. Mag denn der Andere zusehen, was aus ihm wird.“

Und er ging auf sein Zimmer zurück, die Thür hinter sich verschließend und mit verschränkten Armen auf und nieder schreitend, wie einer, der einen schwerwiegenden Entschluß in seiner Seele wälzt und einen Plan aufbaut, von dessen Gelingen das Schicksal seines Lebens abhängig ist.

Wieder war die Nacht hereingebrochen, und Schloß Miraflore lag in so tiefes, friedliches Schweigen eingehüllt, als hätten die Dämonen des Unglücks und des Verbrechens hier niemals eine Heimstätte finden können. Die Gänge und Treppen des weitläufigen Gebäudes waren nur matt erhellt, und überall war es so totenstill, daß man wohl annehmen mußte, alle Bewohner des Hauses lägen im tiefsten Schlummer. Da wurde vorsichtig eine der Thüren geöffnet — es war die Thür, welche zu den Gemächern des jungen Prinzen führte —, und Ernesto trat, in Hut und Ueberrock gekleidet, mit leisen Schritten auf den Korridor hinaus. Vielleicht trug die unsichere Beleuchtung noch um ein bedeutendes dazu bei, seinem Gesicht einen unheimlichen, verzerrten Ausdruck zu geben; jedenfalls aber würde einer seiner Bekannten, der ihm in diesem Augenblicke begegnet wäre, Mühe gehabt haben, ihn wieder zu erkennen. Die letzten vierundzwanzig Stunden hatten ihn um Jahre altern lassen. Tiefe Falten hatten sich in sein gelblich-fahl gefärbtes Antlitz eingegraben; seine eingesunkenen Augen waren dunkel umrändert, wie die eines Schwerkranken, und nur das heiße, flackernde Feuer, welches in ihnen glühte, bekundete, daß noch Lebenskraft und Lebensbegierde in ihm wohnte.

Für einen Augenblick schien der junge Mann zu zaudern, ob er sich dem Ausgange des Schlosses zuwenden, oder ob er die Treppe emporsteigen sollte. Aber seine Unentschlossenheit war nur von sehr kurzer Dauer.

„Keine Schwäche mehr!“ sagte er halb laut vor sich hin, als hätte er sich mit dem Klang seiner eigenen Stimme Muth machen wollen zu einem schweren Beginnen. „Mit leeren Händen darf ich nicht fort — es koste, was es wolle. — Ich habe ja nichts mehr zu verlieren.“

Und er stieg mit behutsamen, unhörbaren Schritten empor umherspähend, ob auch niemand da sei, der ihn beobachten könnte. Aber alles war wie ausgestorben; kein Laut unterbrach die beinahe beängstigende Stille, welche das ganze Haus erfüllte. Nun stand er vor der Thür, hinter welcher er zu finden hoffte, was ihm jetzt noch allein begehrenswert erschien. Nicht umsonst hatte er während der letzten Stunden seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten, um eine Möglichkeit zu ersinnen, wie er sich Geld — viel Geld verschaffen könnte, um damit die Flucht zu bewerkstelligen, die er unbedingt und unwiderruflich noch in dieser Nacht ausführen wollte. Und da hatte er sich eines Schränkchens erinnert, das sich im Boudoir der Fürstin befand, und daß sie einmal in seiner Gegenwart öffnete, um dem Haushofmeister eine größere Summe auszuhändigen. Sie zeigte ihm bei der Gelegenheit einen durch seine kunstvolle Arbeit ausgezeichneten, sehr alten Familienschmuck, und er hatte daraus entnommen, daß jenes Schränkchen eine Fülle von Kostbarkeiten, vielleicht einen großen Betrag an barem Gelde enthalten müsse. Seine Eröffnung war nur dadurch zu einer sehr schwierigen gemacht, da jedes Geräusch die schlummernde

Fürstin wecken und eine Allarmirung der Schloßdienerschaft herbeiführen konnte. Auch war zu bedenken, daß sich das Schlafzimmer von Beatricens Kammerfrau ebenfalls in unmittelbarer Nähe befand, und daß somit von dieser Seite her nicht minder die Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung drohen konnte.

Endlich mußte doch als gewiß vorausgesetzt werden, daß ein Schrank, welcher einen so überaus wertvollen, ja, in gewissem Sinne unersetzlichen Inhalt barg, einigermaßen gegen diebische Angriffe gesichert sein würde, und daß es jedenfalls nur unter Aufwand einer großen Geschicklichkeit und mit Hilfe guter Instrumente gelingen konnte, ihn gewaltsam zu öffnen.

Alles das hatte Ernesto wohl erwogen, und unter anderen Umständen würde ihn der Gedanke an diese scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten sicherlich noch im letzten Augenblick an der Ausführung seines abenteuerlichen Planes gehindert haben. Hier aber stand zu viel für ihn auf dem Spiel, als daß er nicht vielmehr seine ganze Kraft hätte daran setzen sollen, ein Verfahren zu erfinden, welches all' jenen Gefahren von vornherein die gefährlichste Spitze abbrach. Und er hatte nicht lange nachzusinnen brauchen, um dahin zu gelangen.

Er mußte sich eben einfach vorher des zu dem Schranke passenden Schlüssels bemächtigen, dessen Aufbewahrungsort er freilich nicht kannte, aber der doch sicherlich nur im Schlafgemach der Fürstin zu suchen war. Es kam ihm vortrefflich zu statten, daß er sich der Form dieses Schlüssels um eines besonderen Merkzeichens willen, welches ihm damals aufgefallen war, noch ganz genau erinnerte, und daß er somit allen Versuchens und Probirens von vornherein überhoben

war. War er einmal im Besitz des Talimans, der ihm all' die heiß begehrten Schätze erschloß, so konnte es ja nur ein leichtes sein, durch vorsichtiges und behutsames Auftreten jedes Verdacht erweckende Geräusch und damit zugleich jede Gefahr einer Entdeckung zu vermeiden.

Wurde er aber dennoch in seinem Beginnen überrascht, sah er sich dem schimpflichen Schicksal gegenüber, als ein gemeiner Dieb ertappt und behandelt zu werden, nun, so konnte ihn das breite, haarscharf geschliffene Dolchmesser, welches er vorsorglich zu sich gesteckt hatte, noch immer vor diesem Aeußersten bewahren. Er wußte, daß seine Hand nicht zittern würde, wenn er in solchem Augenblick den Stoß gegen die eigene Brust führte, und die Gewißheit dieses letzten Ausweges gab ihm denn auch jetzt ein Gefühl der Sicherheit und Entschlossenheit, welches bei der Ausführung eines so tollkühnen Vorhabens vielleicht die beste Gewähr für dessen Gelingen war.

Einige Sekunden lang war er vor der bedeutsamen Thür stehen geblieben; aber nicht, weil ihm noch ein Bedenken gekommen wäre, sondern weil er sich zuvor überzeugen wollte, ob drinnen alles ruhig sei. Dann drückte er den Thürgriff nieder und trat ein. Das Vorzimmer war ganz dunkel; aber die Thür, welche dasselbe mit dem Boudoir verband, war weit geöffnet, und dort gewahrte er einen matten Lichtschimmer. In der That brannte in dem kleinen Raume ebenso wie in dem anstoßenden Schlafzimmer der Fürstin eine Ampel von buntem Glase, welche eine für seine Zwecke vollkommen ausreichende Helligkeit verbreitete.

Ernestos suchender Blick galt dem Schränkchen, das an einem gewöhnlichen Platze stand; dann trat er auf den Fuß-

spitzen an die Samtportière heran, welche das Boudoir von dem Schlafzimmer schied.

Vorsichtig hob er sie an einer Seite in die Höhe und spähte in den von gedämpften, rötlichem Lichte übergossenen Raum. Was er erblickte, ließ ihn im ersten Moment erschrocken zusammenfahren, denn es entsprach keineswegs seinen Erwartungen. Die Fürstin hatte ihr Ruhelager noch nicht aufgesucht. Sie lag völlig angekleidet neben demselben auf den Knieen. Die gefalteten Hände ruhten auf der seidenen Bettdecke, und der Kopf war auf die Hände gesunken. Ernesto konnte ihr Gesicht nicht sehen, und er befand sich nun in einer peinlichen Situation, die er nicht, gleich zahllosen anderen Möglichkeiten, vorhergesehen hatte.

War die Fürstin in andächtigem Gebet begriffen, oder hatte der Schlummer sie während desselben überrascht? Durfte er es wagen, näher zu treten, oder mußte er fürchten, daß sie bei seiner nächsten Bewegung in die Höhe fahren und um Hilfe rufen würde? Das waren Fragen, auf die er sich keine Antwort geben konnte, und wie festgewurzelt verharrte er regungslos auf seinem Platze. Ringsum regte sich nichts. Das leise Ticken der marmornen Stutzuhr, welche auf dem Kamine stand, tönte mit voller Deutlichkeit zu ihm herüber, sonst aber drang auch nicht der geringste Laut an sein Ohr.

Mit bleierner Langsamkeit rückten die Minuten vorwärts. Seine Lauscherstelle begann dem jungen Mann fast unerträglich zu werden, und mehr und mehr bemächtigte sich seiner die Vorstellung, daß jede Minute weiteren Zögerns ihm das drohende Verhängniß näher bringen müsse. Die Regungs-

losigkeit der knieenden Frau schien ja auch Beweis genug dafür, daß sie wirklich eingeschlummert sei, und vielleicht war es auch nicht einmal ein allzu großes Wagniß, wenn er ihr auf dem dicken, weichen Teppich noch um einige Schritte näher ging.

Aber noch immer zögerte er, denn ihr Schlaf konnte unmöglich so fest sein, daß sie nicht erwacht wäre, wenn er nach dem Schlüssel zu suchen begann. Dazu war ihre Stellung eine zu unnatürliche und zu wenig bqueme. So ließ er denn mit wachsender Unruhe und Ungeduld seine Blicke in dem kleinen Gemache umherwandern, neue, abenteuerliche und tollkühne Pläne in seinem Geiste hin- und herwälzend. Da mit einem Male — und er war nahe daran, laut aufzuschreien vor freudiger Ueberraschung — blieben seine Augen an dem silbernen Körbchen haften, das kaum drei Schritte von ihm entfernt auf dem Nachttische der knieenden Fürstin stand, und dessen Inhalt in diesem Moment für ihn in der That von der höchsten Bedeutung sein mußte.

Von einem Spitzentaschentuche halb verdeckt, so daß er ihm vorhin bei seiner ersten, flüchtigen Musterung des Gemaches wohl entgehen konnte, lag dort nämlich der gesuchte Talisman, der Schlüssel zu dem Schränkchen, den er an seinem kunstvoll gearbeiteten, mit einem in Gold getriebenen Engelsköpfchen verzierten Griffe auf der Stelle erkannte. Nun war er ja mit einem Schlage all' seiner Verlegenheit und Bedrängniß überhoben, denn es war selbst bei einem geringen Aufwand von Vorsicht leicht genug, sich in den Besitz jenes köstlichen Kleinods zu setzen, ohne die unzweifelhaft Schlummernde zu wecken.

Lautlos wie ein Gespenst huschte Ernesto über die Schwelle. Er kam der Knieenden so nahe, daß er fast den Saum ihres Gewandes streifte; aber sie rührte sich nicht aus ihrer unbequemen Stellung, und der junge Mann glaubte, ihre leisen, regelmäßigen Atemzüge zu vernehmen. Mit einer raschen Bewegung hatte er sich des Schlüssels bemächtigt; dann war er in das Boudoir zurückgekehrt und hatte die Samtportière wieder hinter sich zufallen lassen. Nun glaubte er sich seinem Ziele so nahe und der Erreichung desselben so sicher, daß ihn nach all' der ausgestandenen Angst etwas wie eine Regung des Uebermuthes überkam, und daß ihm jegliche Gefahr als weit hinter ihm liegend erschien. Er trat an das Schränkchen heran und machte sich unverweilt daran, es mit Hilfe seines Talismans zu öffnen. Da der künstliche Mechanismus des Schlosses an einer sehr verborgenen Stelle angebracht war, so wäre seine Siegeszuversicht gewiß eine voreilige gewesen, wenn er nicht eben damals durch einen Zufall Zeuge davon gewesen wäre, wie die Fürstin dem werthvollen Behälter einen Theil seines Inhalts entnahm. So aber brauchte er nicht lange zu suchen, um das Schlüsselloch zu finden, und ein freudiger Atemzug der Erleichterung hob seine Brust, als nach einem einzigen Druck die Thür aufsprang. Jetzt hatte er erreicht, wonach sein Begehr gestanden hatte, und er brauchte nur noch zuzugreifen, um sich der Schätze zu bemächtigen, welche ihm aus seiner gegenwärtigen Bedrängniß den Weg zu einem neuen Leben bahnen sollten.

Seine Wünsche richteten sich begreiflicherweise in erster Linie auf Geld, und mit wilder Gier raffte er die Päckchen mit Kassenscheinen und die Geldrollen an sich, die er da in

dem unteren Fache des Schränkchens aufgestapelt sah. Aber er wollte seine Arbeit nicht halb thun und wollte nicht abermals in seinem Leben einen günstigen Moment unbenützt vorübergehen lassen. Darum öffnete er auch die Kassetten, welche er in den übrigen Fächern vorfand, und aus denen ihm eine Fülle der kostbarsten Juwelen entgegenblinkte. Mit einer Art von diabolischem Behagen ließ er die matten Lichtstrahlen der Ampel auf jeden einzelnen Schmuckgegenstand fallen und ergötzte sich an der Pracht der Edelsteine, die in ihrer Gesamtheit einen enormen Werth repräsentieren mußten. Es würde nicht leicht sein, sie an den Mann zu bringen, das unterlag keinem Zweifel, und es würde dabei nicht ohne einen beträchtlichen Verlust abgehen; aber immerhin, er hatte sie ja billig genug erworben, um einen solchen Verlust allenfalls verschmerzen zu können, und war er nur erst einmal in England oder Amerika, wohin er — wenn auch auf weiten Umwegen — zu gelangen hoffte, so würde es auch an der Gelegenheit nicht fehlen, sie nach und nach in unauffälliger Weise und zu einem angemessenen Preise zu veräußern. Namentlich von dem Anblick jenes unvergleichlichen Familienschmuckes, welchen ihm die Fürstin damals gezeigt hatte, mit dem Hinzufügen, daß er das Werk eines der berühmtesten Meister der Renaissanceperiode sei, vermochte er sich gar nicht loszureißen. Die herrlich gearbeitete Goldfassung war freilich an diesem Kleinod noch unendlich werthvoller, als die Rubinen und Smaragden, welche dabei zur Verwendung gekommen waren, und da er doch wahrscheinlich genöthigt sein würde, die Edelsteine auszubrechen und diese köstliche Fassung zu vernichten, empfand Ernesto beinahe eine Art von Bedauern, das ihn zögern ließ, ob er das unbezahl-

bare Erbstück nicht doch besser an seinem Platze zurücklassen sollte. Endlich aber siegte doch seine Gier, sich nach Möglichkeit zu bereichern, über jede andere Regung, und er barg auch diesen Schmuck in einer Tasche seines Ueberrockes.

Da war es ihm plötzlich, als hätte er hinter seinem Rücken etwas wie das Rauschen eines Gewandes vernommen. Blitzschnell fuhr er herum, und das Kästchen, welches er noch soeben in der Hand gehalten, entglitt seinen in heftigem Schrecken erzitternden Fingern. In der Thüröffnung zwischen dem Boudoir und ihrem Schlafgemach stand hoch aufgerichtet die Fürstin Beatrice mit dem Ausdruck starren Entsetzens in den schier versteinerten Zügen und mit der Haltung und dem flammenden Blick, den ein Künstler der Göttin der strafenden Gerechtigkeit in einem Bilde wahrscheinlich gegeben haben würd Noch war kein Laut über ihre Lippen gekommen, obwohl sie das verbrecherische Gebahren des jungen Mannes vielleicht schon seit einer guten Weile beobachtet hatte; jetzt aber, wo sein verstörter Blick dem ihrigen begegnete, wo sie deutlich genug sah, welch' eine furchtbare Erregung sich angesichts dieser Ueberrumpelung seiner bemächtigte, da machte sie einen Schritt auf ihn zu, und es war, als ob sie den Mund öffnen wollte, um einen Ausruf des Entsetzens oder vielleicht auch einen Schrei nach Hilfe auszustoßen. Nun wäre der Augenblick dagewesen, in welchem Ernesto sein Dolchmesser hätte herausreißen und gegen seine eigene Brust zücken sollen. Jetzt war ja alles für ihn verloren; denn er hatte die Bewegung der Fürstin nur dahin verstanden, daß sie bestrebt sei, den in seiner Nähe befindlichen Klingelzug zu erreichen. Aber in diesem Moment, in welchem alles über ihm

zusammenzubrechen drohte, erfaßte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ein wildes, glühendes, leidenschaftliches Verlangen, zu leben und zu genießen, und eine Stimme in seinem Innern, die er so deutlich zu vernehmen glaubte, als hätte jemand die Worte dicht an seinem Ohr geflüstert, raunte ihm zu:

„Warum mußt du es sein, der hier unterliegt? Bist du nicht stärker als diese Frau? Und giebt es kein Mittel, sie zum Schweigen zu bringen, ehe sie die Klingelschnur in Bewegung gesetzt hat?"

Wie ein grell aufleuchtender, im Moment seines Erscheinens schon wieder verschwundener Blitzstrahl durchzuckte diese Einflüsterung Ernestos Gehirn, und von diesem Moment an wußte er nicht mehr, was für ein Geist es war, der ihn da gepackt hielt, und was er in seiner blinden Gier, das eigene Leben und die Sicherheit zu wahren, eigentlich begann. Sicherlich wäre er außer stande gewesen, den Hergang der kurzen, aber grauenhaften Scene, die sich nun mit einer entsetzlichen Schnelligkeit vollzog, ausführlich zu schildern. Die klare Besinnung hatte ihn ja verlassen; er handelte unter dem Einfluß einer wahnsinnigen Aufregung gleich einem Berauschten. Mit der Geschwindigkeit und Kraft eines Tigers hatte er sich auf die unglückliche Fürstin geworfen, und sie hatte nur noch Zeit gehabt, mit halb erstickten Lauten seinen Vornamen auszurufen, als seine Finger gleich einer eisernen Klammer ihren Hals umschlossen. In der verzweifelten Angst des Todes suchte sie sich gegen seine Angriffe zu vertheidigen; aber ihre Kräfte waren verschwindend gering den seinen gegenüber, und nach einem hoffnungslosen Ringen von weniger als einer Minute brach die bejammernswerthe Frau ohne Bewußtsein

zusammen. Aber noch immer umklammerten seine Hände ihren Hals. Noch konnte sie ja nicht tot sein, und es stand mit fürchterlicher Gewißheit fest in seinem Innern, daß sie sterben müsse — sterben ohne Gnade; denn wenn er jetzt mit seinem Raube entfloh, so würde sie in einer halben Stunde aus ihrer Ohnmacht erwachen und ihm die Verfolger nachsenden. Innerhalb einer so kurzen Zeit war es unmöglich, einen sicheren Schlupfwinkel zu finden; aber wenn er erst einen Vorsprung von fünf oder sechs Stunden gewonnen hatte, ehe die That entdeckt wurde, und ehe der Verdacht sich auf ihn lenkte, so war immerhin schon einige Aussicht vorhanden, daß es ihm gelungen sein würde, einen Versteck ausfindig zu machen. So fuhr er in seiner grausigen Henkerarbeit fort, bis er gewiß zu sein glaubte, daß es vollbracht sei. Die Fürstin röchelte nicht mehr. Das wilde, krampfhafte Arbeiten ihrer umsonst nach Athem ringenden Brust hatte aufgehört, und über ihre qualverzerrten Gesichtszüge begann sich die Starrheit des Todes auszubreiten. Die Wirkung des furchtbaren Schreckens mußte wohl dazu beigetragen haben, das Ende zu beschleunigen, denn der Mangel an Luft konnte den Tod in einer so kurzen Zeit noch kaum herbeigeführt haben. Ernesto löste endlich seine Hände von ihrem Halse und trug den regungslosen Körper zu dem Ruhebette, um ihn dort niederzulegen. Er hatte Kaltblütigkeit genug, an ihrem Handgelenk nach dem Pulsschlag zu fühlen und sein Ohr auf ihre Brust zu legen. Aber weder an der einen noch der andern Stelle war ein Zeichen des Lebens wahrnehmbar; es war kein Zweifel, daß er seine entsetzliche Absicht vollkommen erreicht hatte.

Nun kehrte er ihr Gesicht gegen die Wand und breitete die seidene Decke so über ihren Körper hin, daß ein Eintretender auf den ersten flüchtigen Blick wohl glauben konnte, nur eine ruhig Schlummernde vor sich zu sehen. Dann hielt er eine scharfe Umschau in den beiden Gemächern und beseitigte mit einer erstaunlichen Gelassenheit und Umsicht die Spuren von Unordnung, welche der kurze, lautlose Kampf an den Thürvorhängen und den zunächst befindlichen Gegenständen hinterlassen hatte. Nun hatte er in diesen Räumen nichts mehr zu verrichten, als das Schränkchen zu verschließen, und mit einer Art von Genugthuung, die in einem solchen Augenblick seltsam genug war, sagte er sich, daß selbst das schärfste Auge auch bei einer eingehenden Musterung hier nichts Verdächtiges entdecken würde. Noch schwankte er, ob er den Schlüssel des Schränkchens bei sich behalten oder ihn wieder an seinen früheren Platz zurücklegen sollte, um dadurch das Entstehen der ersten Vermuthung eines Raubes womöglich noch länger hinauszuschieben. Aber nach kurzem Zaudern hatte er sich doch für das erstere entschieden, umsomehr, als ihn plötzlich ein eigenthümliches Schaudern davon abhielt, noch einmal an das Bett der Fürstin zu treten. Er schlug den Kragen seines Ueberrockes in die Höhe, drückte den Hut tief in die Stirn und verließ ebenso geräuschlos, wie er gekommen war, den Schauplatz seiner unheilvollen That.

Durch eine nur von innen verriegelte Seitenthür hatte Ernesto das Freie gewonnen, ohne von irgend jemandem bemerkt worden zu sein. Auf den ihm wohl bekannten Wegen des Parkes eilte er nun vorwärts, so schnell ihn seine Füße tragen wollten um das Meeresufer zu erreichen, an welchem sich der Weg, nach den nächstgelegenen größeren Ortschaften dahinzog. Er hatte gehofft, daß in der freien Nachtluft die Anwandlung von Grauen und Entsetzen, die ihm plötzlich beim Verlassen des Boudoirs ergriffen hatte, rasch wieder verschwinden würde; aber diese Hoffnung hatte ihn arg betrogen. Vielmehr nahmen die Bäume und Gebüsche an beiden Seiten des Weges für seine erhitzte Phantasie allerlei bedrohliche, gespenstische Gestalten an, welche riesenlange Arme nach ihm auszustrecken schienen, und vor denen er mehr als einmal im höchsten Entsetzen zurückprallte. All' die Kaltblütigkeit und Ruhe, mit der er noch im Angesicht des Opfers im stande gewesen war, die Spuren seiner That zu verwischen, hatte ihn jetzt verlassen und einer Gewissensangst Platz gemacht, die unendlich viel schlimmer und peinlicher war, als alles, was er noch während des Tages erduldet hatte.

Durch die Stille der Nacht tönte der Schlag einer Uhr zu ihm herüber, und aufs neue schrak er zusammen, denn

es war ihm, als hätte er ganz deutlich den Zuruf „Mörder!“ vernommen. Wie von Peitschenhieben gejagt, eilte er weiter; aber der Zuruf verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, und „Mörder! Mörder!“ gellte es ihm unaufhörlich in die Ohren. Ein kalter Schweiß perlte ihm auf der Stirn, und in seinem Herzen wie in seinen Schläfen pochte und hämmerte das Blut so wild, daß ihm fast die Sinne vergingen.

Und in diesem Zustande sollte er sich unter Menschen begeben, sollte er bemüht sein, diejenige Gelassenheit und Unbefangenheit an den Tag zu legen, deren er so dringend bedurfte, wenn er sich nicht auf der Stelle verdächtig machen wollte. Er hatte noch Geistesgegenwart genug, um einzusehen, daß dies über seine Kräfte gehen würde, daß er, wenn er seine Flucht in derselben unsinnigen Weise fortsetze, wie er sie begonnen, nur im Begriff sei, sich dem sicheren Verderben in die Arme zu liefern.

Das Entsetzliche, was sich soeben da droben im Schlosse vollzogen hatte, war ja von ihm nicht geplant gewesen, und es drohte nun auch, seinen ganzen Plan über den Haufen zu werfen. Er war stark genug gewesen, die unheilvolle That zu begehen, aber er war zu schwach, jetzt das Bewußtsein derselben zu ertragen.

Wenn er nur nicht allein gewesen wäre — wenn er nur einen Vertrauten gehabt hätte, der ihm die Ermuthigung und Beruhigung hätte einflößen können, einen Genossen, dessen Schicksal mit dem seinigen eines gewesen wäre! Dann würde sicherlich diese grauenvolle Furcht, diese entsetzliche Gewissensangst von ihm weichen, und er würde wieder zu einem ruhigen, kaltblütigen, entschlossenen Menschen werden. Mit der Ver-

zweiflung eines Ertrinkenden klammerte er sich an diese Vorstellung, diese Hoffnung an, und noch ehe er sich seines Beginnens so recht bewußt geworden war, befand er sich bereits auf dem Wege zu jenem Pavillon, welchen Schiele bewohnte.

Vor wenigen Stunden noch hatte ihn die Aussicht, endlich aus der Knechtschaft dieses Sündengenossen, dieses Urhebers all' seines Unglücks, befreit zu werden, erleichtert aufathmen lassen, und jetzt flüchtete er zu ihm zurück, als könne alles Heil, welches er in diesem Leben noch zu erwarten habe, ihm allein von dem alten Zuchthaussträfling kommen.

„Ja, er hatte Recht", murmelte er dabei vor sich hin; „wir sind verkettet durch Bande, die keiner von uns mehr zerreißen kann! Ihm gebührt sein Antheil an meiner That — am Gewinn wie an der Verantwortung, und er soll beides mit mir tragen."

Sie hatten dereinst, als sie in dem französischen Gefängnis Zellennachbarn gewesen waren, ein bestimmtes Signal gehabt, das ihm noch geläufig genug war, und dessen sich auch sicherlich Schiele erinnern würde. Dicht unter seinem Fenster stehend, stieß Ernesto den eigenthümlich modulirten Pfiff aus, und er hatte ihn nur ein einziges Mal wiederholt, als sich oben ein wohlbekannter Kopf heraussteckte.

„Zum Henker, was treibst du mitten in der Nacht?" klang es mit gedämpfter Stimme herab.

„Komm' herunter, mein Freund!" bat Ernesto in einem Ton, der seinem sonst an eine wenig freundliche Behandlung gewöhnten Kameraden so befremdend klang, daß er kaum noch daran zweifeln konnte, es müsse etwas ganz Besonderes mit dem jungen Manne vorgegangen sein.

„Komm' herunter, und ich will dir alles sagen! Aber ich beschwöre dich, auch keine einzige Minute zu verlieren!“

„Was ist denn in aller Welt geschehen?“ fragte Schiele halb erschreckt und halb ärgerlich zurück. „Siehst du denn schon wieder Gespenster?“

„Komm' herab!“ flehte der andere wieder, „komm' herab, oder ich schwöre dir, es nimmt ein schlimmes Ende mit uns beiden!“

Eine unverständliche Verwünschung murmelnd, zog sich Schiele in sein Zimmer zurück, und wenige Minuten später stand er in vollem Anzuge unten, neben seinem Bundesgenossen.

Erst jetzt bemerkte er das furchtbar veränderte Aussehen desselben, und die Vermuthung, daß inzwischen etwas sehr Unliebsames geschehen sei, mußte ihm nun wohl zur Gewißheit werden. Er richtete eine hastige Frage an Ernesto, aber dieser gab ihm keine Antwort, sondern ergriff seinen Arm und bemühte sich, ihn hastig mit sich fort zu ziehen.

Einige hundert Schritte weit war ihm Schiele geduldig gefolgt. Er mochte wohl glauben, daß Ernesto nur von dem Wunsche erfüllt sei, sich soweit als möglich von einer menschlichen Wohnung und von der Gefahr des Belauschtwerdens zu entfernen. Als sie aber bereits der Parkmauer ganz nahe gekommen waren, ohne daß jener das Schweigen gebrochen hatte, verließ ihn doch seine Geduld, und er verlangte energisch zu wissen, was diese unzeitige Störung und dieser nächtliche Spaziergang zu bedeuten hätten.

„Wir müssen fliehen, Schiele!“ war die rasch hervorgestoßene Antwort, „und ich wollte nicht gehen ohne dich“.

Der andere blieb stehen und starrte den Sprechenden zornig an.

„Fliehen? Jetzt — wie zwei Verbrecher, mitten in der Nacht? Und ohne alle Vorbereitung? Damit man uns in drei oder vier Stunden auf den Fersen sei? Bist du denn von Sinnen?“

„Nein, nein! Alles ist vorbereitet! Ich habe Geld — viel Geld! Die ganze Welt steht uns offen!“

Schieles Gesicht nahm einen Ausdruck an, als sei ihm plötzlich die Befürchtung aufgestiegen, daß es im Kopfe des andern nicht ganz richtig sei.

„Du hast Geld?“ wiederholte er mit eigenthümlicher Betonung. „Willst du nicht die Güte haben, mir mitzuteilen, wie du in den Besitz desselben gekommen bist?“

„Ich habe es aus dem Boudoir der Fürstin genommen! Und viele Schmucksachen dazu! Es ist kein fürstliches Vermögen, aber es wird ausreichen, uns vor Mangel zu schützen!“

„Unglückseliger! Wahnwitziger!“ rief Schiele im höchsten Zorn aus, indem er Ernesto an der Schulter packte und ihn heftig schüttelte. „Machst du mir zum zweiten Mal all' meine Arbeit zu schanden? Wer hat dich geheißen, um eines armseligen Bettelpfenniges willen zum Diebe zu werden, wo uns ein enormer Reichtum in den Schoß fallen mußte, ohne daß wir auch noch einen Finger hätten zu rühren brauchen?“

Noch wenige Stunden früher würde Ernesto eine so brutale Behandlung ohne jeden Zweifel mit einem Faustschlage beantwortet haben; jetzt aber beugte er sich in sclavischer Unterwürfigkeit der Ueberlegenheit seines Meisters und sagte

in demüthigem Tone, als sei ihm unendlich viel daran gelegen, den andern zu versöhnen:

„Unser Plan war gescheitert, Schiele! Es gab kein anderes Mittel, uns zu retten! Heute Nachmittag schon waren Polizisten im Schlosse. Ich habe sie gesehen!“

„Wirklich?“ höhnte Schiele. „Welch’ ein Scharfblick! Nun, mein Lieber, auch ich habe sie gesehen; aber ich habe es doch für gut befunden, mich zuvor nach der Ursache ihres Erscheinens zu erkundigen, ehe ich aus bloßer kindischer Furcht zu irgend einem unsinnigen Entschlusse kam. Und wenn es dir Vergnügen macht, es zu hören, so vernimm, daß sie gekommen waren, um sich bei der Dienerschaft zu erkundigen, ob vielleicht einem von ihnen ein Mensch begegnet sei, den sie wegen Mordes zu verfolgen hatten.“

„Sprich das Wort nicht aus, Schiele!“ schrie Ernesto auf, indem er dem Genossen beide Hände abwehrend entgegenstreckte. Ich kann es nicht hören — und ich will es auch nicht hören!“

„Bist du verrückt geworden? Es handelte sich ja nicht um dich oder um mich, sondern wenn ich nicht irre, um einen Schuster aus Siena, der im Streit oder aus Eifersucht seine Geliebte erstochen hatte. Eine Stunde nachher haben sie ihn denn auch da unten vorbeigeführt. Du hattest also sehr wenig Ursache, dich wegen der Polizisten zu beunruhigen, wie du nun wohl einsehen wirst!“

Ernesto hatte mit gesenktem Haupte zugehört.

„Und es ging doch nicht anders, Schiele,“ sagte er. ‚Wenn sie heute nicht unseretwegen kamen, so konnten sie es,

doch morgen thun, und dann wäre es zu spät gewesen, uns in Sicherheit zu bringen."

„Albernes Geschwätz!" Hatte ich dir denn nicht gesagt —"

„Laß uns nicht streiten, mein Freund!" flehte Ernesto angstvoll, indem er jenen immer wieder mit sich fortzuziehen suchte. „Ob es recht oder unrecht war, was ich gethan, genug, das ist nicht mehr zu ändern, und du darfst mich nicht im Stich lassen — hörst du, du darfst nicht!"

„So erzähle mir wenigstens, wie alles zugegangen ist, und was du in deine Hände gebracht hast. Hoffentlich wird es ja noch nicht zu spät sein, deine Dummheit wieder gut zu machen! Ich —"

Er konnte nicht vollenden, denn Ernesto hatte ihn mit einem gräßlichen Aufschrei unterbrochen, der nicht mehr aus der Brust eines Menschen, sondern aus der Kehle eines gehetzten Thieres zu kommen schien. Mit ausgestrecktem Arm hatte er dabei auf das Schloß gedeutet, und Schiele bedurfte auch keiner weiteren Erklärung, als er mit den Augen jener Richtung folgte.

Während das Gebäude bis dahin ein Bild ungestörter Ruhe und tiefsten Friedens geboten hatte, und während nur wenige Fenster durch einen matten Lichtschimmer erhellt gewesen waren, mußte jetzt ein einziger Blick lehren, daß drinnen eine ungewöhnliche Erregtheit und Bewegung entstanden sei. Lichter bewegten sich hin und her; ein Zimmer nach dem andern wurde erhellt, und aus den geöffneten Fenstern schien es gar wie ein verworrenes Geräusch von rufenden und jammernden Stimmen in die Stille der Nacht hinaus zu dringen.

„Alles ist entdeckt! Alles ist verloren!" stöhnte Ernesto,

und ein konvulsivisches Zittern schüttelte seinen Körper. Da erschienen einige dunkle Gestalten mit Windlichtern in den Händen auf der Terrasse des Schlosses, und dieser Anblick schien dem von Gewissensangst gefolterten Verbrecher die Herrschaft über seine Glieder zurückzugeben. Mit wilden Sätzen sprang er auf die Parkmauer zu und schwang sich über dieselbe schnell hinweg, daß ein Cirkuskünstler ihn um die Geschicklichkeit und Sicherheit der gymnastischen Leistung hätte beneiden können. Dann setzte er im raschesten Lauf seinen Weg gegen das Meeresufer hin fort, das nur um eine kleine Strecke entfernt war. Ohne sich lange zu bedenken, folgte ihm Schiele nach. Zwar kostete es ihm erheblich größere Mühe, die Mauer zu überklettern; aber die Spannung des kritischen Augenblicks gab doch auch ihm Kraft und Gewandtheit genug dazu, und nun keuchte er hinter dem andern drein, fortwährend durch halblaute Zurufe versuchend, ihn noch zum Stehen zu bringen.

Ob nun diese Zurufe wirklich zuletzt eine gewisse Wirkung auf ihn ausübten, ob ihm der Atem zur Fortsetzung seines rasenden Laufes versagte, oder ob er jetzt, wo er fast am Meeresufer stand, unschlüssig war, welchen Weg er weiter einschlagen solle — genug, auf einer überhängenden Felsenklippe, an deren Fuß mit einem leisen Rauschen die Wogen des tyrrhenischen Meeres anschlugen, blieb er dann stehen und erwartete das Näherkommen des mühsam heranfeuchenden Schiele. —

„Hast du denn deinen Verstand ganz und gar verloren?“ war das erste, was dieser ächzend und in abgerissenen Worten über die Lippen brachte. „Das also war die Geschicklichkeit,

mit welcher du unsere an und für sich schon so überflüssige und unsinnige Flucht vorbereitet hast? Und das ist der Dank für all' die ungeheuerlichen Opfer, welche ich dir gebracht — für all' die schwere Verantwortung, welche ich um deinetwillen auf mich geladen habe? Wahrhaftig, in dieser Stunde erhalte ich meine Strafe für die Gutmütigkeit, mit der ich damals bei unserem ersten Wiedersehen dem alten Weißberger jenes Tränklein mischte, das ihn von allem irdischen Jammer befreien und dir deine alte Entschlossenheit wiedergeben sollte. Der Teufel wolle, daß ich mir damals einen brauchbareren Menschen ausgesucht hätte, als dich!" —

Ernesto hatte ihn ernst angestarrt, als ob es eine fremde Sprache sei, die jener da zu ihm redete; dann aber brach er in ein gellendes Lachen aus, in ein Lachen, aus dem es schon wie der Beginn des Wahnsinns klang.

„Also auch das hättest du gethan, du edler, du wackerer Freund?" rief er aus. „Mit einem Mord haben wir unsere gemeinsame Thätigkeit begonnen — mit einem Mord mußte sie enden! Und meinen eigenen Vater! Doch warum nicht ihn so gut wie jene?! Auch sie hielt mich ja für ihren Sohn!"

Schiele sprang auf ihn zu und packte ihn mit beiden Händen an den Schultern. Sein Gesicht war demjenigen Ernestos ganz nahe, und die Nacht war hell genug, um dem jungen Manne die verzerrten Züge und die blutunterlaufenen Augen seines Sündengenossen zu zeigen.

„Was redest du da, Unglücksmensch?" kam es in zischenden Lauten aus dem Munde des ehemaligen Zuchthäuslers. „Was hast du gethan? Weshalb packte dich die Angst, als du

da drinnen die Lichter sahst? Rede, oder — bei allen Teufeln schwör ich dir's — es ist um uns beide geschehen!"

Aber seine Drohung schien keine Wirkung mehr auf den andern auszuüben, und sein Entsetzen schien Ernesto sogar eine gewisse Genugthuung zu bereiten.

„Meinst du wirklich, daß es um uns geschehen sei? fragte er mit schneidendem Hohne zurück. „Nun, du könntest vielleicht recht haben, mein Freund! Aber nach dem Geständniß, das du mir da soeben gemacht hast, kann ich's nicht gerade bedauern, daß du mein Schicksal teilen wirst. Sollte ich die Beute mit dir teilen, nun, so ist es wohl billig, daß du auch deinen Antheil an der Strafe empfängst. Gleiche Brüder — gleiche Kappen!"

„Was phantasirst du da? Von welchem Schicksal redest du? Was stände uns denn bevor, wenn man uns ergriffe?"

„Nun, ich denke ungefähr dasselbe wie dem Schuster aus Siena, den du heute hier vorbeiführen sahst, wenn schon ich freilich fürchte, daß man uns nach Lage der Dinge etwa härter beurteilen wird als ihn."

Schiele ließ nun die Arme schlaff am Körper niedersinken. Das Entsetzen hatte ihn mit seiner ganzen Gewalt gepackt.

„Was hast du gethan?" wiederholte er mit tonloser Stimme seine Frage. „Die Fürstin —?"

„Sie hatte das Unglück, mich zu überraschen, als ich mir einen Zehrpfennig mitnehmen wollte. Es schien mir, als sei sie willens, um Hilfe zu rufen, und da — nun, da habe ich sie eben erwürgt. Was sagst du dazu, Meister? Findest du nicht, daß dir dein Schüler alle Ehre gemacht hat?'

Wieder waren seine letzten Worte von einem weithin schallenden, gellenden Lachen begleitet. Es mußte während der letzten Minuten eine seltsame Wandlung in seinem Innern vorgegangen sein. Statt der verzweifelten Angst, die er noch soeben empfunden, schien ihn nur ein Wunsch zu erfüllen, sein Schicksal trotzig herauszufordern. Aber in seinem ganzen Gebahren lag etwas, das einem Dritten unbedingt sehr ernste Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit erwecken mußte.

Nur Schiele zweifelte nicht, daß das Fürchterliche, was er da soeben vernommen, vollste Wahrhaftigkeit sei, und jetzt erst gab auch er alles verloren.

„So hätten wir denn das Ende!" sagte er mit einer Ruhe, die unheimlicher war, als der vorige Wuthausbruch. „Aber du irrst dich, wenn du glaubst, daß wir mit gleichem Maße gemessen werden könnten. Mag ich auch in den Augen der Pharisäer und Tugendheuchler hundertmal ein Schurke gewesen sein, mag es mir auch von jeher ein Vergnügen gemacht haben, all' diese lächerlichen Vorurteile, welche sie Gesetz und Sitte nennen, unter meine Füße zu treten — ich kann doch mit erhobener Rechte schwören, daß nichts von dem, was ich gethan, auch nur entfernt heranreicht an die fluchwürdige Schändlichkeit deines Beginnens. Daß ich einem Sterbenden seine Leiden gutmüthig um ein paar Tage oder Wochen abkürzte, das war bei Licht besehen nur eine verdienstliche Handlung und jedenfalls eine viel größere Wohlthat, als sie der alte Hallunke von einem Wucherer verdiente. Daß ich dem kahlen Purzel in einem anderen Falle behilflich war, bei dem ebenfalls ein Menschenleben daraufging — nun, das war vielleicht nicht so ganz in der Ordnung; aber es ließ sich eben

nicht anders machen, und meine Hände waren dabei auch rein geblieben von Blut. Was ist das alles gegen deine That — die schändlichste, die man unter Menschen kennt; denn deine eigene Mutter war es, gegen die du deine Hand zu erheben wagtest!"

Ernesto stierte ihn wortlos an. Er hatte ihn nicht begriffen, oder er meinte doch wenigstens, ihn noch nicht begriffen zu haben.

„Ja, deine Mutter!" fuhr Schiele mit erhobener Stimme fort, mit voller Absichtlichkeit und Ueberlegung den fürchterlichen Schlag führend, dessen Wucht den andern zermalmen mußte. „Erfahre denn, daß bei dem ganzen Spiel du allein der Betrogene gewesen bist, daß du den Namen, welchen du jetzt führst, mit vollem Recht getragen hast, daß jene Dokumente, in deren Besitz mich ein Zufall gesetzt, vollkommen echt waren, daß du in Wahrheit der Sohn jener Frau bist, die du jetzt ermordet hast!"

Ernesto taumelte; aber mit einer gewaltigen Anstrengung raffte er sich noch einmal zusammen, und wenn seine Stimme auch mit einem Male ganz verändert schien, so klang sie doch merkwürdig ruhig, als er sagte:

„Dein Leben ist voll von Lüge und Verrath gewesen, daß du wohl auch an der Schwelle des Todes vor einer Lüge nicht zurückschrecken würdest. Aber wenn noch eine Regung von Menschlichkeit in dir ist, so gieb mir jetzt eine wahrhaftige Antwort! Wer weiß, wie nahe wir unserer letzten Stunde sind! Und es wäre fürwahr nicht gut, wenn du um eines erbärmlichen Rachegelüstes willen versuchen wolltest, mich zu betrügen! Wenn du jetzt — in diesem Augenblick — sterben

müßtest, Schiele, könntest du mir auch dann noch bei dem Andenken an deine Eltern, bei der Erinnerung an deine Jugend schwören, daß du eben die Wahrheit gesprochen, daß die Fürstin Beatrice wahrhaftig meine Mutter gewesen ist!"

„Ich schwöre es dir bei meinem eigenen Leben! Möge mir auf der Stelle die Zunge gelähmt werden, wenn ich dir nicht diesmal die volle Wahrheit gesagt habe! Darum begreifst du wohl, daß ich nichts zu schaffen haben mag mit einem solchen Verbrechen, daß unsere Wege sich fortan trennen müssen, und daß ich nicht mehr thun kann, als dich deinem Schicksal überlassen!"

Er machte eine Bewegung nach dem Lande zu, als wenn er den mit seinen letzten Worten angedeuteten Entschluß ohne jeden weiteren Abschied ausführen wollte; aber ein halblauter, ruhiger, beinahe bittender Zuruf Ernestos hielt ihn zurück:

„Nur einen Augenblick noch, Schiele!" sagte er. „Wir haben so mancherlei miteinander durchgemacht, und ich habe dir in der Gestaltung meines Lebens so viel zu verdanken, daß es recht unkameradschaftlich wäre, wenn wir so kalt auseinander gehen wollten. Ich will dich ja nicht zurückhalten, aber einen Händedruck wenigstens solltest du mir doch vergönnen. Wir werden uns ja doch nach dieser Nacht im Leben nicht mehr wiedersehen."

Der alte Zuchthäusler hatte sich noch immer für einen ausgezeichneten Menschenkenner gehalten, und noch niemals hatte er sich einem so unlöslichen Räthsel gegenüber gesehen, als in diesem Augenblick. Einen Ausbruch der wildesten Raserei und Verzweiflung, eine Flut der heftigsten Vorwürfe

hatte er erwartet, und statt dessen legte der Mann, dem er soeben eine so furchtbare Enthüllung gemacht, eine ganz erstaunliche Ruhe und Versöhnlichkeit an den Tag, die ihm vollkommen unbegreiflich waren. Zögernd trat er wieder auf ihn zu, denn Ernesto stand noch immer hart am äußersten Rande der nach dem Meere zu schroff abfallenden Klippe; zögernd legte er seine Hand in die dargebotene Rechte des jungen Mannes, und ein Schauer durchrieselte seinen abgehärteten Leib als er die eisige Kälte derselben fühlte.

„Lebe wohl, Ernesto! Hoffentlich gelingt es dir noch, dich in Sicherheit zu bringen!"

Der Angeredete legte die linke Hand auf die Schulter des vor ihm Stehenden und flüsterte dicht an seinem Ohr:

„Ich habe mir's anders überlegt, mein Freund! Wir haben's zu lange miteinander gehalten, als daß wir uns jetzt noch trennen sollten! Und ich habe einen Fluchtplan ausgedacht, der so vortrefflich ist, daß keine Polizei der Welt uns in ihre Gewalt bringen, daß kein Richter der ganzen Erde uns vor seinen Schranken sehen soll. Aber ich muß dir's leise sagen, ganz leise, damit keiner uns verraten kann!"

Und ob auch jener, von einer plötzlichen Angst ergriffen, sich zu sträuben suchte, legte doch Ernesto, dessen rechte Hand noch immer mit eisernem Druck festhaltend, seinen linken Arm um Schieles Schulter und zog ihn dicht an sich heran.

„Weißt du, Bruder, wohin wir miteinander gehen wollen?" raunte er ihm zu, um dann mit erhobener Stimme, rasch und gellend hinzuzufügen:

„In den Tod!"

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" tönte es zweimal in halb erstickten

Lauten vom Meeresufer her. Auf dem überhängenden Felsen kämpften zwei dunkle Gestalten sekundenlang einen furchtbaren Ringkampf; dann schrillte ein verzweifelter Aufschrei durch die Nacht, ein Geräusch folgte, wie wenn etwas Schweres aus beträchtlicher Höhe ins Wasser geschleudert würde; dann aber wurde es todtenstill.

Wieder umspülten die Wellen mit leisem Rauschen den Fuß der einsamen Klippe, und die klaren Fluthen des tyrrhenischen Meeres spiegelten die silberne Scheibe des Mondes unbewegt und friedlich zurück.

Die ganze Natur war ein Bild der heiligsten Ruhe. Der einsame Wanderer, welcher jetzt des Weges gezogen wäre, er hätte sicherlich nicht geahnt, wie viel heiße Leidenschaft und wie viel wahnwitzige Verzweiflung da auf dem kühlen Meeresgrunde soeben für ewig zum Schweigen gebracht worden waren.

Nicht lange hatte Professor Dernberg auf die Ueberraschung zu warten brauchen, welche ihm Elsa in Aussicht gestellt hatte. Sie war von einer Art gewesen, auf die er gewiß am allerwenigsten gefaßt gewesen wäre, und es hatte damit folgende Bewandtniß gehabt:

Schon am ersten Tage seines Aufenthaltes in der Görbersdorfer Heilanstalt war in seinem Befinden eine ganz entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten, eine Wendung, die er selber freilich zunächst nur für eine jener trügerischen Pausen im Fortschreiten der tückischen Krankheit ansah, durch welche die armen Patienten nur zu häufig in eine falsche Sicherheit und in Hoffnungen eingewiegt werden, die oft schon der kommende Tag wieder zerstört. Aber die Thatsache, daß er sich ungleich kräftiger und lebensfreudiger fühlte, als unter dem Himmel Italiens, war doch nicht wegzuleugnen, und der schlimme Rückfall, auf den er vollkommen gefaßt war, stellte sich durchaus nicht ein.

Wenn er während der ersten Tage die köstliche, reine Gebirgsluft und den Anblick der entzückenden Landschaft, die ihn rings umgab, nur von der kleinen Terrasse von seinem Zimmer aus hatte genießen können, so war er bald genug

im Stande gewesen, Spaziergänge von immer größerer Ausdehnung zu unternehmen.

Selbstverständlich war die Komtesse des Professors unzertrennliche Begleiterin, und das junge Paar, welches trotz des angegriffenen Aussehens des Malers so schön und vornehm erschien, hatte bald genug die Aufmerksamkeit der übrigen Kurgesellschaft in nicht geringem Grade auf sich gezogen. Die strenge Zurückgezogenheit und Absonderung, in welcher sie sich hielten, konnte nur dazu beitragen, die allgemeine Neugierde zu vermehren, und oft genug bemerkte der Professor, daß man verwunderte und forschende Blicke auf ihn und seine schöne Begleiterin richtete.

Die Vermuthung, daß ihr Verhältniß zu ihm allerlei boshaftem Mißdeuten ausgesetzt sein könnte, und daß dieser oder jener es wagen dürfte, den Namen des von ihm so heißgeliebten Mädchens anders als mit dem Ausdruck unbedingter Hochachtung und Verehrung zu nennen, peinigte den feinfühligen jungen Künstler aufs Aeußerste. In jedem Antlitz, das sich ihnen zuwendete, glaubte er einen spöttischen oder geringschätzenden Zug zu erblicken, und die Sorge um Elsa und ihren guten Ruf war der einzige trübe Schatten, der auf diesen liebevollen und sonnigen Görbersdorfer Tagen lastete.

Trotzdem kam er nicht auf den Gegenstand zurück, welcher gleich nach ihrer Ankunft den Inhalt ihres Gespräches gebildet hatte. Er wußte, daß sie sich dieses Gesprächs ebenso wohl erinnerte als er selbst, und wartete geduldig auf den Augenblick, in welchem sie ihm eine Erklärung über ihre damaligen Andeutungen geben würde. Und dieser Augenblick kam denn auch schneller, als er es zu hoffen gewagt.

Zum ersten Male seit dem Beginn seiner Görbersdorfer Kur hatte er seinen Spaziergang bis zum Gipfel der Katharinenhöhe ausgedehnt, wo ein in zierlichen, gothischen Formen ausgeführter, mit Schieferplatten bekleideter Pavillon willkommene Gelegenheit zu längerem, behaglichem Weilen bot. Auch diesmal hatte ihn Elsa begleitet, und sie hatten sich nicht eben sonderlich beeilt, die Höhe des Berges zu gewinnen. Hatten doch unterwegs so viele lauschige Ruheplätzchen an schönen Aussichtspunkten zur Unterbrechung des Spazierganges eingeladen, daß sie der Versuchung weder auf der Elisenhöhe noch an den Klippenbänken hatten widerstehen können, und als sie nun endlich die wenigen Stufen zu dem Innern des zierlichen Pavillons, dem man die Gestalt einer kleinen Kapelle gegeben hatte, erstiegen, da neigte sich die Sonne bereits ihrem Untergange zu und schwebte als eine große, dunkelglühende Scheibe über den von einem zarten, bläulichen Schleier umwobenen Bergkuppen.

Ein herrlicheres Panorama, als es sich in dieser goldigen Beleuchtung des untergehenden Tagesgestirns den beiden jungen Menschenkindern darbot, hatte sich wohl kaum irgendwo auf deutscher Erde finden lassen, und es war begreiflich genug, daß sie, hingerissen von der nie versagenden Zaubergewalt der unübertrefflichen Künstlerin Natur, geraume Zeit in schweigender Bewunderung nebeneinander saßen, über dem imposanten Schauspiel des majestätischen Sonnenuntergangs Viertelstunden lang alles vergessend, was ihre Herzen eben noch an irdischen Sorgen gedrückt haben mochte.

Da fühlte Dernberg plötzlich, wie sich Elsas weiche, warme Hand auf die seinige legte, und ihr Köpfchen neigte sich so

nahe gegen seine Schulter, daß er den leichten Hauch ihres Athems an seiner Wange fühlte.

„Welch' ein Bild!" flüsterte sie. „Ach, mein Freund, könnten wir dereinst dahingehen wie sie, so groß, so herrlich, und von so viel dankbaren Scheidegrüßen derer begleitet, denen sie Licht und Segen gespendet hat. Wie wenigen mag es doch vergönnt sein, so von hinnen zu gehen!"

„Du denkst an den Tod, mein Lieb'," erwiderte der Maler, und ein wehmüthiger Ton zitterte in seiner Stimme nach. „Du, die so jung und blühend ist, und vor der die Welt all' ihre Herrlichkeiten wie auf einem bunten Teppich ausgebreitet hat! Das sind keine Gedanken für dich, aber ich bin dir dankbar, daß du mich daran erinnert hast; denn ich habe mich seit einigen Wochen mit solchen Vorstellungen vielleicht viel weniger beschäftigt, als für die Bereitschaft zu der großen Reise gut und heilsam ist."

Er wollte noch weiter sprechen; aber sie legte sacht ihre feine, weiße Hand auf seinen Mund und brachte ihn zum Schweigen.

„Nicht an den Tod zumeist dachte ich soeben, sondern an ein schönes, segenspendendes, sonnenähnliches Leben", sagte sie innig, „an ein Dasein, wie du, mein Geliebter, es vollbringen wirst, wenn du aus diesen Bergen heimkehrst im Vollbesitz deiner Gesundheit und deiner Kraft, O, wiege nicht zweifelnd dein Haupt! Sieh' mich nicht ungläubig an! Die feste, herrliche Zuversicht meines Herzens, meinen unerschütterlichen Glauben an künftiges Glück würdest du mir doch nicht nehmen können! Wie mich die Stimme meines Herzens nicht betrogen hat, als sie mich antrieb, dich gegen den Willen der Aerzte

und fast auch gegen deinen eigenen hierher zu führen, so wird sie mich auch jetzt nicht täuschen, wenn sie mir zuruft, daß alles noch ein gutes Ende nehmen werde. Nicht Vorstellungen des Todes sind es, die uns beschäftigen sollen, sondern Bilder einer fröhlichen, glückseligen Zukunft."

Der überzeugungskräftigen Wärme ihrer Worte war es wohl anzumerken, daß sie ihr wirklich aus dem tiefsten Herzen quollen, und daß sie nicht etwa daran dachte, ihn durch leere Tröstungen aufheitern zu wollen. Er erwiderte denn auch mit einem dankbaren Lächeln den sanften Druck ihrer Hand, aber gleich darauf huschte es doch wieder wie ein düsterer Schatten über sein Gesicht.

„Auch ich fühle mich ja versucht, zu hoffen, daß dich dein muthiger Glaube nicht ganz betrogen hat, mein tapferes Mädchen", sagte er. „Aber selbst im günstigsten Falle müssen Monate — viele Monate vielleicht zu gehen, ehe wir zu einem solchen Glück gekommen sind, und bis dahin —"

„Ich weiß, was du sagen willst, mein Freund", unterbrach sie ihn mit demselben schelmischen Ausdruck, der ihn schon damals bei ihrem Gespräch nach der ärztlichen Untersuchung in so lebhafte Verwunderung versetzt hatte, „aber ich will dir ersparen, es auszusprechen. Du warst gütig genug, die Bitte zu erfüllen, welche ich damals an dich gerichtet, und nun ist es wohl an mir, das Versprechen einzulösen, das ich gegeben. Sei mir nicht böse, mein Lieber, wenn ich bis heute damit gezögert habe; aber es gab da mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und dann handelt es sich ja auch um etwas ganz Außergewöhnliches, vielleicht kaum

jemals Dagewesenes, jedenfalls aber um etwas, das auszusprechen einem Mädchenmunde recht schwer fallen muß."

Mit unverhohlenem Erstaunen schaute ihr der Professor in das erglühende Antlitz. Ihre Andeutung war ihm ganz unverständlich, so unverständlich, daß er unter minder ernsten Verhältnissen vielleicht geglaubt haben würde, es sei ihre Absicht, ihn ein wenig zu necken. So sah er sich denn auch außer Stande, ihr bei ihrem Geständniß entgegenzukommen, wie er es so gern gethan hätte; denn er merkte wohl, daß es ihr in der That sehr schwer wurde, das auszusprechen, was ihr auf dem Herzen lag.

„Ich habe lange und viel über deine Bedenklichkeiten hinsichtlich unseres Beisammenseins nachgedacht, mein Freund", sagte sie, „und so wenig ich sonst auch geneigt bin, nach dem Urtheil der Welt zu fragen, so bin ich doch endlich zu dem Ergebniß gekommen, daß du in diesem Falle vollkommen Recht hast, und daß wir darauf sinnen müssen, einen Wandel zu schaffen."

Dernberg seufzte tief auf und blickte mit feuchten Augen in den glühenden Sonnenball, der schon zur Hälfte hinter dem Gipfel der Riesenkoppe verschwunden war.

„Ich wußte es wohl", sagte er, „daß du früher oder später zu derselben Ueberzeugung kommen mußtest; viel zu lange und viel zu innig schon hast du dein reiches Leben an mein armseliges gefesselt."

„Vergieb, mein Freund", unterbrach sie ihn lächelnd, „aber du hast mich nicht ausreden lassen, und wie mir scheint, bist du auf dem besten Wege, mich gründlich mißzuverstehen. Oder kannst du mich wirklich für so launig und wetterwendisch

halten, daß ich jetzt doch noch einen Entschluß fassen sollte, den ich von vornherein als einen unmöglichen zurückgewiesen? Aber sage mir ehrlich, ist dir denn noch niemals ein anderes Auskunftsmittel eingefallen, als dieses abscheuliche und grausame einer Trennung, von dem du immer und immer wieder sprichst? Hast du nie daran gedacht, daß du allem hämischen Gerede viel sicherer die Spitze abbrächest und meine Ehre viel unantastbarer für alle Angriffe machtest, wenn du mir auch vor der Welt ein Recht gäbest, an deiner Seite zu weilen?"

Er fing an, sie zu verstehen; aber er wagte es nicht, seinen Ohren zu trauen.

„Du meinst, liebe Elsa?" fragte er unsicher.

„Nun, ich meine, du schwerbegreifender Mann, daß alle deine Bedenken viel besser und dauerhafter aus dem Felde geschlagen würden, wenn du dich dazu entschließen könntest, mich zu deiner Gattin zu machen! Und diese Bitte, mein Freund, war die Ueberraschung, die ich dir aufgespart hatte für den Tag, an welchem mir unser vortrefflicher Arzt die Erlaubniß geben würde, mit dir zuerst davon zu reden."

Noch zärtlicher schmiegte sie sich an seine Seite, und tief ergriffen zog der Professor ihre Hand an seine Lippen. Er war so überwältigt von dem neuen Opfer, daß sie ihm da bringen wollte, daß er nicht sogleich die rechten Worte für eine Erwiderung fand, und so fuhr sie denn fort, ihm mit einem Eifer, der sie doppelt so reizend erscheinen ließ, auseinander zu setzen, wie gründlich und umsichtig sie ohne sein Wissen bereits alle Vorbereituugen für die wichtige und heilige Handlung getroffen habe, und mit welcher Beharrlichkeit sie ganz in der Stille alle Schwierigkeiten zu beseitigen gewußt, die man ihr namentc

lich von Seiten ihrer Familie in den Weg zu legen versucht hatte. Selbst wenn es seine Absicht gewesen wäre, sich zu sträuben, wäre er dazu nach den von ihr gethanen, einleitenden Schritten kaum noch im Stande gewesen, und so blieb ihm denn nichts anderes übrig, als dankbar aus ihren Händen das neue köstliche Geschenk zu empfangen, das herrlichste, das sie ihm zu gewähren vermochte.

Entschiedenen Widerstand hatte anfänglich auch der behandelnde Arzt ihrem Vorhaben entgegengesetzt, da er aus naheliegenden Grunden mancherlei üble Nachwirkungen für seinen Patienten befürchtete. Aber als sie ihm nun die ganze Geschichte ihres Verlöbnisses, ihrer Trennung und ihres Wiederfindens erzählt, als er erkannt hatte, daß es nur die reinsten und edelsten Beweggründe waren, welche die Handlungsweise des jungen Mädchens bestimmten, da hatte er nicht nur keine weiteren Einwendungen erhoben, sondern er war der Komtesse sogar nach Kräften behilflich gewesen, alle Formalitäten zu erledigen. Nur die Bestimmung des geeigneten Zeitpunktes hatte er sich vorbehalten, und sie hatte sich widerspruchslos allen Anordnungen des vortrefflichen Mannes gefügt, zu dem sie freilich wohl ein unbedingtes Vertrauen haben durfte.

Vierzehn Tage später fand die standesamtliche Eheschließung des Professors Herbert Dernberg mit Komtesse Elsa Holzhausen vor dem Gemeindevorsteher von Görbersdorf statt. Der ärztliche Dirigent der Heilanstalt und einer seiner Assistenzärzte fungirten auf den Wunsch des Patienten als Trauzeugen, und sie waren auch bei der priesterlichen Einsegnung des neugeschlossenen Bundes, welche an demselben Nachmittage durch den Geistlichen des nahe gelegenen Städtchens Friedland in einem Zimmer

der Villa Rosa vorgenommen wurde, zugegen. Beide Handlungen waren so in aller Stille vorbereitet und vollzogen worden, daß niemand aus der Kurgesellschaft eine Ahnung davon hatte, und daß man erst dann mit nicht geringer Verwunderung davon erfuhr, als auf der Adreßtafel der Villa Rosa plötzlich zu lesen war: „Professor Dernberg nebst Gemahlin".

Der leitende Arzt, welcher ein ebenso feinfühliger Physiologe als erfahrener Kliniker war, hatte wohl einen triftigen Grund gehabt, als er seinen anfänglichen Widerstand gegen den Vollzug jener Heirath aufgegeben hatte, und die Thatsachen gaben ihm in der Folge vollkommen Recht; denn die Genesung des Malers, welche so erfreulich begonnen hatte, schritt auch jetzt in wahrhaft überraschender Weise weiter fort.

Die scheinbar so einfachen Heilmittel, welche das Görbersdorfer Sanatorium zu bieten hatte, erwiesen sich als von segensreichster Wirkung, wenngleich sich das junge Ehepaar freilich entschließen mußte, auch noch den ganzen Winter in dem herrlichen schlesischen Gebirgsthal zuzubringen. Sie waren aber auch weit entfernt, über diese Nothwendigkeit irgend welches Bedauern zu empfinden; denn der Winter enthüllte ihnen nur tausend neue Reize ihrer gesegneten landschaftlichen Umgebung und hundert neue Vorzüge des hier geübten Heilverfahrens.

Der Professor war jetzt längst so weit gekräftigt, daß er auch weitere Spaziergänge und Bergwanderungen ohne jede Gefahr unternehmen konnte, und da gehörte es denn zu seinen und Elsas köstlichsten Genüssen, an jenen prächtigen, sonnenhellen Tagen, an denen hier wahrlich kein Mangel war, durch den schweigenden Wald, dessen Aeste und Zweige gleichsam inkrustirt waren vom herrlichsten, schimmernden Weiß, hinaufzusteigen auf

die Höhen, von denen aus das Auge weithin schweifte über die entzückendste aller winterlichen Landschaften, und da oben Hand in Hand eine jener stillen Andachten zu halten, deren süßen Reiz nur die Glücklicheren unter den Sterblichen kennen.

Sie hatten das anmuthige Fleckchen Erde, dem sie ihr wieder erstandenes Glück verdankten, unendlich lieb gewonnen, und es überkam sie wie eine Regung von Wehmuth, als Dernberg an einem schönen Frühlingstage aus dem Munde des Arztes die Kunde empfing, daß er sich als vollkommen genesen ansehen dürfe und seiner Abreise nichts mehr im Wege stehe. Tagelang noch zögerten sie, ehe sie sich entschließen konnten, wirklich von dem trauten Görbersdorfer Thal zu scheiden, und gar oftmals schauten sie aus dem rasch dahinrollenden Wagen zurück, solange sie die schlanken Thürme des Brehmer'schen Sanatoriums und die freundlichen rothen Mauern der Villa Rosa mit den Blicken erreichen konnten. — Dann aber ging es freudigen Herzens hinaus in ein neues, glückliches, sonniges Leben.

Professor Dernberg stand in seinem prächtig eingerichteten hauptstädtischen Atelier eben bei eifriger Arbeit vor der Staffelei, als sich eine feine weiße Hand auf seinen Arm legte und ihn nöthigte, die Rechte mit dem Pinsel sinken zu lassen. Sein liebreizendes junges Weib war unbemerkt eingetreten, und schmeichelnd flüsterte sie ihm in's Ohr:

„Vergieb mir, Herbert, wenn ich Dich gestört habe! Du weißt, ich mache mich dieses Verbrechens nicht sehr oft schuldig, so groß auch zuweilen die Versuchung dazu sein mag. Heute aber habe ich eine Entschuldigung, eine sehr triftige Entschuldigung, und Du wirst mir nicht mehr zürnen, wenn Du Dich überzeugt hast, was für ein Besuch uns da zu Theil geworden ist."

„Ein Besuch?" fragte er. „Und darf man den Namen nicht erfahren?"

Elsa schüttelte energisch das hübsche Köpfchen.

„Nein, das ist eine Ueberraschung, die Du Dir selber nicht durch vorzeitige Neugierde verderben darfst. Komm nur mit mir hinüber in den kleinen Salon, da wirst Du schon ein Wunder erleben."

„Aber ich muß doch wohl erst ein wenig Toilette machen, liebes Kind! Meine leichte Arbeitsjoppe —"

„Ist gerade recht! Unser Besuch ist ein lieber, alter Bekannter, den man nicht durch überflüssige Förmlichkeiten einschüchtern darf. Deine Sammtjoppe wird unserem Gast jedenfalls lieber sein, als irgend ein feierlicher schwarzer Anzug."

Damit zog sie den lächelnden Maler in übermüthig froher Laune mit sich fort in den kleinen, behaglich und geschmackvoll ausgestatteten Wohnraum, in welchem sie von einer schlanken jugendlichen Mädchengestalt erwartet wurden. Auf den ersten Blick hatte sie der Professor erkannt, und mit einem Ausruf der freudigsten Ueberraschung streckte er ihr beide Hände entgegen.

„Fräulein Helene! Wahrhaftig, Sie sind es! Nun, das ist allerdings der liebste Besuch, den ich mir nur hätte wünschen können!"

Auch das junge Mädchen gab unverhohlen ihre Freude über das veränderte Aussehen des Professors Ausdruck, der jetzt wieder in seiner vollen männlichen Kraft und Schönheit prangte und in dessen frischen, elastischen Bewegungen auch nicht die geringste Spur des schweren Leidens zurückgeblieben war, das ihn vor wenigen Jahren dem Grabe so nahe gebracht.

„Ja, Gott sei Dank, die aufopfernde Pflege dieses herrlichen, unvergleichlichen Wesens, meines einzig geliebten Weibes, dessen ich armer, sündiger Mensch auch nicht im Allergeringsten würdig bin, hat mich aus einem unbrauchbaren Invaliden, wenn nicht aus einem Sterbenden, wieder zu einem einigermaßen nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft gemacht, und bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich nicht auf-

hören, ihr von ganzer Seele dankbar zu sein. Aber Sie, Fräulein Helene? Was ist aus Ihnen geworden? Und warum haben Sie in der ganzen langen Zeit nicht ein einziges Mal in Lebenszeichen an uns gelangen lassen?"

„Ach, es liegt zwischen unserer Trennung in Nizza und zwischen unserem heutigen Wiedersehen eine ganze Welt von Ereignissen", sagte Helene, daß es wohl verzeihlich ist, wenn ich mitten in ihrem Wirbel nicht Muße und Stimmung fand zu einem schriftlichen Bericht an meine Freunde. Wohl glaubte ich mich damals unter dem Schutze der wackeren französischen Familie, die ja auch Ihnen bekannt ist, nach all' den Stürmen und Fährnissen im sicheren Hafen; aber ich sollte bald genug zu der Erkenntniß kommen, daß diese Hoffnung mich betrogen habe, und daß es mir noch vorbehalten sei, einen schweren Kummer zu durchleben."

„Mein Gott, was geschah Ihnen?" riefen Dernberg und Elsa wie aus einem Munde und ließen sich an Helenen's Seite nieder, ihre Hand ergreifend und sie mit herzlichen Worten bittend, ihnen alles zu erzählen.

„Ach, das ist eine lange und traurige Geschichte", sagte Helene zögernd. „Der Anfang davon ist Ihnen freilich schon bekannt; aber ich muß wohl fürchten, daß eine ausführliche Schilderung des Fortgangs und des Endes Ihre Theilnahme und Geduld auf eine gar zu harte Probe stellen würde."

Aber der Maler und seine Gatiin wurden nicht müde, mit Bitten in sie zu dringen, so daß sie endlich wohl mit ihrer Erzählung nicht länger zurückhalten konnte.

„Nun gut", sagte sie, „ich werde mich bemühen, kurz zu sein und alles Nebensächliche zu unterdrücken. Vielleicht

haben Sie bereits errathen, daß die traurigen Ueberraschungen, welche mir nach unserer Trennung noch vorbehalten waren, keinen anderen betrafen, als meinen Pflegebruder Bruno, denselben, dessen traurige Verirrungen zuerst durch Sie, Herr Professor, aufgedeckt wurden. Seitdem er mich auf jenem Unglücksschiffe, das mich nach England bringen sollte, im Stich gelassen, hatte ich nichts mehr von ihm vernommen, und ich glaubte nicht, daß ich jemals von seinem weiteren Ergehen Kenntniß erhalten würde. Ich dachte an ihn wie an einen Todten, und bemühte mich, zu vergessen, was ich von ihm und um seinetwillen Uebles erfahren hatte. Da erhielt ich eines Tages in Nizza das Schreiben eines römischen Advokaten, welcher mich aufforderte, unverzüglich nach der Hauptstadt Italiens zu kommen, da es sich darum handle, Enthüllungen über einen gewissen Bruno Weißberger zu geben, der, wie man wohl annehmen könne, mit mir verwandt sei. Von bangen Ahnungen erfüllt, denn ich konnte mir wohl denken, daß es nichts Gutes und Erfreuliches sein würde, was da meiner wartete, machte ich mich doch in Begleitung meines freundlichen französischen Gönners, der mich durchaus nicht allein reisen lassen wollte, ungesäumt auf den Weg; trotz aller Befürchtungen doch auch von der schwachen Hoffnung erfüllt, daß ich vielleicht im Stande sein werde, ihn aus einer bedrängten Lage zu befreien. Es war sicherlich nicht Liebe, was ich für ihn empfand; die Zuneigung, welche ich einst gehegt, war längst erloschen; dazu hatte ich mich in seinem Charakter und in seinen Herzenseigenschaften denn doch gar zu arg getäuscht. Aber ich bemitleidete ihn noch immer, und ich war überzeugt, daß er durch schändliche Verführungen

auf jene abschüssige Bahn gedrängt worden sei, die früher oder später mit seinem sichern Verderben endigen mußte. Um so gewaltiger wirkte die Ueberraschung, welche in Rom meiner wartete. Bei meiner Ankunft zwar war der Advokat nicht anwesend, aber schon am nächsten Morgen suchte er mich in meinem Hotel auf, und meine Ankunft schien ihn, der sich in einer merkwürdigen Erregung befand, mit ganz besonderer Freude zu erfüllen. Er zeigte mir zunächst eine Photographie, die ich auf den ersten Blick als das Bildniß Bruno's erkannte, und als ich auf seine Frage der Wahrheit gemäß bestätigte, daß der Dargestellte mein Pflegebruder Bruno Weißberger sei, legte er eine Genugthuung und Befriedigung an den Tag, die mir erst verständlich wurde, als er mir die erbetene Aufklärung gab."

Und Helene erzählte nun dem erstaunt aufhorchenden jungen Ehepaar die abenteuerliche Geschichte von Bruno's Erlebnissen in Italien, so wie sie dieselbe aus dem Munde Ricardo's vernommen hatte. Wie der Advocat jene nach Deutschland zurückführende Spur ausfindig gemacht hatte, und wie es ihm gelungen war, ihren Aufenthalt in Nizza zu ermitteln, darüber hatte sie selbst eine genügende Auskunft nicht erhalten können, und es kam auch für sie nicht weiter in Betracht. Genug, daß Ricardo gerade an dem Tage, an welchem er nach jener verhängnißvollen, nächtlichen Katastrophe in Miraflore nach Rom zurückgekehrt war, den vollgültigen Bewies zu erhalten glaubte, daß sein Verdacht ein begründeter gewesen sei, und daß die fürstliche Familie wirklich dem hochstaplerischen Genie zweier raffinirter Betrüger zum Opfer gefallen sei. Unverweilt hatte er nun der Fürstin und

dem Bischof von dieser Entdeckung Mittheilung machen wollen, aber noch ehe er das betreffende Schriftstück vollendet hatte, war er durch den Besuch des Fürsten überrascht worden, der gekommen war, seine entflohene Nichte von ihm zurückzufordern. Der Wahrheit gemäß konnte ihm Ricardo versichern, daß er von dieser Flucht nicht die geringste Kenntniß habe, und der Bischof glaubte ihm ohne Weiteres, da er bei alledem von der Ehrenhaftigkeit des jungen Deputirten fest überzeugt war, und da er bezüglich des Aufenthaltsortes Margeritas ganz bestimmte Vermuthungen hatte, die sich denn auch später als begründet erwiesen.

Ohne seine Erregung zu Tage treten zu lassen und ohne durch ein einziges Wort zu verrathen, ob er der Darlegung Ricardo's Glauben schenke oder nicht, hatte er seine Enthüllungen entgegengenommen und den Wunsch geäußert, Helene selbst zu sprechen, und zwar, wie er ausdrücklich zur Bedingung machte, in Gegenwart des jungen Deputirten. Und diese Unterredung hatte ein für alle Parteien gleich überraschendes Ergebniß gehabt, denn sie hatte zwar den Beweis erbracht, daß die Erzählung des angeblichen Rödeler zum weitaus größten Theile Lüge und Erfindung gewesen war, aber sie hatte gleichzeitig die Vermuthung sehr nahe gelegt, daß Bruno oder Ernesto dennoch der Sohn der Fürstin Beatrice sei. Helene waren schon einige dunkle diesbezügliche Andeutungen des alten, bereits schon erkrankten Weißberger eingefallen, und auch außerdem wiesen verschiedene bedeutende Umstände auf eine solche Vermuthung hin. Die Angelegenheit war verworrener und unklarer geworden, als sie es vordem gewesen war, und der Bischof, welcher den Liebhaber seiner Nichte plötzlich

mit einer auffallenden Güte und Freundlichkeit behandelte, hatte zunächst von allen in die Angelegenheit eingeweihten Personen das Versprechen unbedingten Stillschweigens gefordert, da ihm selbstverständlich vor Allem daran gelegen war, einen öffentlichen Scandal zu vermeiden, solange noch die Möglichkeit eines andern Auswegs vorhanden zu sein schien. Der folgende Tag brachte aber eine Katastrophe, deren niederschmetternde Wirkung alle Befürchtungen der Betheiligten weit übertraf. Der angebliche Fürstensohn hatte in nächtlicher Stunde seine Mutter nicht nur bestohlen, sondern er hatte auch den Versuch gemacht, sie in der gräßlichsten, brutalsten Weise zu ermorden. Nicht ihm war es zu gute zu halten, wenn es nur bei dem Versuch geblieben war, denn ohne Zweifel hatte er geglaubt, seine entsetzliche Absicht ganz erreicht zu haben, als er von seinem unglücklichen Opfer abließ. Aber eine gnädige Fügung des Himmels hatte die Fürstin vor dem gräßlichen Geschick bewahrt, ihren Tod unter den Händen eines Mörders zu finden. Ernesto hatte ihre schwere Bewußtlosigkeit für das Ende gehalten, und bald nach der Entfernung des Unseligen war der beklagenswerthen Frau Besinnung und Kraft soweit zurückgekehrt, daß sie nach dem Glockenzuge greifen und die Dienerschaft alarmiren konnte. Da der Mörder mit dem Raube noch nicht weit gekommen sein konnte, hatte man sofort mit Fackeln und Windlichtern die ganze Umgebung des Schlosses abgesucht und diese vorerst resultatlos gebliebenen Nachforschungen am nächsten Morgen mit polizeilicher Unterstützung wieder aufgenommen, da bestimmte Anzeichen darauf hindeuteten, daß Ernesto und sein gleichfalls verschwundener Complice sich nicht aus der unmit-

telbaren Nähe von Miraflore entfernt hätten. Und da hatte man sie denn in der That gefunden. — In fast unauflöslicher Umarmung mit einander verschlungen, waren die Leichen in's Land getrieben worden, und das Trauerspiel hatte damit einen Abschluß gefunden, der zwar tief erschütternd, aber für die fürstliche Familie vielleicht doch der gerechteste und beste war.

In Begleitung des ehemaligen Zuchthausdirectors war Helene nach Miraflore gereist, um die entseelte Hülle des jungen Mannes, den sie einst wahr und aufrichtig geliebt hatte, als diejenige ihres Pflegebruders zu recognosciren. Sie hatte ihn und seinen Unglücksgenossen auf den ersten Blick erkannt; aber auch von einem Andern waren sie erkannt worden, nämlich von ihrem französischen Begleiter, der in ihnen zu seiner grenzenlosen Ueberraschung und Bestürzung jene beiden Zellennachbarn seines Zuchthauses wiedersah, von denen er einst auf der Ueberfahrt nach England seinen Reisegenossen erzählt hatte.

Wie furchtbar Helene von neuem unter der Wucht dieser rasch aufeinander folgenden erschütternder Ereignisse gelitten, bedurfte für ihre Freunde kaum einer besonderen Schilderung. Waren doch auch sie tief bewegt, als sie von den letzten Schicksalen und von dem Ende des Mannes hören mußten, der auch in ihr Leben einst so verhängnißvoll eingegriffen hatte. So fügte denn Helene hinzu, daß sie nach jenem Unglückstage nur noch von dem Wunsche beseelt gewesen sei, den Boden Italiens so schnell als möglich wieder zu verlassen. Ihre französischen Freunde und namentlich ihr junger Zögling hatten sie zwar mit innigem Bedauern scheiden sehen, aber

sie hatten ihre Gemüthsstimmung zu würdigen gewußt und ihr keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Vor ihrer Abreise aus Nizza hatte sie dann noch aus einer brieflichen Mittheilung des römischen Advocaten erfahren, daß die Fürstin den Entschluß gefaßt habe, den Rest ihres Lebens hinter den schützenden Mauern eines Klosters zu verbringen, daß sie aber zuvor bei ihrem Bruder dessen Einwilligung zur Verbindung Margarita's und Ricardo's durchgesetzt habe.

Mit den wärmsten Empfehlungen ihrer freundlichen Gönner ausgerüstet, hatte Helene bald wieder bei einer vornehmen Familie in Süddeutschland eine neue Heimath gefunden, und dort hatte sie — wie sie mit holdseligem Erröthen ihre Erzählung schloß — die Bekanntschaft eines wackeren jungen Mannes von edlem Character und in angesehener Lebensstellung gemacht, der ihre reichen Vorzüge bald genug ihrem Werthe nach gewürdigt und ihr endlich Herz und Hand angetragen hatte. Auch sie erwiderte seine Neigung auf's Herzlichste; aber sie hatte es doch, ehe sie seinen Antrag annahm, für ihre Pflicht gehalten, ihm die Schicksale ihrer vielbewegten Vergangenheit in allen Einzelheiten zu erzählen, ihrem Bewerber vorstellend, daraufhin seinen Antrag zurückzuziehen. Aber das war natürlich nicht geschehen, sondern der vortreffliche Mann hatte sie statt aller Antwort fest und innig in seine Arme geschlossen, um sie noch an dem nämlichen Tage den hocherfreuten Eltern als seine liebe Braut vorzuführen.

Nun sollte in wenigen Wochen die Hochzeit stattfinden, und es war dem jungen Mädchen ein Herzensbedürfniß gewesen, zu derselben auch den Professor und seine junge Gattin, die beiden Menschen, deren Schicksal mit dem ihrigen in so

vielfach innige Beziehung gekommen war, persönlich einzuladen.

Fragend blickte Elsa auf den Maler, denn es war eine weite Reise, welche sie bis zu dem Wohnorte von Helenen's künftigen Gatten zurücklegen mußten. Dernberg aber schlang seinen Arm um ihren Nacken und rief in fröhlicher Laune aus:

„Und wenn sie auf dem Nordpol gefeiert würde, wir dürfen bei dieser Hochzeit nicht fehlen. Wäre es auch nur, damit sich das junge Paar an uns ein Beispiel nehmen könnte, wie man es anfangen muß, um unaussprechlich glücklich zu werden, auch wenn man darauf verzichtet hat, in hohen Kreisen zu leben!"

(Ende.)

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.

Ortmann, Reinhold

Aus hohen Kreisen Roman von Gerhard von Falkenried [= Po. für Reinhold Ortmann.]

Bd.: 2

1893